Romantiſche Blätter.

Herausgegeben

von

F. W. C a r o v é,

der Philoſophie Befliſſenen.

Swem nie von Liebe Leit geſchach,
Dem geſchach auch Liep von Liebe nie;
Lieb und Leit die waren ie
An Minnen ungeſcheiden;
Man muß mit dieſen beiden
Ere und Leb erwerben,
Oder ane ſi erſterben!

Triſtan. H. S.

Eiſenach, 1818.

Bei Joh. Friedr. Bärecke.

Unſere Lieb nimmt ihrer Güte Maaß von des Geliebten Güte; iſt gut, wenn ſie etwas Guts liebt, allerbeſt, wenn ſie das höchſte Gut liebt, und iſt boß, wenn ſie liebt, das nit gut iſt. Sie fall aber dennoch auf's Gut oder auf's bos, nichts deſtominder bleibt Lieben lieblich und ſuß in ihm ſelbſt; macht darüber alles träglich und leicht, das ohne ſie zu tragen ſchwer war, wo nicht ganz unträglich. —

D. Joh. von Staupitz, weiland Abt zu Salzburg in ſeinem Büchlein von der holdſeligen Liebe Gottes. K. 1. S. 2.

Herzogl. Bibliothek Weimar

Vorwort.

Ob diesen Blättern geziemte, an das Tageslicht zu treten, mag ihr Schicksal selbst entscheiden; — vielleicht werden sie, gleich so vielen Blättern des Waldes unbeachtet verwelken und dahin schwinden; — doch vielleicht auch manchem glücklichen Waldvögelein ähnlich ein freundliches Echo oder gar ein lauschendes Ohr für ihren

unterbrochenen Wildgesang finden. Hierhin gehören nur noch die Taufscheine dieser Kinder, die da ungerufen hervorspringen. —

Yta von Toggenburg, des Verfassers erstes Spiel auf den freien Gefilden der Dichtung, ist nach der kurzen Angabe in J. v. Müllers Schweiz. Gesch. (Bd. 1. C. 14. S. 402.) ausgearbeitet, und in das Taschenbuch Freunde altdeutscher Zeit und Kunst*) zuerst eingerückt worden; erscheint aber hier in vielen Stellen verändert.

*) Vom Verfasser dieses und von E. de Groote im J. 1816 zu Cölln herausgegeben.

Wilhelm von Falken ſo wie Aucaſſin und Nicolette ſind beide aus einer Sammlung von 174 altfranzöſiſchen Mährchen und Erzählungen*) als die lieblichſten und reinſten ausgewählt, und, ſoweit als thunlich war, treu überſetzt. —

Winibald und Mathilde iſt in ländlicher Einſamkeit im J. 1815, das Chriſtabendsmährlein aber Ende 1817 geſchrieben.

---

*) Fabliaux ou contes du 12. et du 13. siècle, traduits ou extraits d'après divers Manuscrits du temps. Paris 1779. 3. vol. — Das 1te L. 3. p. 43 ff. Das 2te L. A. p. 180 ff. —

Die Blätter endlich, die diesen Kranz beschließen, sind aus einem Mährchen, das, um seines gleichsam Schritt um Schritt fortgewobenen Inhaltes willen, ein fortgehendes genannt ist, genommen, und werden, wenn ihre Grünung Freude gewähren sollte, in der Folge Hand in Hand mit ihren kleinen Geschwistern erscheinen.

Inhalt.

Zueignung . . . . . S. IX
Ita von Toggenburg . . . . . — 1.
Wilhelm von Falken . . . . . — 69
Winibald und Mathilde . . . . . — 87
Aucaſſin und Nicolette . . . . . — 185
Chriſtabends-Mährlein . . . . . — 231
Aus einem fortgehenden Mährchen.
1. Die Irrlichter . . . . . — 253
2. Die Lerche . . . . . — 259

Die Lieb iſt Allen eingegraben,
Das Gut für ihren Zweck zu haben:
Da kommt auch Alles wieder an,
Weil anderwärts Nichts dauren kan,
Als wenn's zu dem kan wiederkommen,
Wo es ſein Weſen hergenommen.

Aus der Verteutſchung der 5 Bücher de Consolatione philosophiae des Boëthius. (Sulzbach 1667.) p. 224.

Zueignung.

Wenn man einſam iſt, dann ſehnt man ſich und athmet nach ſeinem anderen Selbſt, wie die ſproſſende Pflanze aus dunkler Gruft ſich hinauf und hinaus nach dem Lichte hin dehnet und ranket. Und wenn lange das Auge vergeblich nach ſeinem Spiegel geſpäht, und das Herz ſeinem pulſirenden Echo entgegen-

geſchlagen hat, — dann ſchließt ſich das Auge, und ſchaut ſeinen inneren Stern, und das Herz kehrt in ſich ſelber ein, und theilt im Schmerze ſich ſelbſt in zwei Hälften, und iſt nun nicht mehr einſam, wie es zuerſt war. — So wird ewig die Welt; ſo wird Alles, was wird; ſo ſind dieſe Blätter auch Hälften von verborgenen Herzensblättern. —

Wenn nun dem Einen ſein Anderes geworden iſt, dann möchte es wieder Eines mit ihm ſeyn; denn das Andere iſt ihm gegenüber, und es fehlt ihm ſeine eigenſte Hälfte; — und wenn es wieder Eines mit ihm würde, wie es zuerſt war, dann würde es wieder einſam

seyn und sich wieder sehnen hinaus aus seiner nächtlich-stillen Einsamkeit. Darum suchen beide ein Drittes, worin sie Eines seyen und doch auch zwei, und wenn sie dieses gefunden haben, dann haben die gegeneinander gebreiteten Arme sich gefaßt, und der rankende Kreiß ist geschlossen; es hat der auftreibende Zweig sich wieder niedergesenkt und Wurzel geschlagen, und trin't nun aus dem Ersten, — aus der Einen verborgenen Quelle, — neue Freuden und ewige Jugend. — Also lebt und vollendet sich ewig die Welt, und also haben diese Blätter und ihre heimlichen Hälften auch ihre Mitte gefunden, die gleich dem heiteren Morgenroth die in sich gekehrte nächtliche Tages-

hälfte lächelnd und lieblich mit der in's Unge-
meſſene ausſtrahlenden einet. —

Dir aber meinem linden und freundlichen Morgenroth, dir, roſige Jungfrau! ſtreu' ich dieſe Blätter opfernd auf den thaubeperlten Pfad. Berühre ſie ſanft; denn vor deinem Aufgange ſind ſie entſproſſen, und wenn auch Ahndung gleich einem Schimmer deinem Glanze vorangeeilt war, ſo hatte doch dein milder Othem noch ſelbſt die kühle Nacht nicht erwärmt, noch dein tiefes Auge das harrende Dunkel begeiſtet. Nun aber iſt die Nacht ſelbſt übergefloſſen in's Morgenroth, und wie zuerſt das Herz von Liebe ſprach und ſich

nach Liebe ſehnte, ſo iſt es ſelbſt nun in Liebe aufgegangen, ſelbſt nun ein tönend, ein lebend Wort im unendlichen Liebesgeſang des Univerſums.

Die Blätter nun ſollen nur von der Liebe zeugen, wie nur die Sehnſucht nach Liebe ſie gezeuget hat; denn nicht die Sonne ſelbſt zeuget vom Lichte, ſondern die Blumen, die ſie aus der finſtern Erde hervorruft, und nicht dieſe oder jene Blume, nicht die Roſe und Lilie allein vermögen die Macht und die Herrlichkeit des Lichtes zu vollzeugen, ſondern nur der aus allen Blumen ſich ewig fortwindende Kranz. Wie möchten da dieſe wenigen hingeſtreuten Blätter genugſam von der Liebe ge-

zeugt haben, die ja die Mutter der Sonne, wie aller Sterne, ja die ewige Fülle ſelbſt iſt, — in deren Namen allein von Anfang an alle Lieder erklungen, wie alle Herzen erglühet, alle Blumen geduftet, wie alle Augen und Sterne geleuchtet und geſtrahlet haben? — — Allein vermochten auch dieſe Blätter nur wenige Tropfen aus dem urtiefen Meere der Liebe zu ſchöpfen und zu faſſen, und geben ſie auch kein neues Zeugniß von der Königin des allgegenwärtigen Himmels, — deren Fußtapfen auf allen Wegen und Stegen wahrzunehmen iſt, deren Preißgeſang vernehmbar aus allen Brüſten emporjauchzt, — ſo darf doch der Tropfen auch der Sonne Glanzbild ſpiegeln,

und die Nachtigall und jedes Vöglein in jedem Frühling wieder daſſelbe Liebeslied anſtimmen, — und zwar zur immer neuen Luſt und Freude jeder fühlenden Seele! —

Darum, nocheinmal bitt' ich dich,' meine roſige Jungfrau! berühre ſie ſanft die Blätter, die ich dir weihe! Erkenne darin, was ſie erzeugt, und was als Ahndung ſchon nächtlich mich umſpielt hat; — und wirſt du die Liebe, ja vielleicht den Abglanz deiner ſelbſt — darin erkannt haben, — dann — Blätter — mög't ihr immerhin fallen, mög't verweſen, — klaglos welket die Roſe, wenn ſie der Jungfrau Bruſt geſchmückt, freudig ſchwei-

get und ſtirbt die Nachtigall, wenn auch nur einmal ſie das liebende und das geliebte Herz mit ihren Klängen ergötzt und es erhoben hat in den Aether des freien Einklangs, in den Himmel der reinen, der heiligen Liebe! —

Heidelberg im Mai 1818.

Ita von Toggenburg.

An den freundlichen Leſer.

.....

Eine Mähre will ich dir verkünden, die ſich begab, als man ſchrieb nach unſeres Herrn und Heilands Geburt Eintauſend Einhundert und achtzig. Zwar klingt ſie ſeltſamlich und wunderbar, ſo daß man ſchier zweifeln möchte, ob denn alles wirklich ſo ſich zugetragen; allein es hat ſie uns ein hochgelahrter und gottesfürchtiger Mann in ſeiner weltberühmten Hiſtoria berichtet, und da muß man ſie doch wohl für wahr und wahrhaftig halten. Hätte nun gern dieſe Kunde in ſaubere Reimlein gebracht, weil Ton und Weiſe den Gedanken, wie Edelſtein und reich Gewand der Frauen ſchönen

Leib, verzieren, und es oft gar ſcheint, als würden ſie zu Flügeln, die das Gemüth in ein fremd und wunderherrlich Land hinübertrügen. Bin aber nicht erfahren genug in dieſer hehen Kunſt, und habe gehört, daß, wer mit ungeübter Hand eingreift in das göttliche Saitenſpiel, nur Miſtöne zu Tage fördert, oder gar die zarten, goldnen Fäden ſprengt. Darum, lieber Leſer, nimm hin die arme, ungeſchmückte Rede, ſo gut als ich ſie geben kann, — und laß ſie dich eine Weile unterhalten, wie ja dein Auge zuweilen von der gefüllten Roſe auf die einfache Wieſenblume ſich hinwendet, und dein Ohr auch gerne dem wenigtönigen Liede des Waldes horcht, wenn gleich nur die Verſchmelzung des Einklangs und Vollklangs dein Gemüth zu erfüllen und dein ganzes Herz in Himmelsluft unterzutauchen vermag. —

I.

Von dem Ritter Heinrich von Toggenburg und seinem Gemahl Ita von Kilchberg.

.....

Auf der hohen Toggenburg, im Lande Schwyz, lebte Graf Heinrich mit seinem Gemahl, der edlen Frau Ita von Kilchberg, in vergnüglicher Ehe. Frau Ita war über die Maßen schön und lieblich von Antlitz und Gestalt, und die Tugend und Gottesfurcht, die sie im Herzen trug, und aus ihren Blicken und Mienen wie ein stilles Morgenroth herverleuchteten, gaben ihrem Wesen eine besondere Anmuth und Würdigkeit. Man konnte sie billig einer Lilienblume vergleichen, die das Auge durch den Glanz und die Reinheit ihrer Blätter erfreut, gleichwie sie das Herz durch ihren süßen Duft ergötzet und erquickt. —

Auch Herr Heinrich war ein ansehnlicher Mann, mit muthsprühenden Augen, hoher Stirne und viellockigem Haar, der der Ritterschaft wohl pflegte, und seine Ota feurig und beinahe mit Ungestüm minnte, so daß sie ihm zuweilen, halb im Scherz und halb im Ernst, sagte, „ich wünschte, du minntest mich nicht so heiß, du würdest mich dann wärmer lieben.“ Aber dann küßte und herzte er sie so lange, bis sie ihm endlich zugeben mußte, daß seine glühende Minne ihrem Herzen inniglich wohlgefalle. — Wie denn die zarten Weiblein sich oftmals täuschen lassen, und die feurigen Umarmungen und trunknen Minneschwüre des Mannes für reine, unversiegbare Liebe halten, und ihren Augen und Ohren mehr vertrauen, als dem stillen Gefühle ihres Herzens, das, ihnen von Gott gegeben, sie niemals trügt. —

Also waren die ersten Jahre der Ehe dahingegangen, ohne daß man hätte sagen kön-

nen, Herr Heinrich ſey überglücklich oder Frau Ota zu beklagen, dieweilen keines von beiden recht wußte, noch was ihm fehlte, noch was es eigentlich wünſchen ſollte. War doch der Graf in Jagd und Fehden und Turnieren aufgewachſen, ohne jemals die einfältigliche Stimme der Natur vernommen, noch ihren zarten Liebesdrang gefühlt zu haben; Fräulein Ota hingegen auf ihrer väterlichen Burg, gleich einem verborgenen Maiblümlein, in ſtiller Zucht und Zurückgezogenheit aufgeblüht, und glaubend, es müſſe alles ſo ſeyn, dieweilen ſie nie nichts anderes geſehen, noch erfahren. War ja in manchen einſamen Stunden ein leiſes, wehmüthiges Sehnen durch ihren Buſen gezogen, gleich einem fernen Wetterleuchten an dunklem, ſchweigendem Himmel, — dann hatte ſie bald wieder Troſt und Ruhe gefunden bei den ſchönen Heiligen, die gar freundlich abgebildet in der Kapelle zu ſchauen waren,

und in den ſüßen Harmonien ihrer Laute, die ſich ſanft und lieblich hinabſenkten in ihr bewegtes Herz. Auch dachte ſie nie recht nach über das fremde und wunderbare Regen ihres Gemüthes, und vermied gar darüber nachzugrübeln, gleichſam als fürchtete ſie zu finden, was ihren Seelenfrieden hätte ſtören können. — War ſie nun gleich ſorgſam bemüht, ſolche beunruhigende Gefühle noch vor ihrer Geburt zu erſticken, und die ſonderbare Bewegung, die ihr jedesmal ein leichteres Roth in die zarten Wänglein trieb, vor ihrem Eheherrn zu verbergen, ſo war ſeinem tiefen und beweglichen Blicke doch nicht entgangen, wie daß in dem ſpiegelreinen, durchſichtigen Gemüthe ſeiner Ota ſich noch etwas bewege, das ihm nicht angehöre, und er auch nicht zu erkennen vermöge. — Vergeblich ſann er oft und lange darüber nach, und da täglich ihn nur wenige unbedeutſame Dienſtmannen beſuchten, Frau

Yta ſich überdieß jedesmal ſittſam in ihr Kämmerlein zurückzog, wenn irgend ein feſtlich Gelag auf der Burg gehalten wurde, ſo konnte ihm auch nicht der entfernteſte Gedanke kommen, als habe ein fremder Rittersmann ihn aus dem Herzen ſeines theuren Gemahles verdrängt. Darum tröſtete er ſich bisher noch immer mit der Hoffnung, es werde ſeiner heißen Liebe gelingen, jenes Dunkel zu erhellen, gleichwie keine Nacht ſo ſchwarz und finſter iſt, daß nicht der Sonne Licht ſie auflöſen könne in Glanz und milde Wärme.

II.

Wie Herr Heinrich in die Fehde zog.

.....

Da begab es ſich einmal, daß ein Freund Herrn Heinrichs in einer grimmigen Fehde begriffen war, und zu ihm hinüber ſandte, und

ihn bitten ließ, ihm baldmöglichst zu Hülfe zu kommen. So erfreulich seinem ritterlichen Gemüthe diese Fahrt auch war, dieweilen er dabei gedachte Ruhm und Ehre zu erkämpfen, so sehr quälte ihn doch der Gedanke, daß er nun für eine, vielleicht sehr lange Zeit seine Ota allein lassen, und die süße Labe ihres minnelichen Kusses entbehren müsse; zugleich, doch ohne daß er sich selbst es gestehen mochte, regte sich heimlich die Furcht in seinem Herzen, als würde ein frecher Räuber ihm sein liebstes Gut entreißen, wenn er einmal nicht mehr in der Nähe wäre.

Aber auch Ota wurde recht betrübt, als sie die neue Mähre vernahm. Denn sie sollte sich nun zum erstenmal von ihrem Herrn trennen, den sie gewohnt war, immer um sich zu sehen, und die Gewohnheit, ihr mögt mir's glauben, schmiedet gewaltig starke und fast unzerreißliche Fesseln; sie giebt unserm Gemüth

ein Gefühl behaglicher Ruhe, und ſingt dem ewig beweglichen Geiſte ein Schlaflied, das ihn einlullt in ſüßen und anmuthigen Schlummer.

Die gute Yta ward daher von manchen bangen Sorgen bedrängt, als ſie bedachte, wie ſie nun heraustreten müſſe aus der gewöhnten Ordnung und der befreundeten Geſellſchaft ihres Gemahls, und wie ſie ſich nun ganz und gar ſelbſt überlaſſen bleibe. Wirklich iſt das Weib ein allzu zart Geſchöpf, um ohne Stütze in der Welt zu ſtehen; vielmehr muß ſie in Liebe und Treue ſich ſchmiegen an eines Mannes kühnkräftige Bruſt, damit ſein ſtarker Arm ſie ſchütze gegen Sturm und mannigfache Noth des Lebens, und daß der Ernſt ſeines Geiſtes die Milde ihres Gefühles umfaſſe und bewahre, gleichwie der Blumenkelch den flüchtigen Himmelsthau, die feſte Bruſt das zarte Herz umſchließt und ſchützend birgt.

Der Pflanze gleich, die zum erſtenmal des Stäbleins beraubt, das ihr zur Seite ſtand, das Köpfchen ſenkt und lange trüb und traurig zur Erde blickt, ſo ſtand Yta an dem engen Pförtlein der Burg, als ihr Gemahl mit ſeinen Reiſigen hinausgezogen war, und ſein winkender Helmbuſch in der ſtaubigen Ferne ihren ſpähenden Blicken entſchwand. Noch lange ſah ſie hinab in das tiefe grüne Thal, das ſich zu ihren Füßen hinſchlängelte, und es kam ihr ſeltſamlich ſtill und öde vor, als ſie ihren Eheherrn mit ſeiner reitenden Schaar nicht mehr gewahrte. Sinnend ging ſie mit langſam zögernden Schritten über den Zwinger der Burg und wiſchte ſich manche heiße Thräne von den blühenden Wangen. Es ſchien ihr jetzt die ſo bekannte Burg ganz fremd, die Stallthüren waren offen, die Hausgänge leer, die Kammern öde, als wäre alles Leben, alle Freude für immer aus ihnen herausgezogen.

III.

Wie es Frau Yta zu Muthe war, als ihr Gemahl hinausgezogen war in die Fehde, und welch gottgefälliges Leben ſie da führte.

.....

Einſam und allein ſaß nun die holde Yta, auf ihrem ſtillen Kämmerlein, und überließ ſich ganz ihren betrübten Gedanken. Mochte wohl lange ſo vor ſich hingeſeſſen haben, ohne ihr Herz aus dem engen Kreiſe der wehmüthigſten Gefühle herausreißen zu können, als ihr Blick zufällig auf die Laute fiel, die in einer Ecke neben ihrer Spindel lag. Und ſchien es ihr faſt, als ob die Saiten ſanft und leiſe tönten, und ſich ſehnten, ihre bekümmerte Herrin tröſten zu können. Unwillkührlich nahm ſie die Laute und begann mit bewegter Stimme folgende rührende Weiſe:

Könnt ihr klagen,
Könnt ihr ſagen,
Wie ich gar ſo einſam bin,
O ſo ſchwebet, zarte Töne,
Leiſ' und wehmuthsvoll dahin!

Hoffnung blühte
Im Gemüthe,
Hob das jugendliche Herz
In die blaue, duft'ge Ferne,
Trug es ſehnend himmelwärts.

In der Blumen
Heiligthumen,
In des Morgenrothes Blick,
In des Frühlings Wunderſchöne
Ahndet ich der Liebe Glück.

Und die Lüfte
Und die Düfte
Brachten mir gar manchen Gruß;
Fühlte oft im Schein der Sterne
Zarter Engel leiſen Kuß.

Doch jetzt klagen
Und verzagen
Muß ich Arme allzumal,
Und mein Herz muß einsam schlagen,
Und erleiden bittre Qual.

Tief in Thränen
Schwimmt mein Sehnen,
Und die Hoffnung ist erdrückt;
Liebe ward mir trübes Wähnen,
Und die Blumen sind zerpflückt!

O so klaget,
Töne saget
Wie ich gar so traurig bin,
Und vermögt ihr's, o so traget
Fernab meinen trüben Sinn.

So sang Ata, und in Strömen rannen die Thränen, Perlen gleich, unter den gesenkten, dunkeln Augenliedern hervor. Der Gesang samt den weichen Lautentönen waren's,

welche den harten Schmerz auflöſten in milde Wehmuth, welche mit wunderſamer Macht die Pförtlein des Herzens erſchloſſen, und das bittre Weh, was dort zuſammengedrängt lag, in ſüße Thränen zertheilten.

Aber weine nicht ſo viel, arme Yta, — ſpare deine koſtbaren Thränen für die Zeiten, die da kommen werden; die dunkle Stimme, die, wie ein ferner Donner, in deinem Innern herauf zittert, ſagt nur allzuwahr, daß für dich alle Freude und Luſt ein Ende hat, und wüßteſt du, welch' bittres Herzenleid dir noch bevorſteht, du würdeſt gewißlich dein Lockenhaar zerraufen, und dir die ſchönen Augen aus dem Kopfe weinen.

Danket Gott, ihr Menſchen, daß ein dichter Schleier euch die Zukunft ſamt allen nahen und fernen Fährlichkeiten birgt; — von milder, väterlicher Hand ward ſorglich er ge-

webt, — und keiner verſuche jemals, ihn trotzig frevelnd zu zerreißen! Aber danket zwiefach dem Allgütigen, daß er, wenn ſchwere Prüfungen ſich nahen, mitleidsvolle Engel ſchickt, die, leiſe klagend, Ahndungen der Zukunft mit lindem Othem in die Seele hauchen, auf daß ſie vorbereitet werde zu den kommenden Leiden. —

Fortan lebte Yta in ſtiller Betrübniß und einfachem Wandel. Frühe, wenn noch alles ſtill war in der Burg, ging ſie in die Kapelle, die heilige Meſſe zu hören. Dort betete ſie, als es einer züchtigen Hausfrau ziemet, für ihren fernen Gemahl, auf daß Gott ihn beſchütze im grimmigen Kampfe gegen Hinterliſt und harte Streiche, und ihn ſicher und ungefährdet heim geleite zu ſeiner Väter Burg. — Für ſich bat ſie nur um ein ſeelig Sterbſtündlein, im Uebrigen ſich ganz in ihres Heilandes

Willen ergebend. — Den andern Theil des Morgens verbrachte ſie mit Wirken und ſonſtigen zierlichen Arbeiten, wie ſie ſich wohl für eine ſo hohe Edelfrau ſchickten. Nachmittags pflegte ſie ſich in den alten Laubgewölben des Schloßgartens zu ergehen, und ſpielte je zuweilen einige wehmüthige Weiſen auf der Laute. Ging aber gar bald wieder zur Arbeit, und ſpann, und ließ ſich Abends von Herrn Bertran, dem Burgkaplan, aus den Legenden der Heiligen und andern frommen Büchern vorleſen, damit der Tag, wie er mit Gott begonnen, auch ſchließe in Andacht und reinen Gedanken. So ging ihr die Zeit hin, wie ein Bächlein, das tief in einem ſtillen Thale fleußt und nie von Wind und Wetter in ſeinem milden Hinquellen geſtört wird. Nur wenn ſie zuweilen in die Vergangenheit zurückblickte, dann ward es ihr gar wehmüthig ums Herz, wie wenn man ſpät an dunklem Abend eines

roſigen Morgentraumes gedenkt, den die ſanften Strahlen der Frühſonne uns im Gemüthe erweckten. Denn ſie war aus dem ſüßen Traume erwacht, und konnte keines der duftigen Wunderbilder wiederfinden, für die ihr jugendlicher Buſen ſo erwartungsvoll und ſehnſüchtig geſchlagen hatte.

IV.

Wie Herr Heinrich durch teufliſche Gaukeleien verblendet ward.

.....

Nun möchte gewiß Männiglich gerne erfahren, welch' böſer Menſch es wohl gewagt habe, unſere gute Gräfinn zu bedrängen und ein ſo fromm und züchtig Weib in Leid und Ungemach zu bringen? Wie dieſes ſich begeben, will ich ſofort auch kund thun. —

So oft ein Kindlein geboren wird auf dieſer Erde, ſendet Gott einen Engel herab, der es auf der mühſamen und ſtürmiſchen Fahrt des Lebens begleite und beſchirme, und es tröſte und ſtärke in Leid und Nöthen. Aber zugleich ſchickt der Regent der Finſterniß einen böſen Geiſt ihm zum Begleiter herauf, der den Menſchen ableiten ſoll vom Wege der Andacht und Gottesfurcht, und der gewaltig erzürnet, wenn ihm ſein ſchändliches Unternehmen mislingt. — Auch Yta hatte ſolch einen böſen Begleiter. Aber bisher waren alle ſeine liſtigen Angriffe von ſeiner felſenfeſten Tugend, wie giftige Pfeile von einem demantnen Schilde, abgeprallt. Als er daher gewahrte, daß er binnen Kurzem ihrem Schutzengel ganz und gar unterliegen ſollte, beſchloß er in ſeinem verzweifelten Grimme, ſich an ihr zu rächen, und ſie ins tiefſte, ſchmählichſte Elend zu ſtürzen. —

Zu dem Ende nahm er die Gestalt eines Raben an, und stahl bei Tagesanbruch den Brautring der Gräfinn, den sie aus Unbedacht am Abend zuvor an das offene Fenster ihres Wohngemachs gelegt hatte. Mit diesem Raube flog er von dannen, und ließ ihn verschmitzter Weise vor Ritter Walthern niederfallen, der ein Dienstmann Graf Heinrichs war, und eben ausging, um zu jagen. Herr Walther nahm den Ring auf, freuete sich daß des köstlichen Fundes, und steckte ihn an seine rechte Hand, um nach Lust damit zu prunken. —

Zu dieser Zeit war Graf Heinrich mit seinen Reisigen in einem Walde gelagert. — Er saß allein, mit dem Kopfe an eine alte Eiche gelehnt, und war tief in Gedanken versenkt. Er dachte an sein ehlich Gemahl, und an alle die Liebe und Freundlichkeit, die sie ihm zu jeder Zeit mit so holden Geberden und so herz-

lichen Worten bezeigt hatte, und ſtellte es ſich recht lebhaft vor, wie ſie jetzt in ihrem Kämmerlein ſitze und ſeiner harre in Treue und Verlangen. Wie er aber ſo hin und her ſann, und es ihm recht klar däuchte, daß er ſeine Yta recht heiß und inbrünſtig liebe, kam ihm, wie aus Dunſt und Nebel, der ſchwarze Gedanke, „wie, wenn ſie mich und meine Liebe „vergeſſen könnte, und ſich einem fremden „Buhlen zu eigen gäbe!“ Er ſuchte zwar auf alle Weiſe dieſen peinigenden Gedanken, der ihm ſchier das Herz zerdrückte, zu verſcheuchen; allein, wie ein Geſpenſt kam er immer wieder herangeſchritten, und drängte immer mehr auf ihn ein, und quälte und ängſtigte ihn über alle Maßen. Da erhob Herr Heinrich ſeine Blicke zum Himmel, und flehte zu Gott um ein Zeichen, daß ſeine Yta ihm die ehliche Liebe und Treue bewahrt habe. Aber welch entſetzlicher Schrecken durchzitterte

ihn, als gleich darauf ein Rabe von dem Baume, an dem er saß, ihn mit ungewöhnlicher schrillender Stimme dreimal ankrächzte! —

Ein eiskalter Schauer fuhr wie mit einer eisernen Hand über ihn her, und der Othem entging ihm fast ob des ungewöhnlichen Grausens. Lange sah er starr vor sich hin, und hoffte und harrte noch, ob vielleicht ein gutes Zeichen folgen werde. Als aber alles schwieg und weit und breit sich nichts wegte noch regte, — da sprang er wie außer sich auf, schwang sich auf sein Roß, und sprengte mit Windeseile dahin über Berg und Thal.

Schon sah er in der Ferne sein Schloß im Glanz der Abendsonne schimmern, als ihm von der Seite eine bekannte Stimme zurief: „Ey, wohin so eilig, Herr Graf?“ Er sah sich um — und erkannte Walther, seinen

Dienſtmann, der von der Jagd heimkehrte nach ſeiner Burg. Sofort wollte er ihm antworten, und den traulichen Handſchlag erwiedern — da ſah er etwas flimmern an der Hand des Ritters, blickte ſchärfer hin — und erkannte den herzförmig geſchliffenen Rubin, den er ſeinem Gemahl am Verlobungstage verehrt hatte. Und mit einmal ward ihm ihre Untreue gewiß, und, ohne auch nur ein Wort weiter vorbringen zu können, gab er ſeinem Roſſe die Spornen, und ſtürmte in wüthender Haſt ſeinem Schloſſe zu.

V.

Wie der verblendete Graf ſeinem Gemahl ein Leid anthat, und wie es ihm darauf erging.

.....

Frau Ita luſtwandelte eben auf den Wällen der Burg, um ihr betrübtes Gemüth an

dem gar milden Scheine der Abendsonne zu erheitern und es durch Betrachtung der schönen Werke Gottes zu erquicken und zu stärken. Plötzlich hört sie Rossegestampf im nahen Schloßhof, bleibt halb erschrocken, halb schon erfreut, stehen, und horcht und späht, wer wohl möge gekommen seyn; — da stürzt der Graf mit rachenbrannten Blicken gleich einem Verzweifelten hervor, faßt die unglückselige Yta mit krampfhaft zuckenden Armen, und — weh' mir, daß ich es sagen muß, — stürzt sein engelrein Gemahl die hohen, schroffen Felsen hinab, die sich tief, tief unten in einem Graben endigten! — Und nicht genügt seiner grimmigen Wuth diese schnöde, himmelschreiende That; schnell eilt er zurück in's Schloß, schickt zwei seiner Diener zu Walthern, ihn augenblicklich zu sich zu entbieten, und läßt, als er gekommen, ihn an den Schweif eines wilden Pferdes binden, und

ſo gar jämmerlich den ſteilen Felſenweg der Burg hinunterſchleifen!

Aber kaum war die unerhörte Rache verübt, da fiel auch der ſchwarze Schleyer teufliſcher Verblendung von den Augen des Grafen, und mit Grauſen und Beben gewahrte er das Hölliſche ſeiner That. — Herauf aus dem tiefſten Grunde ſeines Herzens ſtieg der Glaube an die Unſchuld der Gemordeten, ſchrecklich drohend; gleich einer ſchweren, ſchwarzen Wetterwolke, und durchblitzte ſeine Seele, und zeigte ſeinem zitternden Gewiſſen alle die Möglichkeiten, die er in ſeiner blinden Wuth nicht bedacht hatte. — Da grinzten hohle Geiſtergeſichter aus allen Fenſtern der öden Burg ihm entgegen, und ſchier nicht aufrecht konnte er ſich halten, alſo ſchwer drückte ihn die entſetzliche Blutſchuld, und überall hörte er nichts, als das herzzerreißende Angſtgeſchrei ſeiner Ita

und das ſchwere Aechzen und Stöhnen des zerfleiſchten Walthers, daß er gerne in die tiefſte Schlucht der Erde verſunken wäre, um nur nichts mehr zu hören, noch zu ſehen.

Alle Diener waren, voll Entſetzens ob der gräßlichen That, der Burg entflohen; nur Herr Heinrich ſtand noch wie angewurzelt im Hofe, als ſchon die Nacht ihr tiefſtes Dunkel über die Erde gebreitet hatte. — Aber mit einem Mal erwachte er aus der dumpfen Betäubung, die ihm bis jetzt alle Glieder gelähmet, ſchwankte nun gleich einem Träumenden der Burg zu, und ging, als drängte ihn eine höhere Macht, auf die Kammer, wo die Gräfinn bisher gewohnt hatte. —

Gerade, als er hineintrat, ſtieg der volle Mond, wie in einen blutigen Mantel gehüllt, hinter dem fernen Gebirge hervor, und ſtarrte mit ſeinen großen, feurigen Augen durch die

hohen Fenſter des Gemachs. — Herr Heinrich aber wagte nicht den Blick zu erheben, dieweilen er fürchtete, ſeine Gräuelthat in Flammenzügen am Firmamente geſchrieben zu ſehen; ſondern ſetzte mit niedergeſchlagenen Augen ſich hin auf einen Lehnſtuhl, und erſeufzte tief aus tiefſtem Grund der Seele, ſah hierauf langſam und ſcheu um ſich her, alle die kleinen Habſeligkeiten betrachtend, die ſeine Ota noch vor ſo wenig Stunden berührt und durch ihre milde Gegenwart verſchönet hatte, und es kam ihm beinahe vor, als weinten ſie viele ſtumme Thränen und fragten ihn, wo ihre Herrinn denn bleibe? Aber noch waren ſeine Augen trocken und ſeine Seele ſtarr und betäubt, — da zeigten ihm ſeine Gedanken die holde Ota, wie ſie ſittſam und züchtig hier zu ſitzen pflegte und las, und ſang und arbeitete, und ihm mild und freundlich entgegen lächelte, wenn er heimkehrte von

Jagd oder fernen Gelagen; — und ihm brach das Herz in unſäglicher Wehmuth, und er weinte die bitterſten Thränen, und ſchluchzte laut, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen, — wollte auch ſchier ganz in Schmerz zergehen, und würde ſich gewißlich vor Leid das Leben genommen haben, wenn nicht ein Crucifix, das, von heiligen Bildern umgeben, an der Wand hing, und eben vom Schimmer des Mondes erhellt wurde, ihn mit lauter Stimme gemahnet hätte, ſtrenge und anhaltende Buße zu thun. — Noch einmal blickte er troſtlos umher, ſtand dann auf, ging auf ſeine Kammer, legte Waffen und Rüſtung ab, und bekleidete ſich mit einem grauen Pilgergewand; — nahm Hut und Stab, verließ noch in derſelben Nacht das Schloß, und wandelte weinend und betend nach dem heiligen Grabe.

VI.

Wie Frau Yta gar wunderbarlich vom Tode errettet ward.

.....

Aber Frau Yta war nicht todt: in dem Augenblick, als ſie den Felſen hinabgeſtoßen ward, verband ſich ihr Schutzengel mit ſeinem Brüderlein, das Herrn Heinrich begleitete, und beſchloſſen, ſie, die edle Gräfinn, aus dieſer Todesgefahr zu erretten, um ihr ein ſeeliges und ruhigeres Sterbſtündlein zu bereiten, und auf daß ſie hier noch durch ihr Gebet die gräuelvolle Schuld ihres Gemahles mildern möge. Nun konnten ſie zwar den Sturz Yta's nicht aufhalten, als ſie aber in die Tiefe kam, breiteten ſie ihre zart gewebten Schwingen aus, daß ſie unverſehret nieder auf den Raſen ſank. Hier lag nun die arme Yta

mit aufgelöſtem Haare, bleichem Antlitz und geſchloſſenen Augen in einer todtähnlichen Ohnmacht, und war ſie jetzt verſtoßen, ja ſogar im Geiſte vernichtet von dem, welchem ſie ſich und ihr Leben und ihre Liebe zu eigen gegeben hatte! Jetzt magſt du weinen, du Unglückſeelige, und will und muß ich mit dir weinen; denn unter allen Schmerzen, die ſeit dem Sündenfall den Menſchen, wie die Dornen den Roſen, zugetheilt worden, iſt gehaßte und verſtoßene Liebe der ſchärfſte und nagendſte. Wird uns doch mit der Liebe das Köſtlichſte unſeres irdiſchen Daſeyns geraubt, und ſind wir ohne ſie nichts mehr als eine Blume ohne Duft, ein Vogel ohne Sang, und ein Stern ohne Glanz! — Schön und gut können wir noch ſeyn, aber mit dem Glück und der Luſt und dem innigen Genügen hat es für immer ein Ende.

Erſt nach einigen Stunden kam Frau Ita wieder zur Beſinnung. Als ſie aber die matten Augen aufſchlug, und über ſich die hellen Sternlein am Himmel, um ſich her nur wild verwachſenes Geſträuch und zerriſſene Felſenſtücke gewahrte, und nichts hörte als das leiſe Flüſtern des Waldes und das entfernte Rauſchen des Bächleins im Thale, da begann es ihr zu grauſen ob der ſchaurigen Einſamkeit, und ſie erhob ſich, in der Meinung, einen Weg zu ſuchen, der ſie wieder auf die Burg führen könne. Denn noch war erſt ihr Körper aus der ſchweren Betäubung erſtanden. Als aber auch ihr Gemüth allmählig wieder ſeine Augen aufſchlug, ward ihr zuerſt die Vergangenheit lebendig, und ſah ſie die Jahre ihrer Kindheit wie eine liebliche Morgenröthe erſcheinen und entſchweben. Sah dann die unendlichen, überſeeligen Hoffnungen der Jungfrau keimen und ſprießen gleich wunderſchönen

Frühlings-Blumen, und endlich die Zeit ihrer Ehe kommen und dahin rinnen voller Freuden und Wehmuth. — Da erſchien ihr plötzlich der furchtbare Mann, wie er mit gräßlichen Mienen und feuerſchießenden Blicken daher ſtürmt, und ſie faßte und ſie ſtürzte in Tod und unabſehbaren Jammer! Nun konnte ſie nichts mehr ſehen, noch denken, als den wüthenden Mann, und wie von glühenden Händen fühlte ſie ihr Herz zerriſſen und bluten in tiefem, unnennbarem Schmerz. Nicht länger vermochte ſie hier zu bleiben in dem eng umſchloſſenen Graben, glaubte dem ſchrecklichen Bilde entfliehen zu können, drängte ſich durch das Gebüſch, ſtieg die Felſen hinab, und ging, als ſie unten in's Wieſenthal gekommen war, eilenden Schrittes dem Pfade nach, der tief in's Gebirg an die Quelle des Baches führte.

VII.

Wie sich Frau Yta in der Wildniß niederließ.

Als schon die Nacht zu bleichen begunnte, und ein Stern nach dem andern das müde Äuglein schloß, erreichte Frau Yta das Thal, in welchem der Waldbach aus dem Felsen hervorsprudelte. Erschöpft sank sie auf den Rasen nieder, und alsbald suchte der Schlaf sie heim, und senkte sich wohlthätig auf ihre matten Augenlieder. Ihr Schutzengel hatte ihn herbeigerufen, und wachte nun schützend an der Seite seiner viel theuren Pflegetochter, und lockte auch sanfte Träume herbey, auf daß sie ihres Herzens gewaltige Bewegungen so viel, als möglich stillen möchten.

So ward sie gestärkt an Leib und Gemüth, und als die Sonne schon hoch über den höch-

sten Bergen stand, wachte sie auf, und fühlte sich erquickt, und sah nicht mehr das schwarze Bild, das sie so sehr geängstet hatte. Sie richtete sich auf, faltete die Hände und dankte inbrünstig Gott für ihre wundersame Errettung.

Allzumal ward es ruhiger in ihrer Seele, und als sie nun aufgestanden war, und sah, wie freundliche Blumen in Hülle und Fülle sproßten, wie gar frisch und lustiglich das Bächlein quellte und wellte, wie endlich die Sonne so sanft und mild in allen den Frieden herabschien, — da bedünkte ihr das stille Wiesenthal ein kleines Paradies zu seyn, und beschloß sie, diese blühende und grünende Einsamkeit nicht mehr zu verlassen. Nahe bei der Quelle fand sie eine Höhle im Felsen, bereitete sich daselbst ein Lager von Moos und flocht von Weiden eine Thüre, um ihre Schlafstelle bei Nachtzeit vor wilden Thieren zu verschließen. Aber vor

allem pflanzte ſie ein Kreuz an einem ſchattigen Abhange auf, zog rund herum alle böſen Kräuter ſamt den Diſteln aus, und pflanzte liebliche und ſüß duftende Blümlein hin, auf daß ſie ihren Heiland dort verehren könne nach Würd' und Gebühr und ſich der reine Blumenduft mit ihren Gebeten miſche und ſtatt des Weihrauchs zum Himmel als Liebesopfer aufſteige. —

Zu ihrer Nahrung ſuchte Frau Yta ſich Wurzeln und Früchte, und gab ihr die Quelle zu jeder Zeit ein reines, cryſtallhelles Waſſer.

So lebte ſie zwar kümmerlich im Äußern, aber im Innern ruhig und glücklich durch ihr Vertrauen und ihre Liebe zu Gott und ſeiner Huld. —

In dieſer Ruhe ward ihr allmählich die Wehmuth klar, die vordem ſo oftmals ange-

klopft hatte an dem ſtillen Pförtlein ihres Herzens; denn es zeigte ſich ihr nun gar deutlich, wie daß ihr Gemahl nie keine recht wahre und reine Liebe für ſie empfunden, ſondern vielmehr nur gegen ſie entbrannt geweſen in ſündlicher, vermeſſener Glut. Darum wendete ſie jetzt ihre Gedanken ab von allen weltlichen Freuden, und ergab ganz und gar ihr Herz dem einigen, unſichtbaren Bräutigam und ſeiner lieb- und gnadenreichen Mutter Maria. — Manchmal zwar in trüben Tagen kamen die Bilder vergangener Zeiten ihr wieder in den Sinn, und mit Beben und Bangen gedachte ſie dann der ſchmachvollen That des Grafen, die finſter, wie ein ungeheures Räthſel, ihr vor der Seele ſchwebte: allein durch inbrünſtiges Gebet gelang es ihr jedesmal, ſolche ſchwarze Gedanken zu zerſtreuen und den über alles köſtlichen Frieden ihrer Seele wieder herzuſtellen.

VIII.

Wie Yta durch göttliche Schickung aus der Wildniß heraus in ein Kloſter geführt ward.

.....

Aber die Blumen waren verblüht und die Früchte gereift, und die längeren Nächte begannen ſehr unfreundlich zu werden: — da begab es ſich eines Tages, daß Yta in das nahe Gebüſch ging, um ſich reife Beeren und trocknes Reiſig zu ſammeln für den bevorſtehenden Winter, denn ſie wollte lieber die bitterſte Noth leiden, als wieder unter die Menſchen gehen, und hatte ſie im Hinterhalt die ſehr fromme Geſinnung, alles Ungemach zu erdulden, um durch dieſe thätige Fürſprache bei Gott die entſetzliche Schuld ihres Gemahls zu ſühnen. In ſolchen Gedanken war ſie in

den Wald gegangen, und ſammelte emſig und betete ſtill vor ſich hin. Aber Gott hatte Mitleiden mit ihr und wollte nicht, daß ſie umkomme in den Gefährlichkeiten des ſtürmiſchen Winters, und er ließ ſie den Rückweg verfehlen und immer weiter kommen in den dicht verwachſenen Wald. Schon dunkelte die Nacht und immer ſpärlicher ſchimmerten die Lichtſtrahlen durch der Bäume hohe Wipfel, ſo daß Ota kaum mehr des Weges gewahrte. Ermüdet vom vergeblichen Wandern ſetzte ſie ſich nieder auf den dürren Raſen und fing ob ihrem traurigen Schickſal gar bitterlich zu weinen an. Aber nicht lange dauerte ihre Bekümmerniß; denn aus der Ferne her kam Geſang, zuweilen abgelöſt von ſchwellenden Waldhornklängen, und es kam immer näher und näher, und bald hörte ſie ganz vernehmlich, wie eine Stimme ſang:

Ein Ritter ritt zu jagen
In einen wilden Wald:
Sehr thät ſein Liebchen klagen,
Mußt folgen ihm gar bald.

Der Ritter ließ die Hunde
Wohl ſpringen her und hin:
Fand nichts in weiter Runde;
Das wurmte ſeinem Sinn.

Da hört' er ſich was regen, —
Er glaubt, es ſey ein Wild;
Schnell will er es erlegen,
Und mit dem Bogen zielt. —

Alsbald der Pfeil entflieget, —
O weh! welch' bitter Schmerz! —
Sein Liebchen todt da lieget, —
Traf ihm das treue Herz! —

So ſang es durch den Wald, und Yta erkannte die Weiſe und erkannte die Stimme des alten Wolfgangs, der Jäger auf Kilchberg

geweſen und ihr aus treuer Anhänglichkeit auf die Toggenburg gefolget war. Sie faßte ſich Muth und rief dem Jäger zu, der eben nicht fern von ihr vorüber ging. Wolfgang kam herbei, und als er die holdſelige Gräfinn erblickte, wäre er vor Schrecken faſt zu Boden geſunken, dieweilen er wähnte, es ſey ihr Geiſt, der ihn gerufen. Als aber die Gräfinn mit gar ſanfter und lieblicher Stimme zu fragen begann, ob er nicht ſeine alte Herrinn erkenne? da ſchwand auch mit einem Mal ſeine Furcht, und er beugte ſich vor ſeiner Gebieterinn, und küßte den Saum ihres Gewandes in tiefer, freudiger Rührung. „So hat Euch unſer Herrgott im Himmel errettet! und Barmherzigkeit an Euch geübt, wie Ihr ſie immerdar an andern zu üben gepflegt!“ Alſo ſprach der altergraue Jäger, und die Gräfinn gegenredete ihm mit freundlichen Worten und erzählte, wie es ihr ergangen, hat nun auch, ſie

wieder zurück zu geleiten zu ihrer einsamen Wohnung. Aber hierin wollte Wolfgang seiner Herrinn durchaus nicht willfahren, sondern stellte ihr wohlmeinend vor, wie ihr zarter Leib die Stürme und bittere Kälte des Winters nicht auszuhalten vermöge, und wie viele grimmige Thiere sich zu Winterszeit in dem Thale versammelten; zudem sey das Kloster Fischingen gar nicht ferne, und dort könne sie ja auch der Einsamkeit pflegen, so viel es ihr immer beliebe. Ita war einst als Kind daselbst zum Besuch gewesen, und damals hatte ihr die Kirche und der Garten über alle Maßen wohlgefallen. Sie gab daher dem treuen Rathe ihres Dieners nach, und nahm in Gedanken Abschied von ihrer Wohnung und der grünenden Kirche mit dem blauen Himmelsdach und dem beblümten Altare. Sofort geleitete Wolfgang sie gen Fischingen, woselbst sie, noch ehe es ganz finster geworden, zwar müde, doch

ungefährdet anlangten. Auch die Äbtissinn staunte nicht wenig ob der wunderbaren Errettung der Gräfinn; aber ihrer weisen Erkenntniß blieb, wer dieses Wunder gewirket, nicht verborgen, sondern in Demuth verehrte sie das höhere Walten, und empfing liebreich und ehrerbietig diejenige, die so offenbar des göttlichen Beistandes war gewürdiget worden, — freuete sich auch recht innig, als sie vernahm, daß Frau Yta ihr Leben beschließen wolle in klösterlicher Zucht, in Andacht und frommen, gottgefälligen Übungen, und wies ihr die schönste Zelle an, die da war in dem weitschichtigen Gebäude.

So war denn Yta gelandet in dem Hafen der Ruhe, — für ihr ganzes Leben lang gesichert vor allen Stürmen und feindlichen Begegnissen, und mit Recht einer Blume zu vergleichen, die aus irdischem Boden verpflanzet

war in einen ewig heitern, himmlischen Garten.

IX.

Wie es Herrn Heinrich im heiligen Lande erging, und wie er durch einen Traum bewegt ward, wieder heim zu kehren.

.....

Mittlerweile war der büßende Heinrich nach einer mühseeligen Fahrt weit hin bis zum gelobten Lande gekommen, und konnte erst dann wieder frei athmen, als er eine ganze Nacht an dem Grabe unseres Heilandes gewacht hatte in tiefer, reuiger Zerknirschung. — Auf alle mögliche Weisen suchte er sich zu züchtigen, aber immer bedünkte es ihm, als habe er noch nicht genug gethan für den ungeheuren Frevel, der sein Gewissen heiß und schwer bedrückte.

Alle Pilgrimme, die ihn ſahen, ſtaunten ob der unvergleichlichen Inbrunſt, mit welcher er oft ganze Tage lang, ununterbrochen auf den Stellen kniete und betete und weinte, auf denen unſer Herr zum ſchmerzlichen Tode gewandelt war. Aber ſie kreuzten ſich auch und ſagten zu einander: „Welch' unerhörte Schuld muß laſten auf Jenem, daß ſie ihm ſolch' blutige Thränen auspreßt!“ Sprachen's und gingen dann ernſt und ſchweigend an ihm vorüber. —

Lange, ſchwere Jahre waren ihm ſchon vorübergegangen mit finſterem Antlitz und bleiernem Schritte, und immer noch erneute und verdoppelte er ſeine Büßungen, ſo daß er gar jämmerlich anzuſchauen war. Denn tief im Kopfe lagen die verweinten trüben Augen, und gefurcht war die ſonſt ſo ſtolze Stirne, und ein langer Bart wallte ihm über die eingefallene Bruſt herab.

Da begab es ſich einſtens an einem heiligen Freitage in der Schmerzenswoche, daß er bis in die ſpäte Mitternacht auf dem Calvari-Berge geweint und gebetet hatte, und gegen Morgen, vom Schlaf überwältigt, dahin ſank, wo einſt des Kreuzes ewiger Lebensbaum geſtanden. Als aber ſeine Augen ſich ſchloſſen, kam es ihm vor, als läge er in einem tiefen Kerker in Ketten und Banden, und wäre wegen einer entſetzlichen That zum Tode verdammt; — dann, als werde er unter unſäglichen Verhöhnungen und Mishandlungen durch eine große Stadt geführt, tief aufſeufzend unter der Laſt des Kreuzes, das ihm zu tragen geboten worden; endlich kam er nach einem langen und ſchmerzlichen Gange an einen Berg, wurde hinauf getrieben und oben von rauhen, grauſamen Händen an das Kreuz geſchlagen. — Als er nun da hing und unſägliche Schmerzen erduldete, und weinend umher

ſah, gewahrte er zu ſeiner linken Seite ein anderes Kreuz, von dem ein lichter, milder Schein ausging. Da durchzitterte ihn ein wunderbar ſüßer Schauer, und er blickte unverwandt hin — voll Demuth und innigen Glaubens, und erkannte des ewigen Sohnes himmliſches Antlitz. Zu ihm flehte er mit heißen Thränen um Verzeihung ſeiner ſchmählichen That, und hoffte und vertraute. — Alsbald ſah er, wie ſich der Heiland zu ihm wandte und ihm Gnade verhieß voll Huld und unendlicher Milde. — Mit einem Mal fühlte er, wie ein ſchwerer Stein von ſeinem Herzen weggewälzt wurde, und wie die bittern Vorwürfe ſeines gepeinigten Gewiſſens verſtummten, — vermochte auch nicht alle die Freude zu faſſen, und erwachte, als eben die Sonne hinter den fernen Gebirgen herauf ſtieg. — Als habe er in Himmelsluft gebadet, ſo fühlte er ſich gereinigt und geſtärkt und in innerſter

Seele erquickt, und, höchlich vertrauend auf das göttliche Traumgeſicht, beſchloß er, gleich nach dem Feſttage der Auferſtehung ſeine Heimfahrt anzutreten, und ſeine Schuld an dem Grabe der Gräfinn vollends abzubüßen. —

X.

Wie Herr Heinrich heimkehrte nach dem Lande Schwyz und was ſich weiter mit ihm begab.

Herr Heinrich war zwar alt geworden durch den ſchweren Kummer, der an ſeinem Herzen nagte, und war das Feuer ſeiner Augen durch das vielfältige Weinen ſchier ganz und gar verloſchen; als er aber wieder einmal recht lebhaft an ſeine Heimath denken durfte, da ſtrömte von neuem eine jugendliche Glut durch ſeine bleichen, eingefallenen Wangen, und als

ihm die fröhlichen Bilder ſeiner Jugend wieder gegenwärtig wurden, blickte ſein Auge wieder hell unter den grauen Wimpern hervor. —

Alſo gewaltig und dauernd liebt der Menſch den Ort, wo er als Kind geſpielt und als Jüngling geliebt, und die Zeit, in welcher Unſchuld und Reinheit ſeines Lebens Gefährten geweſen. Sofort nahm Herr Heinrich Abſchied von den heiligen Orten, die ihm durch ſeine Schmerzen und ſeine Buße theuer geworden, und wanderte gen Joppe, beſtieg dorten ein venetianiſches Schiff und langte nach kurzer und glücklicher Fahrt in jener weltberühmten Stadt Venedig an, die mitten im Meere gar künſtlich auf hölzerne Pfeiler gebaut, wie eine ſtolze Krone über den kräuſelnden Wellen ſchwebt; — ſetzte ſodann über an das feſte Land Italien, den immer prangenden und duftenden Blumengarten der Jung-

frau Europa, — und wanderte zu Fuße ſeiner Heimath zu, nicht ſonder große Mühſeligkeiten und mannigfaltige Beſchwerden.

Spät war es an einem Abend, als erſchöpft von dem weiten Gange, er in dem Dörflein anlangte, das nicht mehr völlig eine Stunde von Toggenburg entfernt iſt.

Seltſamlich ward es ihm zu Muthe, als er ſeine alte Feſte im hellen Mondenſcheine da liegen ſah auf dem hohen, ſchroffen Felſen, und aus den vielen hohen Fenſtern kein einzig Lichtlein ihn begrüßte, noch einlud hinauf zu kommen zur Ruhe unter gaſtlichem Dache! War's ihm doch, als ſähe er vor ſich einen Greiſen, der blind geworden durch Gram und unſäglichen Kummer, und von deſſen dunkler, tiefgefurchter Stirne die Heiterkeit auf immer verſchwunden ſey.

Aber herab von der Burg kamen in ſchwerem Fluge alle Geiſter der vergangenen Zeiten und ſenkten ihre Flügel und umzogen das Haupt des gebeugten Heinrichs, und alle alten Freuden und Leiden erwachten aus ihrem langen Schlummer und erfüllten ſein trauerndes Gemüth mit unſäglicher Wehmuth. Er vermochte nicht weiter zu gehen; denn alſo tief war er erſchüttert, daß ſeine Kniee wankten und er den Othem nur mühſam ſchöpfte. Da ließ er ſich die Wohnung des Pfarrers bedeuten; ging hin und klopfte leiſe an das Pförtlein und bat um ein Nachtlager mit ſanften, geziemlichen Worten. — Sofort ward er in ein ſauberes Kämmerlein geführt, allwo der Pfarrer gerade ſein Nachtgebet verrichtete. Schweigend trat Heinrich ein, und erſtaunte hoch lich, als er in dem Geiſtlichen ſeinen alten Burgkaplan erkannte. Aber Herr Bertran ließ ſich nicht ſtören in ſeiner Andacht, und erſt,

als er ſein letztes Ave geſprochen, ſtand er auf, zog ſein ſchwarzes Käpplein und hieß den Pilgrimm freundlich willkommen, ohne ihn jedoch wieder zu erkennen. War dieſes auch keineswegs zu verwundern; denn gleich wie des Frommen Antlitz allezeit lieblich zu ſchauen iſt und Nichts ſeine Klarheit und Reine zu trüben vermag, alſo werden die Züge des Schuldigen verwirrt und verändert und ihnen eine fremde und finſtere Signatur aufgeprägt.

Herr Bertran ließ ſeinem Gaſte Brod und einen Becher guten Weines vorſetzen, und als er ſich damit gelabt hatte, lud er ihn freundlich ein, mit ihm hinaus in's Freie zu gehen, um ſich der lauen Maienluft und des hellgeſtirnten Abends zu erfreuen. Der Graf ſtimmte ein, und ſie gingen vor das Haus und ſetzten ſich hin unter eine alte, dicht belaubte Linde. Eine Weile hatten ſie ſchweigend dort geſeſſen,

als Herr Heinrich leise fragte, wem doch jene Burg gehöre, die so herrlich da liege im Scheine des Mondes, und gleichsam gebietend herabschaue in das stille Thal? —

„Jetzt ist sie öd' und verlassen, — gegenredete Herr Bertran, — aber vor vielen Jahren wohnte daselbst Graf Heinrich, und wird diese Feste die Toggenburg genannt."

„Aber wie kommt es denn, daß jetzt niemand mehr dort wohnet?" fragte Herr Heinrich mit bewegter Stimme.

„Das will ich Euch erzählen, antwortete ihm der Pfarrer; und möget Ihr aus der gar traurigen Mähre abnehmen, wie wunderbar und unergründlich die Wege Gottes sind, und wie nie ein Gerechter verzagen soll in Leid und Trübsal, dieweilen der Himmel ihn allezeit mit tausend Liebesaugen bewachet und ihn schützet in den Zeiten der höchsten Noth.

„Graf Heinrich zog einſtens aus' zu eines entfernten Bundesgenoſſen Hülfe, und ließ ſein Gemahl, die edle Frau Ota von Kilchberg, allein zurück, vertrauend auf ihre tugendliche Sittſamkeit, als den ſicherſten Hort unbeſchützter Frauen. Lange war Herr Heinrich abweſend, aber ſtets bewahrte ſeiner die Gräfinn mit unverbrüchlicher Treue, und mögt Ihr mir dies feſtlich glauben, dieweilen ich damals Burgkaplan dorten war und genau achtete auf ihr ſtilles und ſittiges Leben. Da begab es ſich eines Tages, als ich früh Morgens am Fenſter ſtand, mein Gebet zu verrichten, daß ein Rabe, ſo groß, wie ich noch keinen jemals geſehen, vor mir vorbei und gerade in das offene Fenſter von Ota's Wohngemach hinein flog. Voll Erſtaunen ſah ich ihm nach, und fühlte, wie mich ein eiskalter Schauer überlief; gewahrte ſodann, wie das Thier alsbald herauskam und einen goldenen Reifen in ſei-

nen Klauen hielt und ſchnell damit davon flog. Als aber kurz darauf die Gräfinn weinend und händeringend zu mir kam und klagte, daß ihr Brautring entwendet worden, erſchrack ich gewaltig ob dieſem Unglücke, dieweilen ich das auffahrende Gemüth ihres Gemahls kannte. Unglücklicherweiſe ward ich noch an ſelbem Tage auf eine nahe Mühle gerufen, wo ein Sterbenskranker nach geiſtlichem Troſte verlangte. Bei dieſem verweilte ich die ganze Nacht. Aber nun denkt Euch mein Entſetzen, als ich am andern Morgen zurückkehrte auf die Burg und ſie leer und öde fand und keine menſchliche Seele, die mir Kunde geben konnte von dem, was ſich dort mochte zugetragen haben. Da beſchloß auch ich, die Burg zu verlaſſen, ſintemal ich fürchtete, es hätten Räuber die Einſaſſen derſelben vertrieben und kämen alsbald zurück, ihre reiche Beute zu theilen. Machte daher in der Eile meinen

Bündel und ging ſchnellen Schrittes dem nächſten Dörflein zu, begleitet von Trübſal und fürchtender Erwartung; — war aber kaum einige hundert Schritte weit gekommen, als ich Treubold, den alten Burgvogt fand, wie er auf einem Stein am Wege ſaß und unverwandt nach dem Schloſſe hinauf ſchaute und ſich eine Thräne nach der andern von den grauen Augenwimpern wegwiſchte, auch zuerſt vor tiefer Betrübniß keine Worte finden konnte, ſondern nur allmählig ſich ermannte, da er mir dann unter immerwährendem Schluchzen erzählte, wie daß ſein Herr am vorigen Abend gleich als ein Verſtörter auf die Burg geſtürmt und ſeinem Gemahl ein Leids angethan, auch gleich darauf ſeinen Dienſtmann, Ritter Walthern, auf eine gar erbärmliche Weiſe habe zu Tod bringen laſſen. Wie ferner die Diener insgeſammt voll Entſetzens ob dieſer Gräuel der Burg entflohen, er, Treubold, aber nicht

habe weiter kommen können, da ihm der übermäßige Schrecken die Glieder gelähmet. — Auch ſagte er, wie noch in derſelben Nacht ſein Herr bleich und entſtellt, gleich einem Geſpenſt, langſam und mit geſenktem Haupte an ihm vorübergeſchritten und hinab in's Thal gegangen ſey.“ Für eine Weile unterbrach hier Herr Bertran ſeine Rede und ſchöpfte tief Othem, wie wenn man einen Menſchen in Todesnöthen ſieht und über dem Schrecken das Athmen vergißt, und erſt, nachdem das Unglück geſchehen, wieder zu ſich kömmt und dann die Luft einhaucht in ſchweren, gedehnten Zügen. Als ſich aber Herr Bertran erholt, ſagte er in tiefer Bewegung: „Die Erzählung des Burgvogts fuhr mir wie ein doppelſchneidiges Schwert durch die Seele und ich gedachte ſogleich des Vorfalls mit dem Brautring und ahndete zitternd den ſchrecklichen Zuſammenhang. — Sofort aber half ich dem guten

Treubold auf, und leitete ihn in das nächſte Dorf, auf daß er dorten verpflegt werde, wie es ihm Noth that; — ging ſodann unverweilt zurück, den Leichnam der unglücklichen Gräfinn zu ſuchen und ihn an eine geweihete Ruheſtätte bringen zu laſſen. — Aber all' mein Suchen war und blieb vergeblich. Erſt nach faſt drei Vierteljahren erfuhr ich zu meiner unſäglichen Freude, daß die Gräfinn wie durch übermenſchliche Hülfe vom ſicheren Tode ſey errettet worden, ſich lange Zeit in der Wildniß von Wurzeln und Kräutern genährt, ſodann aber ſich in das Kloſter Fiſchingen begeben habe, wo ſie denn noch wirklich lebt und gleich einer Heiligen verehrt wird."

„So lebt meine Ota noch!" rief Herr Heinrich mit überlauter Stimme, „und iſt unſchuldig und treu geweſen! Weh' mir Unſeeligen, daß ich das engelreine Weib ermor-

den wollte! Wehe mir und wehe dem Tage, da ich geboren ward! O führt mich zu ihr, Kaplan!“ sprach er, wie außer sich, aufstehend und ihn heftig bei der Hand fassend. — „führt mich hin zu der Heiligen, — auf daß ich mich vor ihr in den Staub werfe und ihre Füße mit blutigen Thränen benetze und Verzeihung erflehe, wenn solch eine Unthat noch kann verziehen werden! Denn wißt, Kaplan, ich bin Heinrich, bin der Verruchte, der mein treues, engelreines Gemahl ermorden wollte.“

Aber so wie er dieß gesagt hatte, verließen ihn alle Lebenskräfte, und zurück sank er auf die Bank und ward bleich wie der Tod, und kalte Schweißtropfen standen gleich erstarrten Thränen auf seiner Stirne. Auch Herr Bertran war wie vom Blitz gerührt, als er die Rede des Grafen vernahm und gewahrte, wie sein weiland so blühender Herr entstellt und

abgehärmt und tief gebeugt war, gleich einem von Gott Gerichteten; — kam jedoch bald wieder zu ſich, indem das innige Mitleiden, das ihm die klägliche Lage des Grafen einflößte, ihn laut aufforderte zur thätigen und augenblicklichen Hülfe, — richtete ihn daher auf und war ſorglich bemüht, ihn an Geiſt und an Körper zu ſtärken; ſprach ihm Troſt ein, wie die heilige Schrift ihn darbietet in reichlicher, unerſchöpflicher Fülle, und ſagte ihm, wie daß kein Verbrechen ſo ſchwarz ſey, das nicht geſühnet werde durch ſtrenge Buße und reuige Thränen. Herr Heinrich horchte aufmerkſam auf die milden Worte des Pfarrers, die wie Balſam niederträufelten auf ſein ſchwer verwundet Herz, und ſichtbarlich erholte er ſich von der tiefen Ermattung, und folgte willig, als ihn Herr Bertran zum Nachtlager geleitete.

XI.

Wie Herr Heinrich ſein Gemahl erſuchen läßt, wieder zu ihm auf ſein Schloß zu ziehen, Frau Ota aber im Kloſter verbleibt.

.....

Am andern Morgen aber, als kaum die Sonne aufgegangen war über den grünen Bergen, ſtand Graf Heinrich ſchon auf und ging herab zum Pfarrer und wollte fortgehen nach Fiſchingen zu ſeinem Gemahl. Allein Herr Bertran widerſprach dieſem Vorhaben mit kräftigen Worten, und ſtellte dem Grafen vor, wie Frau Ota gewißlich allzu ſehr erſchrecken würde ob ſeinem unerwarteten Anblick, und wie ſie dadurch erkranken könne, welches doch ſicherlich ſein Wille nicht ſey; er ſelbſt wolle jedoch hinüber gehen und ſie vor-

bereiten zu ihres Gemahles Ankunft, und wenn dieß geschehen, ihr seine Bitte vortragen.

Hiergegen konnte Herr Heinrich nichts einwenden, ergab sich daher in seines treuen Bertran's wohlmeinenden Rath. —

Aber Herr Bertran machte sich unverzüglich auf, nahm sein Sonntags-Hütlein und den Stock mit dem Knopfe von eitel Silber, und wanderte raschen Schrittes gen Fischingen. Noch stand die Sonne hoch am blauen Himmel, als er schon das Kloster erreicht hatte und am Glöcklein zog und höflich um Einlaß bat. —

Frau Ita war höchlich erfreut, ihren alten, ehrwürdigen Burgkaplan wieder zu sehen, und bezeigte es ihm mit vielen lieblichen Worten. Als er aber seine Botschaft in einer umständlichen Rede kund gethan und ihr gesagt hatte.

wie der Graf so sehnlichst wünsche und flehe, sie möge wieder zu ihm ziehen auf Toggenburg; — da ward sie ernst und stand eine Weile in tiefes Sinnen verloren, drauf sagte sie ihm mit ruhiger und schier verklärter Stimme: „Gehet hin und meldet meinem Gemahl, daß ich keinen Groll mehr hege gegen ihn, sondern ihm verziehen habe aus dem Grunde meiner Seele, dieweilen ich festlich überzeugt sey, wie daß er nur durch unselige Verblendung zu solcher That habe gebracht werden können. Saget ihm aber auch, daß ich mein Gemüth und meine Gedanken bereits von allem Irdischen abgewendet und mein Leben nunmehr beschließen wolle in klösterlicher Einsamkeit und im steten Dienste Gottes und seiner Heiligen. Deshalb könne es weder ihm noch mir frommen, wenn wir uns wieder sähen und dadurch allzu lebhaft an längst vergangne Freuden und Leiden erinnert würden.“

Herr Bertran ſtellte ihr dagegen liebreich vor, daß ihr Gemahl ſo tief und ſo viele Jahre lang gebüßet, und daß er dadurch gar ſchwach und hülfsbedürftig geworden ſey, und ſie daher gewiß ein gottgefälliges Werk übe, wenn ſie ihm in ſeinem Alter beiſtände, treu und ſorgſam, wie es würdigen Hausfrauen zieme. — Die Gräfinn ward gerührt ob der eindringenden Rede, und ſeufzte tief aus ihres Herzens Grunde; ſprach aber alſo zu Herrn Bertran: „Wohl habt Ihr Recht, mich zu mahnen an meine ehliche Pflicht, würde auch Eurem treugemeinten Rathe folgen; allein ſo wie ich hier herkam, that ich unſerer lieben Frauen das Gelübde, ihr zu dienen mein Leben lang, und nie von hier zu weichen, wie es mir auch immer erginge. Euch aber bitte ich, meinem Gemahle beizuſtehen und ihn nach Kräften zu pflegen und zu tröſten! —

XII.
Beſchluß der ganzen Hiſtoria.

Mit betrübtem Herzen wanderte Herr Bertran zurück, wo Graf Heinrich ſeiner harrte, abwechſelnd hoffend und fürchtend, aber im Ganzen ergeben in den Willen der allwaltenden Liebe. Glaubte er nun gleich gefaßt zu ſeyn auf Alles, was da kommen möge, ſo ward er doch auf das heftigſte erſchüttert, als Herr Bertran ihm den Willen ſeines Gemahles kund that; und ſein Schmerz ergoß ſich in vielen heißen Thränen. Der Pfarrer überließ ihn für's Erſte ſich ſelbſt und ſeiner Betrübniß, dieweilen er wohl wußte, daß ein ſolcher Schmerz gleich einem reißenden Strome dann am verheerendſten wird, wenn man ſeinen Lauf plötzlich zu hemmen verſucht. Als er aber allgemach ein wenig ruhiger geworden, ſprach er ihm herzlichen Troſt zu, und be-

zeigte ihm seine aufrichtige und innigste Theilnahme, und gelobte, ihn niemals zu verlassen. — So viele Liebe blieb auch nicht verloren. Oft zwar weinte noch Graf Heinrich im stillen, einsamen Kämmerlein; allein die treuherzigen Reden Bertran's und sein brünstiges Gebet und die alles lösende Zeit linderten allmählig den tiefen Schmerz, der wie ein scharfes Wasser an dem Kerne seines Lebens nagte. Als er aber nach einigen Jahren vernahm, daß die heilige Ida ihre irdische Wohnung verlassen, ging er schweigend auf seine Kammer und weinte dort und betete, und da man am andern Morgen ihn zu suchen ging, fand man ihn vor einem Kruzifix knieend, die Hände noch zum Gebete gefaltet, das greise Haupt zur Erde gesenket. — Er war verblichen. —

Aber der treue Bertran ging nach Fischingen, und auf seine Fürsprache ward Graf

Heinrich mit seinem Gemahl in derselben Gruft beigesetzt, auf daß einst, wenn die ewige Sonne über ihnen aufgehen werde, sie zusammen auferstehen und ihre Ehe erneuen möchten in reiner, unvergänglicher Liebe.

Nachwort.

.....

Du hast nun, lieber, freundlicher Leser, die übertraurige Mähre vernommen, und gewißlich, wärest du auch noch so karg, — der unglücklichen Yta eine Thräne und Herrn Heinrich einen Seufzer des Mitleids nicht versagt! Aber nun freue dich auch, freue dich mit mir, daß Yta ausgelitten, und nicht allein da droben im himmlischen Liebesgarten ewig blühet und duftet, sondern auch hier im tiefen

Schmerzensthale als Heilige verehrt, und so — zwiefach gekrönet wird für ihre Liebe und ihre Leiden. —

Wie Manche litt und liebte und schied von hinnen, die auch einen demantnen Altar und eine leuchtende Heiligenkron verdiente ob ihrer schweren Leiden, und ihrer noch größern Liebe! Sie liebte und litt im Stillen, und nur wenige kannten sie und liebten und litten mit ihr — und litten und weinten im Stillen, als sie dahin ging zu ihrem Vater im Himmel.

Aber diese Wenigen weinen oft und ihre Herzen weinen mit — und die Engel zählen und wägen die Thränen und bringen die Schwergeweinten in den Garten der Liebe und senken sie als ätherischen Thau, opfernd, in den Kelch der ewigen Blume!

Wilhelm von Falken.

Wer noch nicht weiß, doch wiſſen will, wie todt das Leben ohne Liebe, wie lieb und leicht der Tod aus Liebe iſt, der höre zu und ſchweige ſtill, Ein Mährlein ich ihm erzählen will. —

Es lebte einſt ein Jüngling aus edelm Geſchlechte, der gar ſchön und ritterlich war und ſich Wilhelm nannte. Schon ſieben Jahre lang diente er als Schildknappe bei einem Ritter, in der Hoffnung, von ihm den Ritterſchlag zu erhalten. Aber er fürchtete ſich doch vor dem Tage, an dem ihm dieſe Ehre zugetheilt werden ſollte, und ich will Euch ſagen warum: Er liebte nämlich die Frau

seines Herrn, und hätte von ihr nicht getrennt werden mögen. In der That war seine Gebieterinn so liebreizend und holdselig, daß man wohl die Gefühle, die sie ihm einflößte, entschuldigen konnte. Die duftige Mairose, die blendende Lilie, die frische Wiesenblume, wenn sie eben erst aufgeblüht ist, sind meiner Meinung nach nicht so anmuthig wie sie, noch so lieblich und schön, — und ein Rubin auf blankem Silber hat weniger Glanz als der zarte Purpur auf dem Schnee ihrer Wangen. Kurz, die Natur hatte, um sie zu bilden, sich so erschöpft, daß sie dadurch auf lange Zeit hin verarmt war. — Aber Adelgunde, so hieß die Schöne, — wußte nichts von des Schildknappen Liebe; sonst hätte sie niemals weder ihn sehen, noch mit ihm sprechen mögen; denn solchergestalt ist die Launenhaftigkeit der Frauen. Erfahren sie, daß ein feiner Rittersmann sie liebt; alsbald gerathen sie in Zorn, stellen sich

an, als flöhen sie vor ihm, und unterhielten sich eher mit dem geringsten ihrer Diener, als mit dem liebenden Ritter. Sollten vielmehr, wenn ihre Blicke solche Wunden geschlagen haben, gegen die kein Schild und kein Wappenrock schützt, sie sich nicht sorglich bemühen, die blutende Wunde zu heilen. Verlassen und verwünscht seyen solche, die da anderst trachten und thun. — Doch ich kehre zu Wilhelm zurück. —

Er dachte nur immer an die schöne Adelgunde, und sein Athmen war ein Seufzen nach seiner Gebieterinn geworden. Er lebte gar unglücklich. „Ach! wem hat mein Herz „sich da ergeben?“ — sagte er manchmal zu sich selbst; — „Ich sehe wohl, für mich hat „alles Glück sein Ende; mit mir ist es vor„bei. — Aber warum soll ich ihr denn meine „Qualen nicht offenbaren? habe ich sie nicht

„lange genug in mir ſelbſt verſchluckt?“ Und bald ergab ſich ihm eine ſchickliche Gelegenheit, um ſein Liebesgeſtändniß anzubringen. Der Burgherr hatte ſich vorgenommen, zu einem fernen Turniere zu ziehen, und um ihn zu begleiten, mehrere tapfere Ritter und Knappen auserwählt. Auch Wilhelm ſollte mit ihm dahinreiten. Dieweil ihm aber durch dieſe Fahrt die ſo koſtbare Gelegenheit entginge, ſich allein mit der Herrinn ſeines Herzens zu finden, ſtellte er ſich krank, und die Liebe half ihm hierin ſo treulich, daß man ihm zurück zu bleiben erlaubte. —

Als nun alles von dannen gezogen war, dachte er nur mehr einzig und allein daran, auf welche Weiſe er ſeine Erklärung anbringen könne. Die Furcht, ſeiner Gebieterinn zu misfallen, verwirrte ſeine Gedanken und machte ſeine Lage über die maßen peinlich. Oft, um ſich ſelbſt Muth einzuflößen, hielt er folgendes

Zwiegespräch mit sich selbst: „Habe ich so viel „gelitten, so ist es meine Schuld; konnte ich „ihr meine Liebe nicht entdecken? Ja, ich „will hingehen und ihr sagen .... aber, was „sagen ...? ich will ihr zurufen, daß ich sie „wohl hunderttausendmal mehr liebe, als mich „selbst, mehr als mein eigenes Leben; daß „ich in jedem Augenblick .....; doch nein, „— sie würde mich aus ihrer Gegenwart ver„bannen; ja ganz gewiß; und dann würde „ich sie nie und nimmermehr wiedersehen!“ — Dieser Gedanke allein machte ihn so in allen Gliedern erzittern, daß er hätte weit weg und auf dem Turniere seyn mögen, und es ihm leid that, daß man ihm gestattet hatte, zurück zu bleiben. Doch die Minne fachte neuen Muth in seinem Herzen an, und frisch nahm er alle seine Kühnheit zusammen und begab sich, ehe der kräftige Entschluß wieder zum Wanken käme, zu seiner Herrinn. — Sie

war gerade allein. Ihre Dienerinnen waren im Nebengemach und arbeiteten an einem Fähnlein für ihren Herrn, das von glänzender Seide war und einen aufgerichteten Leoparden tragen ſollte. Adelgunde empfing den Schildknappen mit einem gütigen Lächeln, hieß ihn ſich neben ſie auf den blauen Teppich ſetzen, und fragte ihn über Manches, was ihn zunächſt betraf. Wilhelm, ermuthigt durch dieſe freundliche Aufnahme, that, als wollte er Rath holen für einen jungen Knappen, der ſein Freund und liebeskrank ſey, und bat ſeine Gebieterinn, ihm doch ihre Meinung zu ſagen. „Schon „ganze ſieben Jahre, ſprach er zu ihr, liebt „mein Freund die ſchönſte und allervollkommenſte Frau; aber, obgleich er das Glück „hat, in ihrer Nähe zu leben, ſo war er doch „noch nicht ſo kühn, ihr von ſeiner Liebe zu „ſprechen. Euch, edle Herrinn! wage ich „für ihn um Rath zu bitten. Was ſoll er

„thun?“ — Sein Herz anderſtwohin wenden, wenn man dort ihm Gegenliebe verſagt, erwiederte Adelgunde; aber vor allem rathe ich ihm, ſeine Liebe zu entdecken, wenn ſich ihm die Gelegenheit darzu darbietet. Die Minne begünſtigt die muthigen Herzen; ſomit fürchte er Nichts und ich bürge dafür, ſeine Geliebte wird ihm ſeine Neigung erwiedern. — Wie Honigthau floß dieſe Rede in Wilhelms gepreßtes Herz, und er ſeufzte tief auf und fiel ſeiner Geliebten zu Füßen und rief: „O meine „ſüße Gebieterinn! Ich, ich bin der unglück„ſeelige Schildknappe, der ſeit ſieben Jahren „aus Liebe dahinſtirbt. Habe ich gleich un„ſägliche Pein erduldet, doch würde ich ge„ſchwiegen haben, hätten Eure mitleidenden „Worte mich nicht kühnmuthig gemacht. Aber „meine Siechheit iſt unheilbar geworden; nur „Ihr allein auf der ganzen, weiten Erde könnt „mir die Luſt und das Leben wiedergeben, und

„zu Euren Füßen, aus Eurem Munde harre „ich auf Gnade oder Tod!“ — So sprach der arme Wilhelm, und lauter noch, als seine Worte, flehten die heißen, hellen Thränen, — die wie ein lang zurückgehaltener Strom sich über die Wangen ergossen. Aber die Rittersfrau schien von dieser Rede beleidigt, und nachdem sie dem Knappen die härtesten Vorwürfe gemacht hatte, befahl sie ihm, sie allsogleich zu verlassen; verbot ihm auch, vor der Rückkehr ihres Gemahles wieder vor ihre Augen zu kommen, und schloß mit den Worten: „sie werde seinem Herren zu wissen „thun, welchen Schimpf man ihm habe zu„fügen wollen.“ — Wilhelm verzweifelte. Er stand auf und rief mit schluchzender Stimme: „O meine unumschränkte Gebieterinn! „ich werde Euch gehorchen. Ach, lieber wäre „ich tausendmal des bittersten Todes gestorben, „als Euch zu misfallen. Da mich aber dies

„Unglück betroffen hat, ſo iſt mir das Leben „verleidet und ich kann nun von ihm ſcheiden. „Lebet wohl. In wenigen Tagen werde ich „Euren Haß geſühnet haben!“ — Sofort verließ er das Gemach, ging auf ſein Kämmerlein und legte ſich in's Bett, mit dem feſten Entſchluſſe, des Hungertodes zu ſterben. In Schluchzen und Weinen verging dieſer Tag. Ebenſo der zweite und dritte, und während all' dieſer Zeit weigerte er ſtandhaft, die geringſte Nahrung zu ſich zu nehmen. Entkräftet und erhitzt durch das Faſten und den Schmerz der verſchmähten Liebe, — war er in ein fieberhaftes Träumen verſunken, in welchem tauſenderlei Schreckenbilder vor ihm kreuzten. Bald glaubte er die Geliebte ſeiner Seele vor ſich ſchweben zu ſehen, bald vermeinte er, ſie ruhe zu ſeiner Seite: dann breitete er plötzlich die Arme nach ihr aus, um ſie zu umfaſſen; aber die Arme umſchlangen nur einen Schatten, er

fand nur ſich allein in ſeinem Bette; dann ſchlug er ſich heftig die Bruſt und vergoß Ströme der bitterſten Thränen.

Aber der Burgherr war auf dem Heimwege. Er kehrte zurück, begleitet von vielen Rittern, die ſeine Freunde waren, und mit fünfzehn Gefangenen, die er auf dem Turniere erkämpft hatte. Schon war einer ſeiner Stallmeiſter angekommen, den er vorangeſchickt, um ſeine Rückkehr anzukündigen und alles zur gaſtlichen Aufnahme ſeiner Begleiter vorbereiten zu laſſen. Adelgunde hatte daher alle mögliche Anſtalten zum würdigen Empfange ihres Gemahles getroffen. So wünſchte ſie denn auch, daß er nicht ungehalten werde über die Abweſenheit Wilhelms, ſeines Schildknappen, dem er immer viel Zuneigung bezeigt hatte. Deßhalb und in einem Gefühle von Mitleiden, das ihr der rührende Abſchied des zarten Jünglings eingeflößt, ging ſie hin zu

ihm auf ſein Kämmerlein, um ihn die baldige Ankunft ihres Gemahles wiſſen zu laſſen, und ihn zum Aufſtehen zu bewegen. Er hatte gerade das Geſicht der Wand zugewendet, um Niemanden mehr zu ſehen, und wünſchte Nichts ſehnlicher, als nur recht bald zu ſterben. Adelgunde näherte ſich ihm und rief ihn mit ſanfter Stimme zweimal beim Namen. Bei dieſem ſüßen Ruf erzitterte ſein ganzer Körper in einem wonnigen Schauer; er wandte ſich um, und dankte mit verlöſchender Stimme ſeiner Gebieterinn, daß ſie ihm noch einmal vor ſeinem Hinſcheiden die Freude gewähre, ſie zu ſehen. „Dies war nicht meine Abſicht,“ erwiederte ſie. „Meine Geſinnung iſt un„verändert dieſelbe. Aber dein Herr kehrt „zurück, und zu ſeinem Dienſte ſollſt du dich „bereiten, und verhüten, daß er nicht eine „Thorheit erfahre, die ich ihm für dieſesmal „noch verſchweigen will.“ — Gnädige Gebieterinn! antwortete Wilhelm, Ihr habt mei-

nen Schwur vernehmen; es iſt vorbei; mein Herr wird keine Dienſte mehr von mir empfangen. — „So willſt du denn, verſetzte „Adelgunde, einen Fehltritt auf den andern „häufen, und mich zwingen, mich dadurch zu „rächen, daß ich Alles meinem Gemahle entdecke?“ — Rächet Euch, Herrinn! verſetzte Wilhelm, wenn meine erneuerte Qual Euch gefallen kann; aber Ihr werdet nicht lange die Frucht Eurer Rache genießen! — Adelgunde ging fort, ſich mühend, erzürnt zu ſcheinen, aber im Grunde des Herzens bewegt und gerührt durch eine eben ſo ehrfurchtsvolle als zärtliche Liebe.

Und ihr Gemahl kam an mit allen den kampfluſtigen Rittern, die ihn begleiteten. Sie waren ermüdet und erſchöpft von der langen Fahrt, und ſehnten ſich beſonders nach Ruhe an einer tüchtig beſetzten Tafel. Für dieſe hatte Adelgunde reichlich geſorgt. Man ſetzte ſich. Aber dem Burgherrn fiel auf, daß

Wilhelm nicht da ſey, ihn zu bedienen; und als man ihm ſagte, daß er krank ſey, befahl er, man ſolle möglichſt gut für ihn ſorgen. Sobald aber die Tafel aufgehoben war, und alles aufſtand und den Speiſeſaal verließ, um in den Gärten zu luſtwandeln, hielt Adelgunde ihren Gemahl zurück und fragte ihn, wie es komme, daß er nicht einmal daran denke, den kranken Wilhelm zu beſuchen, der ihm doch immer ſo ſehr lieb geweſen ſey? — „Ihr habt „Recht, mein Gemahl! erwiederte der Burg„herr; laßt uns beide zu ihm hingehen.“ — Somit gingen ſie zuſammen hinauf zu dem Schildknappen und der Ritter bezeigte ihm die innigſte Theilnahme und fragte, was ihm denn eigentlich fehle? — „Es überfallen mich oft „die gewaltigſten Krämpfe, die mich beinahe „erſticken,“ erwiederte Wilhelm; „und an „ihrer Heftigkeit fühle ich nur zu ſehr, daß ich „ihnen werde unterliegen müſſen.“ — Nein, Herr, verſetzte Adelgunde, er trügt Euch. Dies

iſt nicht ſeine Krankheit; — Nun, Wilhelm, willſt du mir verſprechen zu eſſen, eh' ich weiter rede? — „Ihr ſeyd meine Gebieterinn," antwortete Wilhelm, „und dieſes iſt mein „Herr; und Euch beiden bin ich Gehorſam „und Ehrfurcht ſchuldig; aber Eſſen — das „kann ich nicht." — Wohlan, mein Gemahl, ſo wiſſet denn, daß er erſt von dem Tage Eurer Abreiſe an krank iſt; daß er, kurz nachdem Ihr fort waret, in mein Wohngemach kam .... — „In Euer Zimmer?" unterbrach ſie der Burgherr, „Ey! Wozu?" — Das will ich Euch ſagen .... Wilhelm, willſt du eſſen? antworte ſchnell, oder wahrhaftig! ich ſage Alles. — „Bei Gott! Adelgunde," ſprach der Ritter, „hat Euer Scherz bald ein Ende? „was wollte er denn endlich?" — Wilhelm, nimm dich wohl in Acht; zum letztenmale ermahne ich dich: verſprichſt du mir, zu eſſen? — „Ach, meine Gebieterinn," erwiederte mit ſchwacher Stimme der Kranke, — „laßt mich

„in Ruhe ſterben. Der Geſinnung nach, die „Ihr mir gezeigt habt, mag es Euch wohl we„nig kümmern, ob ich eſſe oder nicht?“ — Adelgunde wurde tief erſchüttert durch dieſe Rede. Ihre Abſicht bei jenen Drohungen war keine andere geweſen, als den Jüngling wider ſeinen eigenen Willen im Leben zu erhalten, ohne ihm jedoch das Geringſte zu gewähren. — Aber nun wandelte ſich plötzlich ihre Abſicht um und ſie ſprach zu ihrem Gemahle alſo: „So „vernehmet, Herr! weil er mich zwingt, es „Euch zu ſagen, — daß er zu mir kam, um „Euren Falken zu begehren; daß er gleich „nach Eurem Abzuge kam, und, als ich ihm „ſeine Bitte verſagte, er ſich dieſes ſo ſehr zu „Herzen nahm, daß er ſchwur, ſich ſelbſt das „Leben zu nehmen.“ Wie? nur Dies? rief ihr Gemahl; den Vogel hättet Ihr ihm nicht verſagen ſollen. Und hätte ich tauſend Falken, ſtatt Einem, ich gäbe ſie gerne alle hin, nur um meinen lieben Wilhelm zu retten! —

„Dies genügt mir,“ antwortete ſie; „Wil„helm, du hörſt es; ſtehe jetzt auf, du ſollſt „den Falken haben.“ —

Nicht zweimal brauchte ſie es ihm zu ſagen. Raſch ſtand er auf und ging hinunter in den Saal, wo ſeine Herrſchaft ihm den Falken bringen ließ, den er mit Dankbarkeit annahm.

Dieſe Mähre ſey dem verzagten Liebenden zur Lehre aufgeſtellt, zum Troſte den verſchmähten, treuen Herzen; den glücklichen und ſiegenden Geliebten aber zur luſterhöhenden Erinnerung an überſtandene Schmerzen und Leiden.

Viele Demuth, zarte Scheue,
Heiße Liebe, goldne Treue!

ſey aber immer der Wahlſpruch aller derjenigen, die ſchon hier eingehen wollen in das himmliſche, aber verborgene Paradies der Minne. —

Aus der angeführten Sammlung,
T. III. p. 30. ff.

Winibald und Mathilde.

I. Winibald an Mathilde.

Zum erſtenmale ſeit meiner Rückkehr aus dem gelobten Lande jagte ich heute im Beringe meiner väterlichen Burg. Ein dreizehnendiger Hirſch, den ich verfolgte, lockte mich bis auf eine ferne Höhe. Der Hirſch ſprang die Felſen hinab, und kam ungefährdet bis in das Wieſenthal, das ſich in der Tiefe hinſchlängelte. Mit Erſtaunen folgten ihm meine Blicke, und ſchon war er längſt verſchwunden, als ich noch immer in's Schauen jenes lieblichen Wieſengrundes vertieft war. Die Sonne ſchien mild in dieſe Einſamkeit hinab, und heller Nachtigallen-Sang ſchwebte von Blumendüften getragen zu mir herauf. Da ſah ich eine ſchlanke,

weibliche Geſtalt das Thal hinabwandeln; ihre Locken wallten gelben, wie leichte Wölkchen um's Morgenroth; die Augen leuchteten, als hätten alle ringsum verbreiteten Sonnenſtrahlen ſich in zwei Sterne geſammelt; die Wangen, der Mund lachten roſenroth, daß alle Blumen nah und ferne ſich ſchämend verbärgen; ich glaubte in den Himmel zu ſchauen, wo der Frühling in ſeiner ewigen Herrlichkeit einherwandelte. Unwiderſtehlich fühlt' ich mich hinuntergezogen. Über Felſen, durch dichte Geſträuche, bahnte ich mir einen Weg. Schon war ich an den Fuß des Abhanges unbemerkt bis in die Nähe des wallenden Engels gekommen, als ein breiter Bach mich weiter zu gehen hinderte, und ich an der Pforte des Paradieſes ſtehn bleiben mußte. — Aber ich habe dich erkannt, liebe Mathilde, zarte Geſpielin meiner Kindheit, du wareſt der Frühling, den ich wandeln geſehen! —

O wie gerne hätte ich dir in alter Vertraulichkeit zugerufen, wie damals, als du noch mit dem kleinen Winibald Veilchen und Maiblümlein suchtest, und wir uns zuweilen im dunkeln Walde aus dem Gesichte verloren; aber wie lebhaft ich mir auch unsere Spiele ins Gedächtniß zurückrief, so war doch meine Zunge wie festgebannt, und vergeblich suchte ich ein Wort, einen Laut dir nachzurufen. — Du warst ja auch nicht mehr die kleine, schäckernde Mathilde; sondern schwebtest so hoch und majestätisch dahin, daß du mir eine Königinn schienest, die für einen Augenblick ihre Krone abgelegt, um zu zeigen, daß sie auch ohne Krone Königinn sey. — Du warest so sinnig und gedankenvoll, daß es mir Frevel schien, dich aus deinen süßen Träumen zu wecken. So bist du den Blicken, aber nicht dem Herzen, nicht meinen innigsten Gedanken entschwunden! — Ich konnte nicht mehr sagen, denn

Ich war ſelbſt von hundert ſcharfen Pfeilen getroffen. Langſam wanderte ich zurück auf meine Burg, und nun ſitze ich auf dem ſtillen Kämmerlein, und ſehe nur Dich, und kann Nichts ſinnen, noch denken, als Dich und deine Schönheit und Anmuth. — O wäre ich wieder ein Kind und du auch! dann dürfte ich dir im dunkeln Walde, wo du mein Erröthen nicht ſäheſt, zulispeln: „Liebe Mathilde! du „biſt der Othem meines Herzens: es kann „ohne dich nicht leben!“

II. W. an M.

Schon iſt Mitternacht, und ruhig ſchimmert der Mond über den ruhigen Bergen und Thälern, und unzählige lichte Sterne ſind aufgegangen am blauen, unendlichen Himmel, — Zeichen der ewig heiteren Herrlichkeit Gottes.

Nur mich flieht die Ruhe; nur meinem Herzen will kein tröſtend Sternlein ſein helles Auge aufſchlagen. Schon drei lange Tage ſind mir in vergeblichem Hoffen und Harren dahin gegangen, und nicht aus meinem Kämmerlein bin ich gewichen, damit mich ja dein Bothe nicht verfehle; und wie oft bin ich aufgeſprungen und glaubte, es ſteige jemand die Windeltreppe herauf, und habe die Thüre geöffnet, und vermeinte, nun endlich, endlich eine Antwort von dir zu erhalten! — Aber, wenn ich mich dann immer wieder getäuſcht ſah, zürnte ich auf mich ſelbſt, und ſchalt mich einen Thoren, daß ich zu hoffen wagte. Wie ſollte ſich die Hohe, die Königliche zu mir herablaſſen; wie darf ein armer Rittersmann den Blick bis zur hochgebornen Gräfinn erheben? — Und doch, wenn ich denke, wie oft ich Hand in Hand mit der kleinen Mathilde geluſtwandelt bin, wie freundlich ſie mir dankte, wenn ich

ihr die ſchönſten Roſen aus unſerm Burggarten brachte, und wie ſie die Blumen zu einem Kränzlein wand, und es mir aufſetzte, um zu ſehen, ob es gut gebunden ſey: — dann ergreift mich ein inniges Vertrauen, und ich vergeſſe, daß die Kindheit ſchon in weiter Ferne liegt, und daß die kleine Mathilde zur ſtolzen Jungfrau herangewachſen iſt. O wollteſt du es auch vergeſſen, und in alter Gewohnheit mir ein Briefchen ſenden, wie damals, als wir beide bei eurem Burgkaplane ſchreiben gelernt? — —

Als ein ſchneller Tod mir Vater und Mutter in wenigen Monden entriſſen, und ich von Schmerz begeiſtert, ein ſechzehnjähriger Jüngling, das Kreuz auf den Mantel geheftet hatte, war mit einem Male die Kindheit meinen Gedanken entrückt, und ich flog hin nach dem heiligen Lande, und kämpfte und ſtritt und

überſtand unzählige Gefahren, und träumte immer nur von neuen Schlachten und glorreichen Wunden und Siegen, und mein Blick eilte pfeilſchnell der Zukunft entgegen. Nach ſieben Jahren war mein Gelübde vollbracht. Da rieth mir ein frommer Mann, heimzukehren, um auch dem Vaterlande das ſchuldige Opfer meiner Liebe zu zollen.

Vor wenigen Tagen langte ich hier an; aber noch gedachte ich meiner Kindheit nicht. Da ſah ich dich, und plötzlich ſtanden mir die Kinderjahre wieder lebendig vor dem Gemüthe, und jetzt erwacht ein ſüßer Traum nach dem andern, und alle Blumen blühen und duften mir wieder, und du biſt ihre Königinn und ſchwebeſt als ein himmelblaues Auge über meinem ſehnenden Herzen. O neige dich ihm huldreich, wie es in heißem, innigem Verlangen zu dir aufblickt! —

III. W. an M.

Ein freundlich Morgenroth hat mich aus ſchweren, dunkelen Träumen geweckt, und neu die erſtorbene Hoffnung belebt. — Noch einmal wage ich es, dir zu ſchreiben, und dir zu klagen, was ich leide. — Warm und mild hatte die Sonne geſtern frühe geſchienen und mir eine heitere Zuverſicht eingeflößt, als würde der Abend ein Brieflein von dir bringen. — Aber der Duft ſtieg auf aus den Thälern, und zog in großen Schaaren gegen die Sonne; Bald war ſie verdunkelt, und es ward immer ſchwüler und trüber. Endlich gegen Abend brach die ſchwarze Himmelsdecke, und ein fürchterliches Wetter ſtürmte über meinem Haupte hin. Tauſend Blitze ſchoſſen nieder auf meine Burg, der Sturmwind heulte durch die alten Thürme, und riß eine alte Linde, die im Hofe ſtand, ſtöhnend entzwei. Und ich

ſtand am offenen Fenſter, und die Blitze zuckten blendend vor mir her, und der Sturm umbraußte mich, und Hagel und Regen ſchlug mir heftig in's Geſicht. Aber mich freute das Wetter, denn es ſtimmte mit den gewaltigen Bewegungen meines Innern; — War doch abermal meine Hoffnung zu nichte geworden, die ſichere, ſchöne Erwartung getäuſcht. Mein Fenſter blieb offen. Das Toben der Windsbraut ſang mir ein ſchreckliches Schlaflied. — —

Jetzt aber lacht das Morgenroth ſo lieblich über der duftigen Ferne, über dem erfriſchten Grün des Waldes, und alles athmet ein ſo volles, lebendiges Leben, daß auch mein Herz vom allmächtigen Frühling hingeriſſen wird, und noch einmal hoffend ſeine Stimme zu dir erhebt. — Aber nur ſtammeln kann ich; denn ich fühle Unausſprechliches; ſelbſt die ſüßen Klänge meiner Laute könnten es dich nur

leiſe ahnden laſſen; denn immer nur wenige Töne entſchweben ihr zu ſchnellverhallendem Einklang; aber in meinem Innern ſchwebet und wogt und drängt ſich ein Meer von Wohlklängen, und zugleich beben und rauſchen alle goldnen Saiten des Geiſtes, des Gemüthes, des Herzens, und — dein Name iſt es, den ſie feiernd verkünden. O wie glücklich wäre ich, wollteſt du das Echo des tauſendſtimmigen Lieberufes ſeyn! —

Die Sonne ſcheint auch dem unſcheinbarſten Blümlein im Thale, und die kleinſte Quelle ſieht nach den Sternen auf, wie der mächtige Strom! — Noch hoffe ich und vertraue!

IV. M. an W.

Sey nicht böſe, guter Winibald, daß ich dich nicht eher willkommen hieß ob deiner glück-

lichen Heimfahrt; denn als ich deinen erſten Brief erhielt, freute es mich ſo ſehr, daß ich den Tag über an nichts Anderes mehr dachte, und ſogar vergeſſen habe, meiner Blumen zu warten. Dein kleiner Bothe traf mich allein im Garten. Schnell überlas ich den Brief, obſchon ich ihn nicht ganz verſtand. In meiner Freude lief ich damit zur Mutter, um ihn ihr zu zeigen; da waren aber eben einige fremde Frauen angelangt, und bei dieſen war ich nicht ſo kühn, ihn vorzubringen, weil du darin ſo viel von mir ſagteſt. Die Fremden hatten vieles heimlich mit meiner Mutter zu reden; ich zog mich auf mein Schlafgemach zurück. Dort las ich deinen Brief noch einmal, weil ich ihn vorhin nur ſo flüchtighin überleſen hatte. Da kamſt du mir faſt wie ein Fremder vor, indem mir ſonſt doch Alles, was du mir ſagteſt, verſtändlich geweſen war. Als die Fremden fort waren, wollte ich zur

Mutter; allein es ſchien mir, als würde ſie auf mich zürnen, daß ich den Brief angenommen; darum brachte ich ihr ihn nicht. Am andern Morgen ſchrieb ich dir ein Paar Worte; aber bald mußte ich wieder davon ablaſſen, weil es mir dünkte, ich dürfe keinen Brief ohne meiner Mutter Vorwiſſen ſchreiben. Dann kam es mir wieder in den Sinn, daß es dich doch betrüben müſſe, wenn Mathilde ſo gar Nichts antworte, und ich ſetzte mich hin und ſchrieb. Und hatte ich ein Paar Zeilen geſchrieben, ſchien es mir keine eigentliche Antwort auf deinen Brief zu ſeyn, und ich löſchte das Geſchriebene wieder aus. So ergieng es mir mit deinem zweiten Briefe, und mit jedem Tage wuchs die Ängſtlichkeit im Schreiben, und die Beſorgniß, dich zu betrüben. Endlich aber, als ich deinen dritten Brief erhielt, ſah ich wohl, daß es Unrecht von mir war, dich ſo lange auf Antwort warten zu laſſen, und da

ich ſonſt kein Geheimniß vor dir hatte, dachte ich bei mir, du willſt nun auch gerade aus erzählen, wie es dir ergangen iſt. — Gelt, lieber Winibald, du biſt nicht böſe auf mich? Nun darfſt du mir aber nicht mehr ſchreiben, denn ſiehe! ſeit ich Briefe von dir bekommen, hat mich die Mutter ſchon mehrere Mal gefragt, warum ich täglich ſo lange auf meinem Kämmerlein verweile, und heute ſagte ſie mir auch, daß ich ſeit ein Paar Tagen einen ſehr ungleichen Faden ſpinne. — Du ſollteſt aber meine Mutter beſuchen kommen: Es würde ihr gewiß recht lieb ſeyn, dich wieder zu ſehen, und dann werde ich auch von dem Geheimniſſe befreit, das mich jetzt ſo ſehr drückt. —

V. W. an M.

Bis an deine Burg bin ich geſtern dem Bothen, den ich zu dir geſendet hatte, ent-

gegen gegangen. Hoffnungen und Beſorgniſſe, ſtille Freuden und Schmerzen waren meine Begleiter. — Schon lag das Thal in Dämmerung, und nur die hohen Zinnen deiner Burg blickten noch freudig erröthend in den Abendglanz; — da ſah ich ferne meinen kleinen Bothen aus dem Thore hervortreten; er ſchien zu leuchten und gleich einem Friedens-Engel zu mir herab zu ſchweben. Ich war überzeugt, daß er nicht mit leeren Händen komme; und doch, — als er ſich näherte, und mir frohlockend zuwinkte, und endlich gar deine Antwort überreichte, konnte ich kaum meinen Augen glauben, und vermeinte, es ſey alles nur Traum und Täuſchung der feurig geſpannten Erwartung. — Aber als meine Blicke die Schrift durchflogen, erkannte ich dein kleines, liebliches Händchen, erkannte ich deine kindliche Güte, deine unveränderte Milde und Huld: Es war der ſeligſte Augenblick

meines Lebens. Mit einem Male war der trübe Flor mir vom Gemüthe weggezogen, und hell und klar lachte es den Himmel an, und empfing jubelnd das Abendroth, und der Sterne Glanz, und des Himmels reines Blau im lichten Spiegel ſeiner Fluthen, und Berg und Wald und Blumen, Fels und Quelle wurden tönend, und ich vernahm, wie meine Liebe im Einklange wär mit dem innerſten Leben und Weben der Natur um mich her. Ich floh in den Wald, wo wir ſo oft geſpielt haben, und rief den alten, bekannten Bäumen zu, wie ich ſo unendlich glücklich ſey, und ein himmliſch Rauſchen und Flüſtern der hohen Wipfel ſagte mir, daß ſie einſtimmten in den Jubel meines Herzens. Dann eilte ich zur Wieſe, wo ich dich zuerſt wieder wandeln geſehen; doch das leiſe Hinquellen des Baches, der ſüße Duft der Blumen und Linden, die laue, ſchmeichelnde Luft, und vor allem, der ſchmel-

zende Geſang der Nachtigall, übermannten mich und meine laute Freude, und zum erſten Male ſeit meiner Kindheit mußte ich weinen; — aber ich weinte in trunkner Inbrunſt, in heiligem Entzücken. — Es war ſpät in der Nacht, als ich zur Burg zurückkehrte. — Du wünſcheſt, liebe Mathilde! ich möge deine Mutter beſuchen. O ich bitte dich, wünſche es nicht. Da ich als kleines Kind deine Mutter zum erſten Male ſah, war ſie allein in dem Wohnzimmer meiner Eltern; ſie ſprach vor ſich hin, und ihre Augen bewegten ſich ſo ſchnell, als wenn ſie auf jemanden zürnte; als ſie mich bemerkte, rief ſie mir freundlich, zu ihr zu kommen; allein ich fürchtete mich und ſprang davon. Dies fiel mir immer wieder ein, ſo oft ich ſie wiederſah, und jedesmal nahte ich ihr nur mit heimlicher Scheu und einer gewiſſen Ängſtlichkeit, die ich nicht überwinden konnte. So wage ich es auch jetzt

nicht, ſie zu beſuchen; denn ihrem ſcharfen, eindringenden Blicke würde nicht entgehen, daß Mathilde meine Seele iſt, und dann, dünkt es mich, würde ſie meine Seligkeit zerſtören wollen. Du ſiehſt, liebe Mathilde, daß auch ich kein Geheimniß vor dir habe, und darum wirſt du mir, was ich von deiner Mutter ſagte, gewißlich verzeihen.

Wüßteſt du aber, wie oft und heiß ich dein Brieflein geküßt, wie ich jedes deiner Worte als einen Edelſtein in mein Herz niedergelegt habe, und wie dir zu ſchreiben mir eben ſo unentbehrlich, wie der Bruſt das athmen iſt, — o dann würdeſt du ſicherlich dein Verbot zurückrufen, und mir jedesmal antworten, wenn auch nur wenige Zeilen, nur wenige Worte. Die Blume haucht ihre Düfte opfernd zur Sonne empor; ſpendet dieſe ihr dagegen nicht Glanz und Glut? —

• ▬ • ▬ •

VI. W. an Hugo.

Hugo! theurer Kampfgenoſſe! Du ſtandeſt neben mir, als uns auf offener See ein wüthender Orkan mit ſicherem Untergang bedrohte, und reichteſt mir die Hand, auf daß dieſelbe Welle uns zugleich verſchlinge; du ſtritteſt an meiner Seite, als tauſend ſcharfe Sarazenenſäbel in der Schlacht über unſern Häuptern blitzten; du auch wareſt mein Gefährte, als wir zum erſten Male wieder unſer geliebtes Vaterland betraten; — o könnteſt du auch jetzt neben mir wandeln, da ich zu einem neuen und ſeligeren Leben erwacht bin!

Ich habe die Geſpielin meiner Kindheit wiedergeſehen, — blühend in allen Reizen eines himmliſchen Frühlings; — ſie iſt das Licht meiner Seele! aber ihr Name ruht als ein heiliges Geheimniß in der verborgenſten Tiefe meines Herzens.

Mehr kann ich dir jetzt nicht ſagen; denn in raſcher Folge drängen ſich die Gedanken und Gefühle; das Blut wogt quellend in den Adern, und ich muß hinaus auf die Heide, in den Forſt, über Berg und Thal; ich muß mich tauchen in des Frühlings duftige Kühle, und mein glühend Herz in den Fluthen friſcher Lüfte baden! —

VII. Hugo an Winibald.

Dein Brief, lieber Winibald! hat mich unendlich gefreut; denn, wie ich daraus erſehe, daß du glücklich biſt, ſo zeigt er mir auch, wie unwandelbar du mich liebſt, wie treu und innig du meine Freundſchaft vergelteſt; Aber ſoll ich dir es ſagen? dein Brief war mir auch Quelle vieler heißen Thränen. — Zurückgekehrt auf meines Vaters Burg, fand ich ihn

zum zweitenmale vermählt; fand ſeine Liebe zu mir erkaltet. Wo ich als Kind und als Knabe geliebt und glücklich war, da bin ich nun fremd und verlaſſen! — Sonſt war ich gern bei den Fröhlichen, wenn der Maireigen auf blumiger Wieſe getanzt wurde; jetzt macht mich der ſchöne Frühling ſo recht von Herzen traurig, daß ich oft mir ſelbſt entfliehen möchte. Lange wußte ich mir dieſe tiefe Schwermuth nicht zu erklären. Nur dunkle, unbeſtimmte Klagetöne durchwehten meine Bruſt. Dein Brief erſt brachte mich zur Erkenntniß meiner Selbſt und meiner Schmerzen. Innige Sehnſucht, die Leeren des Herzens zu erfüllen, ein Weſen zu finden, das mir die Welt, dem ich das All wäre, — dies war es, was mein Inneres ſo wehmüthig bewegte, wozu ich aber erſt das Wort gefunden habe, ſeit du mir dein Glück verkündet haſt. Winibald! ſchlürfe des Entzückens volle Schaale, die golden dir

entgegenblinkt; berauſche dich in der Wonne, die huldvoll dir der Himmel beut; aber verſage mir auch dein Mitgefühl nicht, daß ich dürſtend verſchmachten muß, daß ich ſelbſt von dem verlaſſen bin, an den mich die Natur mit heiligen Banden geknüpft!

VIII. M. an W.

Ich wollte deinen Brief nicht annehmen, und habe ihn doch angenommen; ich ſollte dir nicht antworten, und doch muß ich dir ſchreiben; denn immer denke ich, wir wären noch Kinder, und damals verſagteſt du mir ja auch keine Bitte. Aber ich weiß nicht, was ich dir ſchreiben ſoll. Ich hätte dir ſo vieles zu ſagen; will ich aber etwas niederſchreiben, dann ſcheint es mir ſo unbedeutend, daß ich davon ſchweigen muß. — Wie ſo anderſt war

es mir sonst zu Muthe, als wir zusammen das Wiesenthal hinabsprangen und an Nichts dachten, als wer das erste Veilchen findet! Damals ward ich so leicht fröhlich! Schenkte mir die Mutter ein Band, erhielt ich vom Kaplan ein Heiligenbild, war mir eine Blumenknospe in meinem Gartenfeldchen aufgegangen, — damit war ich einen ganzen Tag seelenvergnügt; jeder Sonntag, wo ich schön geputzt wurde, war mir ein Fest, jeder Festtag eine volle Glückseligkeit, die mich schon ein paar Tage zuvor nicht schlafen ließ. — Als du aber fortgegangen warst, und ich niemand mehr das neue Band und das Heiligenbild und die frische Blume zeigen konnte, und mir die Sonn- und Festtage so gar still hingingen, da erfreute ich mich an allem dem nur mehr halb, und gleichsam nur, weil ich dabei dachte, daß es mich sonst so sehr gefreut hätte. — Seitdem war ich nie mehr recht fröhlich im

Gemüthe. Nur wenn ich Sonntags unten im Dorfe in die Kirche gehe, und meine Stimme ſich mit dem hellen Geſange der ſchön geputzten frommen Gemeinde vereinet und von gewaltigen Orgeltönen und ſüßen Weihrauchwolken emporgetragen wird zu Gott und der lieben Jungfrau, — oder wenn ich Abends allein in unſrer ſtillen Schloßkapelle bin, und das Gold der untergehenden Sonne durch die gemahlten Fenſter flimmert, und die Vöglein draußen auf den Lindenbäumen noch einmal hell und lieblich aufſchlagen, und innen alles ſo ruhig und dämmernd iſt, und ich nur wie ein leiſes Flüſtern der Heiligen um mich her vernehme, nur in ſolchen Augenblicken durchdringt mich ein wunderbares, inniges Genügen, und es iſt mir dann, als fühlte ich alle kleine Freuden meiner Kindheit zugleich. Und dennoch, wie glücklich ich dann bin, ſo möchte ich doch oft weinen, und es iſt mir, als ſeyen das

Abendroth, und der Vöglein Singen, und alle die Lieblichkeit des Frühlings nur Weiſſagungen einer weit gröſseren und reicheren Wonne. — Muß ich aber die Kirche oder die Kapelle verlaſſen, dann dünket es mir, als bliebe alle meine Seeligkeit dort zurück, und meine Mutter und das Blumengärtlein und die Wärterin und Alles iſt mir wie fremd, und das betrübet mich ſehr. Gerne möchte ich der Mutter oft ſagen, wie es mir ums Herz iſt; aber ich fürchte immer, ſie werde darüber lachen, oder nicht ſo recht verſtehen, was ich meine. — Aber du, lieber Winibald! ſollteſt doch kommen; Mutter hat oft von dir geſprochen und manchmal geſagt, du würdeſt gewiß ein recht tapferer Ritter, und ſie hat mich auch ſehr lieb. Und dann ſchreibe mir auch nicht mehr; denn es iſt ſicherlich nicht recht, daß ich deine Briefe annehme.

IX. W. an H.

Armer, lieber Hugo! ich begreife deine Leiden und möchte heilenden Balsam auf die Wunden deiner Seele träufeln, wie du einst liebreich diejenigen pflegtest, die der Feind mir geschlagen. Aber nur zwei Worte kann ich dir sagen, die deine Schmerzen lindern mögen — „hoffe und vertraue.“ Ist mir doch auch das Glück so unerwartet vom Himmel herabgekommen, daß ich es noch wirklich als ein Wunder verehre. — O du weißt noch nicht, wie ich überschwenglich selig bin! — — Der mildeste Sonnenschein lockte mich gestern in's Freie; unwillkührlich wandelte ich hinab nach jenem Wiesengrunde, wo ich den Wunsch meines Herzens zuerst wiedergesehen; noch hatte ich sie erst in der Ferne erblickt. — Wonniglich war alles um mich her; unzählige zarte Blättlein sprangen muthwillig aus den

Knospen hervor, und sahen mit hellen Aeuglein sich um, ob auch der garstige Winter ganz verschwunden sey; manigerhande Blüthen glänzten auf Bäumen und Sträuchen, und aus dem dunkeln Mooſe schlüpften lichte Maiblümlein, aus dem fröhlichen Rasen sinnige Veilchen hervor, und die Vöglein streuten klingende Blüthen darein, und alles lebte und webte in inniger Eintracht. 'Meine Augen weideten sich an all' dieſer Pracht; aber auch in meinem Gemüthe sproßte und grünte und blühte ein reicher Garten zärtlicher Liebesgedanken; ich war vergnügt, wie noch nie, und gieng sinnend und selig träumend dahin. Eben bog ich um eine Ecke, — da trat mir die Geliebte entgegen; — ein Blitz -- ein Himmel — durchzuckte mich, — meine Kniee beugten sich, ich sank erstaunt, entzückt, anbetend vor ihr nieder. Sie neigte sich zu mir herab und bot mir die Hand. Wonnetrunken schwebt'

ich empor, unſere Lippen berührten ſich in einem glühenden Kuſſe. Es war das Auftauchen in eine himmliſche Liebeswelt. Wenige geflügelte Worte trugen der Geliebten mein Herz als Opfer hin. Zwei leuchtende Roſen, die ſich auf ihren Wangen erſchloſſen, ein unausſprechlicher Blick, den mir ihre himmelklaren Augen ſandten, verkündeten mir die zärtlichſte Erwiederung meiner Liebe. — Was ich empfunden, — das kann ich nicht ausſprechen; wie lange wir dann in den ſeligſten Geſprächen dahin gewandelt, wiſſen nur die Sterne, die hell und lieblich auf uns hernieder geſchaut. Sie haben den Schwur gehört, der meine Liebe an ihre Ewigkeit geknüpft, der mein Herz in ihre Unendlichkeit hinaufgerückt hat.

Verzeihe mir, lieber Hugo, daß ich, ſtatt dich zu tröſten, dir nur von meinem Glück und meiner Liebe ſpreche; mein Herz iſt zu voll,

es muß überfließen in des Bruders treue Bruſt. Ich trage deine Leiden mit dir, hilf mir die unendliche Fülle meiner Glückſeligkeit tragen!

X. W. an W.

Wäre ich immer in deiner beſeligenden Nähe, und müßte nur für wenige Augenblicke von dir ſcheiden, in dieſen würde ich die Feder ergreifen, um dir innige Liebesworte zuzuliſpeln, und durch den Zauber der Schrift mir die herbe Trennung wegzutäuſchen. Nun aber ſuche ich die Geliebte meiner Seele ſchon drei Tage lang in allen Thälern, auf allen Höhen, und finde ſie nirgends, und breite vergeblich die ſehnenden Arme nach ihr aus, und muß ietzt die Schrift ſegnen, der es vergönnt wird, ihre zarten Hände zu berühren und ſie inbrünſtig von mir zu grüßen! O warum ent-

ziehſt du dich meiner Liebe, die dich mit Flammen-Armen umfaſſen möchte, um dich nimmer, ſelbſt im Tode nicht zu verlaſſen? O ich dürſte nach deiner Nähe, wie die Blumen nach dem ſüßen Morgenthau, wie Anger und Wald nach dem milden Scheine der Frühlingsſonne. — Seit ich in die wunderbare Tiefe deiner Augen geſchaut, ſeit ich deine zarten Roſenlippen berühret, bin ich nicht mehr Ich, ſondern nur mehr ein Gedanke von dir. Mein Herz wohnt jetzt in deinen Augen, auf deinen Lippen, — an ſeiner Stelle ſteht dein Bild in hoher, unendlicher Anmuth, und wenn die Nacht meine Augen im Schlummer ſchließt, und ſie ſich der innern Welt aufthun, dann ſehe ich dich in hehrem, lichten Glanze vor mir ſchweben und du lächelſt mir und biſt freundlich wie ein Engel; und unwiderſtehlich zieht es mich zu dir hin, und ich will dich umfaſſen, und dein liebes Lächeln küſſen, — aber

ich erwache und kann immer noch nicht glauben, daß ich nur träumte, und wähne, du habeſt dich neckend verſteckt, und dann ſinken mir wieder die heißen Augenlieder zu, und der ſüße Traum kommt zurück und du ſchwebſt wieder vor mir in gleicher Schöne und Huld. — O wann wird die Zeit kommen, daß die Wirklichkeit den Traum beſchämen möge? — Zürne mir nicht, liebe Mathilde, daß meine Wünſche verwegen ſchon zum fernſten und höchſten Ziele eilen; die Liebe iſt ſtärker, als der Wille; und wenn dieſer ſich in Demuth vor dir beuget, ſo reißt jene ihn mit ſich in ihre Unendlichkeit fort.

Es muß wohl die Liebe ſeyn, die die Sterne in unermeſſenen Bahnen um ihre Sonnen ſchwingt, die aus dunkler, rauher Erde lichte, zarte Blumen lockt, die als Sonnenſtrahl mit unbegreiflicher Schnelle zu uns herabſchießt! — Den Sternen gleich, kreiſet das liebende Herz

um die geliebte Sonne, bis es ſich endlich in ihren Flammen-Schooß verſenkt, und in der reinen Gluth ſein altes Leben tödet, und ein ewiges in überſchwenglicher Umarmung beginnt. — Ja, Geliebte, auch aus dem Herzen, wie aus der kalten Erde, blühet ein ſüßer Blumengarten hervor, wenn es der Liebe Strahl durchdrungen. Vieles habe ich ſonſt gehört und geſehen, wozu mir erſt jetzt das Verſtändniß kommt, ſeit du und mit dir mir die Liebe erſchienen. Alles ſpricht jetzt zu mir, und ich höre und achte auf Alles; es kommen ſogar Augenblicke, in denen ich den herrlichen Wechſelgeſang aller Creaturen als wie ein leiſes Echo in meinem Innern vernehme. — Selbſt der Tod, — vor dem es mir doch immer heimlich ſchauerte, wie ſchön ich mir das Paradies auch dachte, — ſelbſt ihm ſehe ich jetzt freudig entgegen, weil ich weiß, daß du mich in der Unermeßlichkeit leiten, daß du des

Himmels Wonne mit mir theilen wirſt. — O Geliebte, ich möchte meine ganze innere Welt vor dir entfalten, wie die Knospe ſich dem Frühling erſchließt, und alle Geheimniſſe meiner Seele möchte ich dir kund thun, damit du ſie völlig durchdrängeſt, wie das Licht einen hellen Cryſtall. Aber für das Heiligſte in mir finde ich keine Worte, und nur ein langer, feuriger Kuß kann das Geheimniß meiner tiefſten Gefühle entſiegeln!

XI. M. an W.

O lieber Winibald! ich bin recht betrübt, und muß wohl bei dir das bedrängte Gemüth erleichtern. Denke nur! Mutter hat mir letzthin meine Kammerfrau nachgeſchickt und dieſe hat ihr verrathen, daß ich lange mit dir geluſtwandelt ſey. Und als ich auf das Schloß

zurückkam, rief ſie mich auf ihr Schlafgemach, und ſprach ſo böſe Worte zu mir, als ich noch nie von ihr vernommen habe. Sie verbot mir für immer, ohne Begleitung weiter als in unſern Garten zu gehen, und drohte ſogar, ſie würde mich für immer in ein Kloſter ſchlieſſen, wenn ſie erführe, daß ich noch einmal mit dir ſpreche. Aber was mir am allerwehesten gethan, war, daß ſie ſagte, du ſeyſt ja nur ein armer Rittersmann und darum müſſe ich vergeſſen, daß ich als Kind mit dir geſpielt habe. Ich wollte ihr antworten, daß ich dies nimmer vergeſſen könne, aber mein Herz weinte, und da konnte ich vor innerer Qual nicht zur Sprache kommen.

O ich bin unſäglich betrübt, und es iſt mir, als wäre alle meine Freude nur ein Traum geweſen, aus dem ich nun erwacht ſey. Und dann iſt es auch als wie ein Streit in mir, und manchmal denke ich etwas, wer-

über ich gleich darauf wieder zürnen muß. Hätte mir die Mutter nur verboten, dich zu sehen oder mit dir zu sprechen, da hätte ich ihr wohl folgen können, denn du versicherst mich ja, daß wir uns im Paradiese wiedersehen werden; — aber daß ich dich vergessen soll, — nein, das kann ich nicht, ich müßte mir sonst das Herz ausreißen, und dann könnte ich auch die Mutter und Nichts mehr lieb haben! —

Du wirst gewiß Mühe haben, meinen Brief zu lesen, — lieber Winibald! Ich schreibe ihn beim Mondenschimmer, damit die Mutter nichts davon erfährt. — Ach! mich flieht ja ohnehin der Schlaf, weil mein Gemüth ihm zu bewegt ist! —

O wie ruhig steht dagegen jezt der liebe Mond am blauen Himmel, wie einträchtig glänzet Stern neben Stern! Nur sanfte, milde Strahlen schweben hin und her, nur ein

leises, wundersüßes Rauschen und Weben vernehme ich manchmal von dorther, wenn ich ganz versunken bin in den Anblick jener himmlischen Auen. Noch nie haben sie mich so angezogen, wie jetzt! Ich meine, dort müsse ewiger Frieden seyn, dahin seyen die Seligkeiten meiner Kindheit geflohen, und winkten mir jetzt, ihnen zu folgen, wie sie auch von dort einst zu mir herab gekommen! — Jetzt verstehe ich erst, was meine Amme mir so oft sagte: der blaue Himmel mit den vielen schönen Sternen sey Christkindleins Blumengarten, und von dorther komme uns der Frühling. Das muß wohl wahr seyn, denn wenn auch Winter bei uns ist, blühen doch die goldnen Blümlein da oben fort, und wenn es auch bei uns trüb' und traurig ist und wir bittre Thränen weinen, so lächeln sie doch ruhig fort. Ganz wunderbar fühle ich mich bewegt, und bin gewiß, du schaueſt jetzt auch

zu jenem hellfunkelnden Sterne, der über unſern Häuptern ſteht, und was ich ſpreche, ſind nur deine Gedanken, die du zu ihm hinauf gedacht haſt, und er mir nun liebreich herabthaut! — Und ich ſollte dich vergeſſen? O, warum zwingt mich meine Mutter, ihr ungehorſam zu ſeyn! Der Gedanke betrübt mich ſehr, und ich mag ſinnen wie ich will, ich kann ihn nicht wegdenken. Kannſt du aber meine Betrübniß lindern, lieber Winibald! dann thue es; denn ſie drückt mich ſchwer, und ich kann nur dir, ſie klagen! —

XII. W. an M.

Geliebte meiner Seele! wie hoch begeiſtert mich der Gedanke, daß du um mich leideſt! welcher Wonneſchauer durchzittert alle Saiten meiner Bruſt, wenn ich mich in den

ſeligen Gedanken vertiefe, daß du mich liebſt, daß unſre Gefühle Töne deſſelben unendlichen Einklangs ſind, der unſre Herzen mit den Engeln verſchwiſtert. — Und doch, wie ſchnell verhallt der himmliſche Klang, und löſt ſich auf in einen gellenden Mißton, wenn ich deines unverſchuldeten Grames gedenke! — Wer wagt es, ſich feindlich zwiſchen dich und mich zu ſtellen, und unſre reine Liebe mit grämlicher Hand zu betaſten? O daß ich es mit ſchneidendem Schmerze ſagen muß, — es iſt die Mutter, die meines Lebens Leben geboren! wohl hat mich meine Ahndung nicht getrogen; ja, und ich ſehe es mit finſtern Zügen in das Buch der Zukunft eingefurcht, daß nimmer deine Mutter ſich mit unſrer Liebe verſöhnen wird.

Soll dieſes uns trennen? — könnte ich den Gedanken denken; er wäre mir Tod. — Hat nicht die Natur uns ſchon als Kinder eng

verbunden, ja die Vorſehung ſelbſt mich aus tauſend Gefahren errettet und wieder zu dir geführt, auf daß wir uns ſehen, erkennen und lieben ſollten? — Du biſt mein, ich dein, —, auf ewig; — den Schwur hat Gott mit Wohlgefallen vernommen, als wir in ſtiller, geweihter Nacht unter ſeinen ſtrahlenden Sternen-Augen unſern Bund geſchloſſen. — Du liebſt mich, — dies genügt, denn es erhebt mich bis zu dir, und es verleiht mir Kraft, dich zu erringen, wie auch der iroiſche Wahn ſich mit Macht mir entgegen ſtemme.

Mathilde! ein Wort von dir und wir ſind frei, und die Hand eines Prieſters wird uns einführen in ein Leben, nur von den heiligen Strahlen reiner Liebesſonne erhellt. Die ſchroffen Felſen meiner Burg ſind noch nicht erſtiegen, — und deine Liebe giebt Löwenmuth.

XIII. H. an W.

„Hoffe und vertraue.“ Führwahr, ſüße, beruhigende Worte! und ich weiß, das hat ſie, deine treue Bruderſeele, geſprochen. Aber, Freund! ſie faſſen keine Wurzel in meinem bewegten Gemüthe; Ich ahnde wohl, daß ſie ſtillen Frieden gewähren können; aber der laute Ruf meines Herzens übertäubt die ſanftere Stimme der Ueberlegung. Gelingt es mir auch manchmal, daß ich durch das Leſen und Ueberdenken heiliger Bücher, durch lange Waffenübungen und Jagden jene ſehnende Wehmuth unterdrücke, — verſcheucht iſt ſie darum nicht, nur tiefer ins Innere meines Herzens geflohen; aber der Duft eines blühenden Baumes, oder der leiſe Geſang eines Waldvögeleins, ein goldner Sonnenblick durch die bunten Scheiben meines Gemaches, oder durch dichtes Laubgezweig auf ein heimlich keimen-

des Blümlein, ja oft nur das Summen eines Käfers in ſtiller Abenddämmerung, — ein Blick, ein Wort, — ein Klang, — we-ken plötzlich wieder die Sehnſucht aus ihrem gezwungenen Schlummer, und ſie ſchwebt in die duftige Ferne, in die dunkle Zukunft, und findet keine Stätte, da ſie ruhen könnte, und kehret zurück und findet immer nur ſich ſelbſt wieder in dem öden und klagenden Herzen! —

Ich beneide oft jene ſtilllebenden Mönche, die das Irdiſche verlaſſen und ihr Daſeyn dem Heiland als Opfer anzünden, das dann fortbrennt in zarten Flammen, die wie Sternenglanz und Mondenſchimmer ſanft und lieblich ihren Lebenspfad erhellen. Sie ſind arm an irdiſcher Herrlichkeit, aber in der Heimlichkeit ihres Herzens blüht und glänzt und prangt die lebendigſte Ahnung einer höhern Welt und ihrer unendlichen Schöne. In ihrem reinen Gemüthe ſpiegeln ſich alle die hei-

lichohen Geſtalten des Himmels, wie die gold-nen Sterne im kriſtallhellen Spiegel tiefer Quellen und Seen. — Ruhig iſt ihr Geiſt; ihn ſtören nicht die unaufgelößten Mistöne des weltlichen Lebens und Treibens, und darum mögen ſie Stimmen und heilige Worte verneh-men, die, uns unvernehmbar, die Werke Gottes durchwehen. — Ich habe ſchon manch-mal mit andern Rittern hiervon geſprochen, die mehrſten aber entgegneten mir, „es ſeyen die „Annehmlichkeiten der Erde wohl zum Genuſſe „der Erdenkinder geſchaffen, zu den frommen „Betrachtungen ſey ja noch Zeit, wenn der „Winter des Lebens herannahe.“ Mir dünkt aber, man könne nur dann recht fromm und heilig ſeyn, wenn man noch die Kraft beſitzt, ſich in des Lebens vollen Strom zu ſtürzen und ſeine reiſſenden Fluthen mit mächtigen Armen zu theilen; denn kommt erſt des Alters froſti-ge wege-müde Zeit, dann ſind der Seele ſchon

zu viele trübe Bilder von Schuld und eitlem Thun und Treiben aufgeprägt, als daß sie sich noch aus diesem herbstlichen Abendnebel empor schwingen könnte zur lautern göttlichen Beschaulichkeit; — Ungerufen kommen alle die Geschichten vergangner Jahre und ziehen das gealterte Gemüth von seiner himmlischen Bahn immer wieder herab auf die dunkele Erde.

Wie anderst, wenn der Jüngling, freiwillig der körperlichen Kraft und ihren Früchten entsagend, das schuldlose Gemüth einzig und allein zu Gott wendet, und mit allen Kräften seiner reinen Seele, nach dem Ewigen, Unsichtbaren strebt. Ich ahnde seine Begeisterung, sein tiefes und volles Genügen. — Und du? — liebst du in der Geliebten wohl ein Anderes, als den Abglanz der Gottheit? Wirst du dich glücklicher fühlen, wenn du den Brautkranz gepflückt, als nun, da nur eure

Herzen vermählt sind? So mag denn aus derselben Quelle deine Liebe und die des geistlichen Jünglings fließen, nur daß diese ihr näher und somit reiner und klarer ist; ich möchte sagen, dieser habe das Auge dem Himmel zugewandt, und liebe das Licht, wie es im lautersten Glanze von Sonne und Sternen ausströmt; dein Blick aber ruhe auf der Erde, wo das Licht sich am Dunkel zu schönen und lieblichen Scheinen färbet.

Wie ich so mehr und tiefer nachsinne über das innerste Wesen der Liebe, so heißer und gewaltiger drängt es sich auch in mir nach Erfüllung meines Herzens. Ich fühle wohl, es muß sich bald mit mir entscheiden; — Noch wird mein Auge unwiderstehlich von dem zarten Schmelz der Farben angezogen, aber manchmal blicke ich doch schon sehnend nach oben in den lichten, glänzenden Aether. —

Mein Vater fragte mich gestern, ob ich mir nicht auf meinem Zuge schon ein Gemahl erkohren habe; drauf, als ich diese Frage verneint, ward er ungewöhnlich freundlich gegen mich, und sagte: „nun so magst du meiner „Wahl folgen, denn verlöschen soll nicht der „Name meines Stammes, der so lange schon „unter den ehrenvollsten glänzt.“ Ich war überrascht, und konnte ihm nicht antworten. Noch weiß ich nicht, was ich beginnen soll.—

XIV. M. an W.

Habe sonst niemals glauben wollen, was in manchen Liedern steht:

Wo die Liebe, sind auch Leiden,
Und vom hochbeglückten Herzen
Mögen Schmerzen
Nimmer scheiden!

Fühle aber jetzt, wie wahr es ist! da draussen ist alles so froh und so freudig; — in frischem, jugendlichem Grün stehen Wiese und Wald und Anger; — hier bunte Blumen, dort helle, tanzende Bächlein; auf dem Hag, in den Gipfeln der Bäume mannigfaltiger Vöglein liebendes Streiten und Zwitschern und Singen, — und die Kinder und die hüpfenden Herden auf der duftigen Heide, und über Allem der freundliche Glanz der wiederkehrenden Sonne, wie das Auge der Mutter über ihren fröhlichen, spielenden Kindern! — Nur ich sitze allein und betrübt auf meinem Kämmerlein, und schaue alle die Sommerwonne aus der Ferne an, und kann mich nicht mit freuen und beinahe ist sie mir fremd geworden, die schöne Zeit, die mir sonst so lieb und ergötzlich war! — Sonst dachte ich mir immer, es schwebten unzählige Englein unsichtbar in der schönen Natur, und sie hätten ihre

Freude an meiner Freude, und mir zu lieb ſchmückten ſie den Wald und die Heide mit Laub und mit Blumen; dann ſchien es mir auch, als gehörte ich mit in den bunten Kreis, als ſey ich ſelbſt ein Ton in dem vollſtimmigen Geſange, der mir aus allen Creaturen vernehmlich entgegen drang. Doch jetzt liegt mir das Alles ſo ferne, und ich weiß nicht, habe ich die Englein, oder haben ſie mich verloren? — Bin ich gleich hier allein, und ſehr betrübt, ſo ſpielen ſie doch da drauſſen fort, und ſehen nicht nach mir, und warten nicht, bis ich zu ihnen komme und mitſpiele! — Freilich, wenn mir die Nacht aufgeht in ihrer ſtillen, unbeſchreiblichen Pracht, und ich der Harfe goldne Saiten rühre, und die beſeelten Töne ſich wechſelſeitig begrüßen und in einen gewaltigen Laut vereinen und anſchwellen und dann leiſe entſchweben und allmählig verhallen, — dann erwachen in meinem Innern wunderbar

ſelige Gedanken; ich fühle mich reich, wie ich ſonſt niemals war, und ſelbſt meine Schmerzen möchte ich dann nicht mit den Scherzen der Kindheit vertauſchen. Anmuthige Träume umflattern mich liebkoſend in dem dämmernden Schimmer des Mondes und ſchweben hin und her und auf und ab in dem mild erhellten Kämmerlein. — Wie aber der helle, laute Tag mir wiederkehrt, kommen auch die trüben, ſchweren Gedanken zurück in das bange Gemüth. — Was kann, was ſoll ich thun? — Von ganzem Herzen bin ich dir gut, lieber Winibald, und gerne folgte ich dir ſelbſt in die ödeſte, rauheſte Wildniß. Soll aber das Band, das uns vereint, mit den Thränen meiner Mutter benetzt werden? Würden dieſe nicht den reinen, goldnen Reifen beflecken und ſein getrübter Glanz uns ewiger Vorwurf ſeyn? Ich verzeihe deiner heißen Liebe, daß du den Zweig vom Baume brechen willſt, der ihn ge-

tragen; aber ich würde mir es nimmerdar verzeihen, wenn ich vergessen könnte, was Gott aus eignem Munde sprach: „Du sollst den „Vater und die Mutter dein verehren!“ Und hat meine Mutter nicht meiner Kindheit gepflegt, und mir so manche Freude gebracht; ja, danke ich ihr nicht das Leben, aus dem mir deine Liebe so herrlich entgegenblüht? Und ist sie gleich jetzt unsrer Liebe entgegen, ist das nicht vielleicht nur, weil ihre Mutterliebe von andern Gedanken irre geführt worden?

Und ich sollte ihr so bitteren Kummer bereiten, und sie nun verlassen, statt Liebe mit Liebe zu vergelten? Ich darf, — ich kann es nicht! — Aber ich will der Mutter das Geheimniß enthüllen, und ihr sagen, wie sehr du mich liebst, und wie lieb du mir bist, und sicherlich wird ihr Herz mich hören und unsre Liebe heiligen! Habe ich ihm doch einst so nahe gelegen! —

Lebe wohl, lieber Winibald! meine Gedanken ſcheiden nimmer von dir.

.....

XV. W. an M.

Mathilde! hehre, königliche Jungfrau! Kaum wage ich noch, dich meine Geliebte zu nennen; ich möchte vielmehr dich als meine Heilige verehren! Ich zürne auf mich, daß ich dein lauteres Herz mit ſo ſchwerer Schuld belaſten wollte! Doch du haſt mir verziehen, und gereinigt hebe ich den Blick zu dir empor.

Aber ſeltſam iſt es, wie anderſt geſtaltet dein Bild jetzt vor meinen inneren Augen ſchwebet! Bis jetzt ſah ich dich immer im Geiſte, wie du mir blühend in unendlicher Anmuth auf der Wieſe begegnet wareſt, lächelnd, die Wangen vom zarteſten Leben geröthet! Nun aber — doch ich will dir vorher erzählen, wie es ge-

kommen seyn mag, daß sich dein Bild in meinen Gedanken verändert hat: An dem Tage, wo du deinen letztern Brief geschrieben, war der Himmel mit einem dichten, dunkelen Duftgespinste umzogen; — kein Sonnenstrahl, — aber auch kein Lüftchen — alles still, als wenn die Natur ihren ewigen Athem zurück hielte. Das Zimmer wurde mir zu eng; ich durchwanderte die Gemächer der Burg, — zum erstenmale seit meiner Rückkehr; — Alles stand noch wie vor acht Jahren, nur von finsterem Staube bedeckt, Stuhl, Schrein, jedes auf der wohlbekannten Stelle. Auch die Centerseyen meiner Eltern hingen noch an der Wand. Ich vertiefte mich in ihre Betrachtung. Mein Gemüth überfiel eine unsägliche Traurigkeit; aber ich konnte mich nicht trennen von den treuherzigen, stillwinkenden Bildern. Plötzlich weckte mich aus dem Nachsinnen ein heller, wunderbarer Klang; — ich sah um, —

die Harfe meiner Mutter ſtand in einer Ecke des Fenſters; noch bebten die goldnen Saiten! Der Klang war ſüß und unendlich tief, — es war mir, als trüge er mein Herz und meine Kraft mit ſich von hinnen. — Ich ging in den Burggarten. Er war verwildert; wo ſonſt Blumen, rankte jetzt Unkraut; nur hier und dort blickte noch ein ärmliches, verwaiſtes Knöſplein furchtſam hervor, ein leiſes Zeichen der ſchöneren Vergangenheit. Der Tag neigte ſich; aber kein Abendlüftchen bewegte die ſchweigenden Baumwipfel. Alles ſtockte, als ob ſich eine ſo ſchaurige Begebenheit ereignet hätte, daß ſelbſt Kräuter und Bäume davon gerührt wären und trauerten. Ich ſetzte mich unter einen Baum auf die Wieſe, von der man die höchſten Zinnen deines Schloſſes gewahren kann. Mit der Dämmerung ſchlummerte ich ein; aber wunderbare Träume raubten mir die erſehnten Ruhe. Zuerſt fand ich

mich in dem Kelche einer lieblichen Blume. Ich spielte mit ihren himmelblauen Blättern. Sie schwamm mit mir dahin auf hellen, klingenden Wogen; plötzlich schoß der Strom einen gähen Felsen hinab; ich sah nichts mehr, als ein flammendes Kreuz in weiter Ferne. Ich suchte ihm näher zu kommen. Es verschwand. Ich sah mich überall nach ihm um, bis ich endlich gewahrte, daß ich selbst das leuchtende Kreuz in der Brust trug. Ich war sehr müde. Da sah ich die schöne Blume an mir vorbeischwimmen, ein lächelnd Englein saß darin und winkte mir mit seinen kleinen Händchen, ihm zu folgen. Wie neu gestärkt fühlte ich mich durch den köstlichen Duft, der mich umfloß. Ich sprang in den Strom, um das blühende Schifflein zu erreichen. Aber, als ich ihm endlich nahte, sah ich ein Ungethüm sich den Wellen entheben, um es zu verschlingen. Meine Angst war unsäglich!

Da kam eine weiße Taube zu dem Englein herab, und es ſchwang ſich auf des Vögleins glänzenden Rücken, und ließ dem Ungethüme nur das Schifflein zur Beute. Aber ich blickte unverwandt der Taube mit dem Englein nach, und wie es ferner und ferner entſchwebte in das dunkle Blau des klaren Himmels, ſah ich ſchärfer und angeſtrengter ihm nach, bis ich endlich die Augen wirklich aufſchlug und erwachte. Da hob ſich eben der duftumflorte Mond über einer graulichten Wolke empor. — Ich habe nie einen lebhafteren Traum geträumt. — Seitdem aber erſcheinſt du meinen ſehnenden Gedanken nicht anderſt, als hoch am geſtirnten Himmel, ruhend auf glänzender Wolke, von einem lichtblauen Gewande umfloſſen, die Wangen lilienweiß, den milden Blick wehmüthig auf mich herab geſenkt. —

O könnte ich nur einmal dich wieder sehen, ich glaube dein Bild würde in mir auch in seiner ersten Heiterkeit wieder aufblühen, und ich wieder ruhig und lebensfroh werden. Denn jetzt brennt ein heimliches Feuer in mir, das mich nirgendwo Ruhe finden läßt; und dann will mir auch das Ungethüm nicht aus dem Sinne! Ich bin beynahe den ganzen Tag auf der Jagd, am liebsten in wilder, menschenleerer Gegend.

O Geliebte, entziehe dich nicht länger meinem heißen Verlangen. Nur dein sanfter, zärtlicher Blick vermag die Gluth, die mich verzehret, zu mildern; nur deine liebende Worte können das tiefaufgeregte Gemüth wieder beruhigen! Morgen am Abend harre ich deiner im stillen Wiesenthal. —

XVI. W. an Hugo.

Noch einmal muß ich dir wiederholen: „hoffe und vertraue.“ Auch meinem Geist durchflogen sonst manchmal solche schwärmerische Gedanken vom seligen Leben einsamer Klosterbrüder, besonders wenn ich ihre friedlichen Behausungen, ihre geschmückten Capellen und zierliche Gärten besuchte; aber seit ich die Geliebte gefunden habe, und meine Seele in die ihrige geflossen, und ihr reines Herz sich dem meinigen verschmolzen hat, seitdem weiß ich wohl, wo die höchste irdische Seligkeit blüht. Der menschliche Geist vermag nur in seinem hellsten Bewußtseyn, im feurigsten Schwunge seines Wesens die Unendlichkeit Gottes zu erfassen; — darum, so hört' ich sagen, schuf Gott jedem Wesen eine Geliebte, auf daß in der Liebe sich sein unendliches Geheimniß offenbare; — was die Welt der Gott-

heit, das ſey die Geliebte dem liebeverlangenden Herzen, — eine ewige Braut! —

Gleiches hat im gelobten Lande mir ein Indiſcher Weiſer verkündet. Damals freilich fehlte mir noch das Verſtändniß und ich hatte ſeine Rede bald in dem Schlachtengewühle vergeſſen. Als ich aber zum erſtenmale meine Geliebte erblickte, fuhren ſeine Worte mir wie ein helles Wetterleuchten durch den Sinn, und nun bewahre ich ſie als ein Heiligthum in meinem Gedächtniß. —

So hoffe auch du und vertraue, daß du nicht geſchaffen ſeyeſt, um in ewig unerfüllter Sehnſucht zu vergehen!

Werde ich jetzt gleich von einem bittern Schmerze heimgeſucht, die auch die Liebe, ſo lange ſie auf Erden wohnt, umringen, ſo ſtürmen ſie doch nur auf der Oberfläche hin; das Meer wirft trüb-ſchäumende Wellen, aber tief

unten iſt's hell und ſtill, und in verborgener Schöne ruhen dort der Demant und die köſtliche Perle. —

XVII. M. an W.

Dein Brief, lieber Winibald, hat mich recht im Herzen betrübt. Ich habe ihn geleſen und wiedergeleſen, und endlich mußte ich weinen, weil der Brief auch gleichſam ſtumme Thränen vergießt. Warum grämſt du dich denn ſo? bin ich nicht auf ewig dein? — Und nun gar der Traum; — du haſt mir wahrlich bange damit gemacht; habe die ganze Nacht darum nicht ſchlafen können, und immer halb wachend, halb ſchlummernd von deinem Traum geträumt. Selbſt jetzt, wo die Morgenſonne friſch und heiter über den blauen, duftigen Bergen ſteht, muß ich mich ſelbſt daran erinnern, daß der Traum doch nur ein Traum

geweſen, ſo ſehr hat er ſich mit in meine Gedanken verwebt. Doch der Morgen lacht ſo heiter, ſo erfreulich wirbelt die Lerche, daß eine frohe Zuverſicht, wie kühler, erquicklicher Thau, mir neu im Herzen quillt und das bewegte Gemüth erfriſcht. —

Lieber, guter Winibald! Laſſe auch du den Muth nicht ſinken; — ſiehe, ich denke mir, bey Freud müſſe Leid ſeyn, damit ſich die Freude doppelt freuen könne, und dann würden uns ja auch der grüne Frühling und der goldene Sommer und der purpurne Herbſt nicht ſo wonneſam und luſtbarlich erſcheinen, wenn nicht der eisgraue Winter vorangienge. —

Ja, und den trüben Traum muſt du vergeſſen, und ich will auch nicht mehr an ihn denken. Sie ſagen zwar, die Träume kämen von den Sternen, wie die beſten und tiefſten Gedanken aus der Sonne; aber damals, als

du den Traum geträumt, ſchienen gerade die Sterne nicht, und da haben ſicherlich die grauen Wolken den traurigen Traum dir zugeſchickt. —

Wie freut es mich, daß du den Gedanken aufgegeben haſt, mich der Mutter zu entführen. Er drückte mich noch ſchwer, ſelbſt da, nachdem ich dir ſchon geſchrieben hatte; denn ich fürchtete, du würdeſt mich noch mehr bitten. Das hätte mir ſehr leid gethan, weil es nicht Recht von dir geweſen wäre, und dann kann ich dir ja doch Nichts verſagen, wenn du mich ſehr bitteſt; weil ich weiß, wie ſo innig lich du mich liebſt. Nun aber bin ich wieder recht geruhig im Gemüthe, und ich meine, es müſſe alles ſo bleiben, wie es jetzt iſt. Sonſt — wenn ich in den duftigen Morgen hineinſah, oder wenn die Sonne hinter den dunkeln Bergen verſchwand und das Abendgeläute nachtönte, — oder wenn der Mond in mein Käm-

merlein ſchien, und ſein Schimmer allmählig wieder weiter zog, — dann dachte ich oft an die Zukunft und mancherley wunderſame Bilder ſchwebten mir in der Ferne undeutlich vorüber; jetzt kommt es mir aber vor, als ſey die Zukunft wirklich da, und die Zeit gehe ſchweigend an uns beyden vorbey und berühre uns nicht. — Nun wenn ich allein bin, und mich ſo ganz meinen Gedanken überlaſſe, höre ich oft gar liebliche Stimmen, die lind und leis an mir vorüber tönen. Ich glaube, es muß ſeyn, wenn du recht lebhaft meiner gedenkeſt; denn ſie ſagen mir immer etwas von dir. —

Ich hätte dir noch gar vieles zu erzählen, aber dein Bote wartet unter der Burgmauer, und ich fürchte, er möge geſehen werden.

Heute Abend werde ich zum erſtenmale wieder mich im Freien ergehen dürfen. Meine Kammerfrau begleitet mich; aber ſie wird dich nicht verrathen; ſie war damals nur böſe

auf mich, weil ich ihr früher Nichts von dir gesagt hatte, und sie glaubte, ich habe ihr mein Vertrauen entzogen. Lieber Winibald! der Tag ist heute so mild und rein, wie bei unserm ersten Wiedersehen; — er wird wohl auch den trüben Traum aus deinen Gedanken verscheuchen! —

XVIII. W. an M.

Mathilde, wer bist du? — was war ich? — was ist aus mir geworden? — das frage ich mich tausendmal, und statt der Antwort grinzt mich immer nur das Ungethüm aus der finstern Kluft meines Gehirnes an: — aber die Taube will nicht kommen. — Ich weiß auch nicht, warum ich dir jetzt schreibe. Wo war denn mein Muth, daß ich nicht das Ungethüm mit den Fäusten erwürgte und an den Felsen zerschmetterte? — So, — nun weine ich; ich glaube, ein Kind könnte mich

bezwingen, ich kann ja doch das blühende Schifflein nicht erreichen. Es kommt mir jetzt vor, als sey mein Traum Leben, als wäre das Leben nur ein Traum gewesen. — Aber ich sehe dich ja nicht auf der schimmernden Wolke? Wo ist denn die Mathilde meines Traumes? — Mathilde! — Ach der Name ist so schön, so rein und holdselig; nein, in dem Namen ist kein Falsch und kein Trug; — es muß wohl ein Blendwerk der Hölle gewesen seyn, was mich so verwirrt und verstört; hören sollst du es, und mir dann sagen, daß ich wieder nur geträumt habe, und ich will es glauben, und mich aufrütteln, daß ich wieder erwache, und mich freuen, wie ein Kind, daß nur ein Traum war, was mich so ängstigt und quält! — Gestern am Abend war es, so glaube ich, als ich hinab in das Wiesenthal wanderte; — ich dachte dich und den Himmel. Alles lag in stiller, entzückter Abendfeier, ich

feierte auch. Die Sonne sank, und kamst nicht; ein Stern nach dem andern schlug die Augen auf, und du kamst noch immer nicht. Ich ging dir entgegen, blieb stehen, — horchte, — ging weiter, — horchte wieder, besann mich und vermeinte, ich sey zu spät gekommen. — Endlich fand ich mich am Felsenpfad, der zu deinem Schlosse führt. Es trieb und drängte mich hinauf. Bald war ich am Thore; es war offen; ich sah niemand. Unwiderstehlich zog es mich hinein. Alle Fenster waren erleuchtet; an den Schatten sah ich, daß viele Leute in den Sälen hin und her gingen; ein dumpfes Gesumse kam zu mir herab. — Eben wollte ich mich in den Garten schleichen, um nach den Fenstern deines Schlafgemachs zu schauen, — da hörte ich deine Stimme; du kamst mit einem Ritter aus dem Garten, und reichtest ihm freundlich die Hand. Er führte dich in das Schloß. — Du bemerktest mich

nicht, — ich ſtand verſteinert! Lange ſah ich betäubt nach den hellen Fenſtern auf. Ich konnte keinen Gedanken denken; aber finſter wühlte es in meiner Bruſt. — Endlich kamen Diener in den Hof; es war mir unerträglich, Menſchen zu ſehen; ich entfloh.

Wo ich dieſe Nacht war, das weiß ich nicht; überall hat mich das Ungethüm verfolgt. Jetzt kräht der Hahn und die Wolken ſind roth; ich glaube, die Sonne kommt. — Nicht wahr Mathilde, du warſt es nicht, die mir geſtern erſchienen? O ſage mir, verſichere mich, daß es nur eitel Täuſchung iſt, was mir die Sinne beraubt; denn, was ich geſehen, das kann ich noch immer nicht glauben. Könnte ich es glauben, dann wäre ich nicht mehr Ich, und du nicht mehr Du, und ich wäre todt; — das verwirrt mich. Warum kommt denn die Taube nicht? —

XIX. M. an W.

Auch du, Winibald! zerreiſſeſt mein wundes Herz! Du, den es ſo heiß und innig an ſich geſchloſſen! dem allein es ſich voll unendlichen Vertrauens ganz und auf ewig ergeben hat! doch nein; es iſt nicht dein Wille, mich zu betrüben. Im tiefſten Schmerz bleibt dieſer Troſt mir treu und gewiß. Ich ſehe wohl, — es will dich ein finſtrer Zweifel mit ſeinen marternden Netzen umſtricken; aber dein reines Herz kämpft mit ihm und Gott wird walten, und die Liebe wird ſiegen. —

Auch ich, Winibald! habe gekämpft, auch in meinem Herzen hat die Liebe geſiegt. Vernimm es, und laſſe den Muth in deine Bruſt zurückkehren, wie ich weiß, daß die Treue ſie nimmer verlaſſen hat. —

Kurz nachdem ich dir den letzteren Brief abgeſendet hatte, ward ich zur Mutter gerufen,

Es waren viele Gäſte gekommen, unter denen auch jene fremden Frauen, von denen ich dir letzlich geſchrieben hatte. Unter den Rittern fiel ſogleich einer mir beſonders auf, der dir ſehr ähnlich ſchien, nur daß ſein Blick gar ſchwermüthig und nicht ſo hellleuchtend, wie der Deinige war. Ein feierliches Mahl wurde bereitet. Mit Beben und Bangen dachte ich an das Verſprechen, das ich dir gegeben hatte. Das Mahl währte lange. Immer tiefer ſank die Sonne; ich hätte ihr zurufen mögen, nicht ſo ſchnell dahin zu eilen! — Eben füllten die Ritter ihre Becher, um ſie auf das Wohl meiner Mutter zu leeren, als aus dem Thale das Abendgeläute zu mir heraufſtieg; Ich wußte nicht, was ich beginnen ſollte: ich dachte wohl hin und her, endlich beſann ich mich und ſagte der Mutter, ich müſſe in den Garten gehen, um meinen Blumen den Abendtrunk zu bringen. Ich eilte hinab und bat zugleich

meine Kammerfrau, mir zu folgen, um mich hin zu dir zu geleiten. Sie hatte noch einige Kleinigkeiten auszurichten: ich wartete ihrer im Garten. Aber welcher Schrecken überfiel mich, als ich gleich darauf jenen Ritter, der dir so ähnlich war, auf mich zukommen sah. Ich wollte mich verbergen; es war zu spät, er hatte mich bemerkt. — „Edle Gräfin," sprach er zu mir; „darf ich die Pflege der Blumen mit „euch theilen? Der Abend ist schwül, ihr „möchtet euch erhitzen." Ich war zu verlegen, um ihm zu antworten. Er half mir die Blumen begießen, und erzählte mir so Vieles von den wunderschönen Blumen, die er im Morgenlande gesehen, und schien eine so zarte Freundschaft zu ihnen zu hegen, daß er mir Zutrauen einflößte. Auf einmal ward er stille; schien aber im Innern tief bewegt zu seyn. Dann richtete er sich auf, faßte zitternd meine Hand, und sagte: — „Fräulein! es drängt

„mich heiß, euch zu gestehen, warum ich Euren „Schritten so zudringlich gefolgt bin. Ich has„se die Falschheit; und darum wollte ich unter „Gottes freiem Himmel mit euch sprechen, „wo wir Gott, und wir ihn zu unserem Zeu„gen haben. — Eure Mutter hat mich zu „Eurem Gemahle bestimmt. — Darf ich „hoffen, daß dies auch Euer Wille sey? — „Nicht Euren Namen, sondern Euer Herz „möchte ich dem meinigen vermählen, darum „laßt auch nur Euer Herz entscheiden, ob ich „um Liebe bei Euch werben darf?“

Es tönte in seiner Stimme eine solch' reine Gutmüthigkeit, daß mich seine Worte nicht erschreckten. — Ich gestand ihm meine Liebe zu dir. — Als er aber deinen Namen hörte, erbleichten seine Wangen und er rief mit halb erstickter Stimme: „O Gott! warum „bist du es, mein Bruder!“ — Ich fühlte ein inniges Mitleiden mit ihm. Aber plötz-

lich ward er wieder ruhig, als wenn er allen Schmerz in ſein Inneres zurückgedrängt hätte, und nun erzählte er mir, wie er dich auf der Kreuzfahrt begleitet, und mit dir den innigſten Freundſchaftsbund geſchloſſen habe. Dabei ward er immer heitrer und ſeine Augen wurden hellleuchtend, wie die deinigen; als aber der Mond aufging, bemerkte ich, daß in jedem Auge eine helle Thräne glänzte. Er ſchloß mit den Worten: „ſchon längſt erfüllte „mich die Ahndung, daß die Liebe nicht für „mich auf dieſer Erde blühe; die Liebe ſelbſt „hat mir es nun durch euren Mund verkündet; „ich widerſtrebe ihr nicht; denn ich weiß, wo „ich der Seele ewigen Frieden finde. Aber „Eure Liebe, Fräulein, ſey geſegnet von mir, „und nicht durch mich ſoll eure Seligkeit ge„trübt werden.“ — Vom wärmſten Dankgefühle durchdrungen, reichte ich ihm die Hand; wir gingen zurück in das Schloß. Bald darauf

ſchieden die Gäſte. — O hätten ſie mein Leben nur auch mit ſich dahin genommen! — Noch am nämlichen Abend rief meine Mutter mich auf ihr Schlafgemach und ſagte mir, wie ſie mich dem Grafen Wolfgang zum ehelichen Gemahle für ſeinen einzigen Sohn Hugo verſprochen habe und in kurzem das Verlöbniß gefeiert werden ſolle. —

Eine Weile ſtand ich verwirrt und wie betäubt von dem unerwarteten Geſchicke. — Da vernahm ich deine Stimme in meinem Innern, und zu Füßen ſank ich der Mutter und geſtand ihr, daß mein Herz ſich dir auf ewig ergeben habe. Mehr konnte ich ihr nicht ſagen, denn Thränen erſtickten meine Stimme. — Aber zürnend erhob ſie ſich und ſagte: „du „magſt dich acht Tage bedenken, ob du deiner „Mutter gehorchen, oder dein Leben im Klo„ſter beſchließen willſt.“ Und nun verließ ſie

mich ſchnell, ohne meine Antwort zu erwarten! —

O Winibald! ich kann dir nicht ſagen, was ich gelitten habe und was ich noch leide! Wenn gleich ich keine Schuld in meiner Seele finde, ſo laſtet mir doch der Mutter Zorn unſäglich ſchwer auf dem Herzen! — Gerne denke ich an die ſtille Einſamkeit des Kloſters, denn ich nehme ja dein Bild und deine Liebe mit mir dahin; aber daß ich meine Mutter allein und traurig zurücklaſſen muß, der Gedanke nagt mir tödtend am Herzen. Und doch iſt es mir unmöglich, ihrem Willen zu gehorſamen, und wie ich auch nachſinne, kann ich keinen Weg erſpähen, die unſelige Trennung zu verſöhnen!

Gott möge walten; denn ich — ich kann nur leiden!

XX. H. an W.

Lebe wohl, Winibald! Freund, Bruder! Auf immer lebe wohl! Von dir und dein Leben ſcheidet mich der unerforſchlichen Verſehung ernſte Fügung; — aber mein Herz bleibt dir zurück; und dort — ja dort — werde ich dich wiederſehen. — In unbeſtimmten, wunderbaren Träumen, in duftigen Bildern, in zauberiſchen Tönen floß bis jetzt meine innere Welt dahin; ich war nicht glücklich, aber ſelige Ahndungen eines ſüßen Liebelebens erfüllten das ſehnende Gemüth. Ich ſah nur immer nach der blauen Ferne und ſelbſt in der Heimath wähnte ich in der Fremde auf der Pilgrimſchaft zur wahren, eigentlichen Heimath zu ſeyn. Ich wußte zwar nicht, wo ſie zu ſuchen und wo ſie zu finden ſey. Aber in einzelnen Augenblicken eines erhöhten Bewußtſeyns vernahm ich Stimmen von dorther und

unsichtbar, sichtbar flogen sie in leuchtenden Bildern an meinen innern Augen vorüber. — Jetzt — jetzt ist der Vorhang des Wunder-Tempels zerrissen, und das Heiligthum der Seele ist diesem Leben entrückt, und nun streiten die irdischen und geistigen Mächte meines Wesens einen unversöhnlichen Kampf. Die Blüthe des Lebens, die träumende, ahndungsreiche Sehnsucht — ist mir entschwunden, und ohne sie fühle ich mich arm, und ich eile ihr nach, denn sie war mein und ich muß sie wiederfinden. —

Es thut mir weh, von dir zu scheiden; denn an dich knüpfen sich die herrlichsten Erinnerungen meiner vergangenen Jugend; aber ich muß, — damit meine Seele sich rein erhalte vor Gott. Die milde Lebenswärme aufblühender, ahndender Liebesgedanken hat mich verlassen; nur mehr eine kalte, erstorbene Brust könnte ich deiner heißen Umarmung bie-

ten. Nur das ſcharfe, rauhe Wort ewiger Gerechtigkeit tönt noch in den leeren, verwaiſten Hallen meines Herzens. Seinem Rufe will und muß ich gehorchen, und mit meinem Blute die zürnenden Erdgeiſter verſöhnen. — Ich ſah deine Geliebte und mit einemmale erwachten alle dunkele, geheimnißvolle Stimmen meines Gemüthes und tönten zugleich und ſagten mir hell und klar, was Liebe ſey, und enthüllten mir die verborgenſten Tiefen und Paradieſe des Herzens. Alle Herrlichkeit, alles Entzücken der Welt lag vor meinen Augen wunderbarlich entfaltet, und hellauf, im lichteſten Glanze blitzte die Flamme des Lebens. Da nannte ſie deinen Namen, und zuſammen ſchütterte die neue Welt und begrub unter ihren rauchenden Trümmern das zermalmte Herz. — Nicht ins Kloſter kann noch darf ich gehen; denn ſeine Ruhe iſt mir fremd. Zum Tode allein eilen unaufhaltſam meine Gedanken.

Im gelobten Lande will ich ihn ſuchen; dahin ziehe ich mit dem nächſten ergrauenden Tage. Noch einmal, Wilhelm, lebe wohl; mein Seegen begleitet deine Liebe und dein Leben! —

XXI. W. an M.

Mathilde! Engel meiner Seele! du haſt mich dem Leben wiedergegeben, das ich nicht verdiene, weil ich im Glauben wankte. Doch nun iſt der Glaube für alle Ewigkeiten befeſtigt und umfaßt die Liebe, wie des Himmels blauer Bogen ſich feſt und glänzend um die blühende Erde ſchlingt. Du haſt in meinem Buſen ein Feuer entzündet, das kein Sturm verlöſchen mag, vielmehr mich einſt auf ſeinen Flammenfittigen empor wird tragen, wenn die Stunde der Befreiung ſchlägt. Ich kann nun nicht ſterben, und Tod iſt mir ein leeres,

bedeutungsloses Wort; denn in das Urelement, ins Ewige, in den Einklang hast du meinen Geist zurückgeführt. — So ist auch aller Schmerz mir jetzt versüßt, weil ich sein Ende sehe und wohl weiß, daß er die nur verschwindende Mitternacht des ewigen Maitages der Liebe ist. — Verlassen hat mich auf immer mein Herzensfreund, der edle Hugo; er litt unsägliche Qual, — mein Herz blutet mit dem seinen! Aber mein Geist wird nicht davon betrübt! denn schon sehe ich die schönste Palme für ihn sprießen, und seine Schläfe mit einer funkelnden Krone geschmückt, weil seine Treue selbst über die Liebe gesiegt, weil er durch seinen freiwilligen Opfertod des Todes Stachel siegend auf ewig zerbrochen hat. Feiern laß uns, Mathilde, diesen Triumph in der Stille unseres Gemüthes, weil wir dem Edlen nicht mehr danken können. Er ist dahin gewandert in das gelobte Land, und erst in den

Gelobten Auen des Himmels werden wir ihn wiederſehen. Wunderbar fühle ich mich jetzt erlößt von dem ſchweren, drückenden Traumbilde. Ich meine, deine Mutter müſſe durch das unerwartete Begegniß von ihrem unſeligen Wahne geheilt werden, und könne nun nicht länger deinen eigenſten Willen zwingen wollen. Nicht wahr, liebe Mathilde, ich darf kommen und deine Hand von der Mutter erbitten? —

Alles um mich her lacht mich an in lenziger Sonnenfriſche, in wonneſamer Grünung, wenn die liebesmüthigen Gedanken dich Klare, Süße! in meine Arme führen! wenn ich in heimlicher Betrachtung dich ſehe, wie du in feierlichgeſchmückter Kapelle neben mir knieeſt vor dem blumigen Altare, — in Engelreine — die holdeſte Jungfrau, — wie die röſlichten Liebesblumen auf deinen Wangen unter den zitternden Lilien der Demuth und Jungfraulichkeit hervor ſchimmern und leuchten, —

wie die Unſchuld des Kindes und die zarte Liebe der Jungfrau und das leiſe Vorgefühl inniger Mütterlichkeit zugleich ſichtbar werden im hellen, tiefen Spiegel deiner Augen, und zuſammenfließen in eine köſtliche, perlende Thräne! — Aber als die höchſte Flammenſpitze meines Daſeyns, als einen funkelnden Stern, vom Himmel, aus der Ewigkeit, herabgezogen, denke ich mir den Augenblick, da Gottes Wort durch den Mund des geweihten Prieſters den Bund unſerer Herzen auch vor der Welt unauflöslich beſiegelt, da Gott ſelbſt das Liebesopfer, das wir an der Schwelle ſeines ſtrahlenden Thrones niedergelegt, entzündet, auf daß es unverlöſchlich auflodre in Einer hellen, reinſtrahlenden Flamme. — Mathilde! hier muß ich ſchweigen, denn die Gedanken verſinken in dem wellenden Meere unendlicher Wonne und Seligkeit; die Worte ſind zu ſchwer und zu rauh, um die leichtbeſchwingten, ätheri-

ſchen Klänge zu faſſen, die in dieſem Himmelsgarten von zartem Morgenroth und glänzendem Azur auf- und abwogen, und nur das ſtille, ſchweigende Gefühl vermag dort zu verweilen, wo der laute, redende Verſtand von der heiligen Flamme verzehrt wird und als nichtige Aſche auf die Erde zurückſinkt! —

XXII. W. an Mathilde.

Unfreundlich weht die herbſtliche Luft von Mitternacht her, zerdrückt mit eiſernem Fuße die letzten Kinder des Frühlings, durchſtreicht Heide und Forſt und ſchlägt mit ſcharfen Fittigen die zarten Blättlein vom Baume, und die noch zurückbleiben, erbleichen, weil ſie ihre Brüderlein und Schweſterlein fallen geſehen, und eilen bald ihnen nach. Und mit ernſtem, drohendem Blicke ſieht der Herbſt vom grauen Himmel herab, und ſcheuchet die lieben Vö-

gelein fort, und in dichten Schaaren ziehen sie hin in die Fremde, — und still wird es im einsamen Walde, und hier und dort nur trauert und klaget noch ein treues Finklein um die gefallenen Blätter und Blüthen! — Ach, liebe Mathilde! das Alles macht mich unendlich traurig und trübe, wie ich noch niemals im Herbste es war! —

Es ist mir gerade zu Muthe, wie damals, als ich seit meiner Rückkehr zum erstenmale wieder die Gemächer der ausgestorbenen väterlichen Burg durchwanderte! — Mit Augenblicken ergreift mich wohl ein recht inniges Vertrauen, wenn ich unsrer Liebe gedenke und mich in die Seligkeit unserer Vermählung hineinträume. Aber wenn dann das fahle, verdorrte Laub zu meinen Füßen rauscht, wenn ich vergeblich nach einem Blümlein spähe, und kein Sonnenstrahl das trübe Wiesenthal erhellt, dann kommt es mir vor, als sey der

liebliche Frühling nur ein Traum geweſen, als werde die Freude meines Lebens auch wie ein Traum verwehen und mich auf immer verwaiſen! Der trauende Wald iſt mir dann Bild meiner Selbſt und nur in ihm mag ich gerne verweilen. Auch in meinem Herzen ſang es und klang es ſonſt in tauſend mannichfaltigen Stimmen, grünten und blühten immer neue, ſchönere Hoffnungen auf; aber die Sänger ſind fortgezogen, ich weiß nicht wohin; — und das Laub und die Blumen möchten den Sängern nachfliegen, aber ſie ſinken ermattet zurück in der Erde Schooß und ſterben langſam in Sehnſucht dahin! — Manchmal frage ich mich freilich, warum ich mich denn ſolchen wehmüthigen Gedanken ſo ganz und gar hingebe, und nicht vielmehr einzig und allein an dich denke, an deine Anmuth und Klarheit, und an das zukünftige Glück, das deine Liebe mir verheißt. Dann ſinne und

grüble ich darüber nach, und ehe ich mich deſſen verſehe, hat mich wieder der unſichtbare Strom trauerſchwerer Ahndungen mit ſich fortgeriſſen, und ich ſehe dann wohl, daß da fremde Geiſter ſind, die mein Gedankenſchiff nach eigener Willkühr lenken. — Ach, liebe Mathilde, berührte mich nur einmal wieder dein reiner, ſonnenmilder Blick; ich glaube, die dunkeln Geiſter der Schwermuth müßten entfliehen, und ein neuer, wonniglicher Frühling würde ſich in meinem Gemüthe entfalten! —

Täglich mit der Abenddämmerung wandere ich deinem Schloſſe zu, ſchnellen Schrittes das Wieſenthal hinab und den verborgnen Fußſteig hinauf bis in die Nähe der Burg, und jedesmal iſt mir's, als würde ich dich gewißlich irgendwo erblicken. Ich ſchaue wohl auf, und rechts und links, und in der ſehnlichen Erwartung verrinnet die Zeit, und ein Sternlein kömmt nach dem andern, um mir zu leuchten,

und alles wird ſtill rings um, damit ich auch deinen leiſeſten Fußtritt vernehmen könne, und meine ganze Seele iſt in den Augen, und die Augen rufen dich Geliebte herbei; — aber du kommſt nicht; immer ernſter wird die Nacht, finſterer mein Gemüth, und ſtumm und gedankenlos ſcheide ich dann von dem theuren Ort, der das Kleinod meines Lebens verbirgt, bey dem alle Wünſche, alle Hoffnungen zurückbleiben, — und ich kehre heim, auf weiter, weiter Erde der Aermſte und Einſamſte! — Ja wohl der Einſamſte und Aermſte! die lieben Eltern — im Grabe; — der einzige, beſte Freund — ein Opfer ſeiner Treue zu mir, — Mathilde — meine Seele — dem Herzen ſo nah, — ſo ferne dem ſehnenden Auge, — der liebenden Umarmung! — und wie heiß ich mich ſehne, keine Antwort ſeit vielen, vielen Tagen auf mein bittendes Brieflein! —

O Mathilde! ende meine Quaken, ehe das letzte Blatt von dem Baume der Hoffnung fällt, ehe das liebebegehrende Herz verſtummt und ſeine müden Augen auf immerdar ſchließt! —

.....

XXIII. M. an W.

Zum letztenmale, o du Licht meiner Seele! — ja — zum letztenmale ſchreibt dir Mathilde! denn durch den geweihten Schleier wurde ſie geſtern unwiderruflich von den Freuden der Erde geſchieden. Die Mutter hat es gewollt, — und nur noch Abſchied von dir zu nehmen, ward mir erlaubt! — der letzte Strahl der untergegangenen Sonne! — Ach Winibald! könnte ſich meine Seele in dieſe Schriftzüge verſchränken und ſich feſtklammern an ihnen, — könnte dieſes

Blatt jetzt auch mein Herz zu dir hinübertragen, daß es nicht mehr ſchlage in der ſchmerzgedrückten Bruſt! O, es thut gar zu weh, ſo auf immer vom Liebſten zu ſcheiden. Habe mir bis jetzt allezeit gedacht, wenn ich nur noch an dich denken könnte, dann wäre ſchon alles gut und die längſte Trennung würde ich geduldig und ruhig ertragen. Nun aber werde ich dich nie und nimmermehr wiederſehen, und allzumal ſoll ich dich auch aus Herz und Seele verbannen, und einzig und allein zu Gott meine Gedanken wenden? — Doch wie werde ich das können? Deine Liebe wurzelt ja ſo tief und feſt mir im Herzen, dein Bild iſt ſo innig in alle meine Gedanken verwebt, daß ich nur dann nicht mehr dich fühlen und an dich denken werde, wenn das Herz mir brechen wird, wenn die Gedanken mir ſchwinden! — Und es muß mir brechen, das ſchwere Herz, und ſich theilen in

Himmel und Erde, wie es ſchon gebrochen iſt, in Liebe und Schmerz! — Bitten will ich dann die lieben Engelein, daß ſie dich rufen und ich warte deiner, und auf einer goldenen Wolke wirſt du zu mir kommen und einwandeln, wie dann — Seele in Seele, und Geiſt in Geiſt ewig ungetrennt, in die himmliſchen Auen! — Aber, lieber Winibald! wenn du dies Brieflein lieſeſt, — dann gräme und härme dich nicht zu ſehr; — ſie konnten mir wohl meine goldenen Locken nehmen und das Roſenkränzlein von meinem Haupte, und mich ſchließen in eine kleine, düſtere Zelle, — doch die blühende Liebe zu dir und die goldene Treue, — die mußten ſie mir laſſen, die trug ich heimlich und verborgenlich mit mir in die Einſamkeit; und die heißen Thränen, die ich weine, ſie ſind doch ſüß, weil ſie unſere Liebe von allem Irdiſchen reinen. Und dann iſt mir auch noch ein ſchöner, ein himmliſcher

Troſt geworden! Als ich geſtern in ſpäter Nacht noch wachte und weinte und tiefe Traurigkeit litt, ging ich hinab in die Kirche, knieete nieder vor dem Bilde unſrer lieben Mutter Maria und betete zu ihr — inbrünſtig, — und klagte mein unverſchuldetes Leiden. Und da ich mich voll Zuverſicht aufgerichtet und weinend hinblickte nach dem ſchönen Bilde, — ſiehe! — da fingen die Farben zu leuchten und ſich zu bewegen an, und auf einmal hob ſich von dem Bilde die holdſelige Mutter, und alle Farben waren zu lebendigen Strahlen geworden, und ein wunderbarlicher Glanz, lieblicher als das zarteſte Morgenröth, überſtrömte mich und erquickte mich in meinem Tiefinnerſten. Huldreich neigte ſich die Jungfrau zu mir und ich vernahm dieſe Worte: „Weine, liebe Tochter! „aber verzweifle nicht. Auch ich habe um „meinen göttlichen Bräutigam Unausſprech„liches gelitten, und in bitterem Schmerze

„von meiner Liebe mich ſcheiden müſſen! —
„darum dulde und glaube und vertraue: denn
„nur kurz währet das Leiden, aber ewig iſt die
„Liebe und in Ewigkeit hin währet ihre himm-
„liſche Seligkeit!“ Stillanbetend und ver-
ehrend hatte ich die Augen geſchloſſen; die
Worte waren ſanft, wie das Wehen der Lüfte
im Frühling. Als ſie verhallten, ſchlug ich
die Augen auf; die Erſcheinung war zerfloſſen,
ſüße Wohlgerüche erfüllten die Kirche und be-
zeugten mir, daß das Wunder kein nichtiger
Traum geweſen war. So bin ich göttlichen
Troſtes gewürdiget worden. Darum verzweifle
auch du nicht, lieber Winibald, deine Mathilde
wird nicht lange mehr leben und leiden; —
wenn der Herbſt die letzten Blätter gebrochen,
dann werden ſie deine Mathilde zur Ruhe legen.
Du aber bewahre rein unſere Liebe und halte
feſt die Hoffnung unſeres Wiederſehens, und
glaube an meine einige und ewige Treue! denn

nur kurz ja währet das Leiden, — doch ewig — der Liebe unaussprechliche Wonne! —

•••o•o•••

XXIV. W. an M.

Mathilde! Mein Herz blutet und das Leben erzittert in seinen innersten Tiefen! aber weinen kann ich nicht; die Schmerzensgluth verzehret die ungeborenen Thränen! Wohin ich den trüben Blick auch wende, — alles liegt wüste und öde vor mir, als wäre die ganze Welt nur ein Grab und du ruhtest darin, und ich stünde allein bei der heiligen Leiche in grauer, langer Winternacht! — So ist es denn ergangen über mich, das schwarze Verhängniß, mit dem schon der Traum mir gedroht, und das grausame Ungethüm hat den Hort meines Lebens mit seinen Krallen ergriffen! Wehe mir! daß ich geboren ward, — wehe mir,

daß der Tod mich im blutigen Kampfe, daß er mich auf dem ſtürmiſchen Meere verſchonte! Muß ich doch jetzt einen tauſendfachen Tod ſterben! Denn ſo oft als ich denke, daß ich meine holdſelige Mathilde nimmermehr ſehen ſoll, bricht mir das Herz in tiefer Qual! Ja, dieſer Gedanke würde mich tödten, vermöcht ich ihn auszudenken. Aber immer meine ich, es ſey unmöglich, daß du mir unwiederruflich entriſſen ſeyeſt; es ſey Alles nur Täuſchung, und auf einmal falle der nächtliche Schleier, und du werdeſt auf dem verſunkenen Grabe ſtehen im friſchen, klaren Morgenglanze und lächelnd die Hand reichen zur frohen Verlobung! — Armer Winibald! wirſt du denn immerdar träumen? Du höreſt ja doch, wie der Sturm dumpfklagend durch den Horſt zieht und die letzten Blätter von dem dürren Gezweige rüttelt, — hörſt, wie tief dein eignes Herze ſtöhnt und das letzte Blatt vom Baume

der Hoffnung ſcharfklingend herabfällt? — wie alle Stimmen nah' und ferne, in der Höhe und Tiefe dein Unglück weiſſagen und die blühende Vergangenheit wie mit einem finſtern Leichentuche verhüllen? — O wie ſelig und liebreizend waren jene Tage, die nicht mehr ſind! — Wie auf einem blauen, ſpiegelnden See wogt' ich dahin in dem goldenen Kahne der Hoffnung, und wo auch das ſehnende Auge hin ſchaute, es lachten überall ihm grünende Inſeln mit dunkelſchattigen, ſüßtönenden Wäldern entgegen, und von einer zur andern eilte der trunkene Blick, bis er ſich endlich in der zarten Bläue des Himmels verlor. — Jedes Morgenroth brachte mir einen Gruß, jedes aufgehende Sternlein einen Blick der Geliebten; jedes Blümlein ſagte mir ein ſtilles, tiefes Wort von dir, ihrer Königinn, und ich faßte ſie alle zuſammen und wand ſie zum duftenden Kranze für deine goldenen Locken. Jeder

Sonnenſtrahl, jedes ſchimmernde Glänzen des Mondes erweckte neue, wonnefame Liebesgedanken und erfüllte das Gemüth mit lieblichſpielenden Träumen, und — wie glücklich das Herz auch durch die Gegenwart war, ſo ward es noch ſeliger durch die Zukunft, weil aus ihr ihm überſchwengliche Luſt und Genügen entgegen winkte! — Ach! und von all' dieſer Herrlichkeit ſoll ich nun ſcheiden! und nicht mehr die Geliebte ſehen, die Seele dieſer all ſchönen Welt, — und nicht mehr Leben trinken in dem klaren und reinen Brunnen ihrer Augen, und auf immer entſagen ihrem begeiſternden Anblick? Verzeihe mir, liebe Mathilde, daß ich ſo laut klage um die Freuden dieſer Erde! o ſie ſind ſo ſchön, wenn die Liebe ſie belebt und verherrlicht! Das Herz hat ſich ihnen allmählig verſchwiſtert, und da thut es ihm gar zu weh, ſo auf immer von ihnen zu ſcheiden! — O könnte ich nur mit dieſem

Briefe zu dir eilen und dich noch einmal mit aller Kraft meiner Augen anblicken und dann vergehen im Vollgenusse des Herzens! daß ich eine Lilie werden könnte und sprossen und blühen an deiner Seite, und dich anschauen und dir duften vom früheſten Morgenroth bis zum letzten ſinkenden Abendſtrahle und dann auch ſchließen mein Auge, wenn ſich das Deinige ſchließet. Ja ſelig würde ich ſeyn, könnte ich zum marmornen Chriſtusbilde werden, das deine frommen Lippen berühret, das deine ſüßen Liebeszähren benetzet! — doch, — welchen Namen hat das ſtöhnende Herz genannt? welcher himmliſche Name hat ſich in meine irdiſche Klage gemiſcht? — Iſt's nicht der Name deſſen, der freudig und ruhig den Kelch des bitterſten Leidens austrank? deſſen Herz, der reinſten Liebe voll, gelaſſen, von der zärtlichſten Mutter, von den liebendſten Freunden dahin ſchied, weil er wußte, daß ſie bei ihm

ſeyn würden — auf ewig — in unſeres Vaters himmliſchen Garten? — O Mathilde! Der Name des Heilandes giebt mich mir ſelbſt jetzt zurück, und es iſt mir, als kehrte ich aus neblichter Fremde in die lichthelle Heimath nieder! Und ein Frieden will ſich hier niederlaſſen, ein heiterer, heiliger Gottes-Frieden, wie ich ihn noch nimmer geſchaut, noch nimmer im Herzen empfunden habe. Und ſiehe, der Sturm hat ſich geſänftigt in meiner Seele, und hell und klar ſpiegelt ſich der Himmel in ihr und reine Engelestimmen vernehme ich von dort her, die mich tröſten und wunderſam ſtärken. Mag denn der Herr wiedernehmen, was er gegeben; ich will nicht murren, denn er nimmt nur, um tauſendfach wiederzugeben, — und das Heilige und Freie, was uns geworden iſt, das will er ja ohnedies uns nie wieder wegnehmen. — Und iſt nicht die Liebe, die unſere Herzen in eine Flamme ver-

ſchmolz, die meinen Geiſt mit dem Deinigen bereicherte, und den meinigen dir gleichfalls zu eigen gab, und uns emporhub über Zeit und über Raum, bis wir trunken vom Wechſelſchauen in die Fülle des ewigen Freudenreichs verſanken, — iſt nicht dieſe Liebe eine Heilige und konnten wir je an ihrer Ewigkeit zweifeln? — Aber noch war ſie nicht völlig gefreit; wir wollten noch uns ſchauen mit leiblichen Augen, mit den Augen, die doch auch einſt ſich trüben und zuſinken werden. Da hat der Herr uns genommen, was wir ohnehin nicht bewahren konnten, auf daß wir erhielten und bewahrten, was wir nie mehr verlieren mögen! O Mathilde! mit einem Schauer des Entzückens erfüllt mich nun der Gedanke an dich und unſere Liebe, und mit ſchlagendem Herzen ſchaue ich hinaus in die goldne Zukunft, da wir geläutert durch die Schmerzen der Trennung, rein wie das Licht, und frei, wie

Gottes Gedanken, uns begrüßen werden an den demantnen Pforten des Himmels, wo das kurze und wehmüthige Abendroth des Erdenlebens übergegangen ſeyn wird in das ewige, jauchzende Morgenroth der beſeeligenden Gegenwart Gottes. Siehe, dies iſt unſere Hoffnung und dieſe Hoffnung giebt mir Kraft, daß ich freudig ertragen werde, was erſt mir noch unträglich erſchien. Und nicht will ich in müßiger Sehnſucht und frevelnder Klage mich einſperren in eines Einſiedlers Zelle, ſondern, wie mir's die Stimme Gottes gebeut, hinausziehen in meines Vaterlandes Gauen, und gerüſtet in den Kampf treten, wo irgend das Recht und die Unſchuld um Hülfe rufen, auf daß ich bewähre, ich ſey geadelt durch einer heiligen Jungfrau Liebe, und damit ich nicht ungeſchmückt komme, wenn einſt die Stunde unſerer goldenen Hochzeit ſchlägt! —

Aucaſſin und Nicolette.

Wer von Euch will die alten Geſchichten hören von zwei Liebenden, jung und ſchön? — Der höre die Mähre von Aucaſſin und Nicolette. Erzählen will ich Euch Alles, was Er zu erdulden hatte um ſeines Feinliebes willen mit dem Lilienantlitz, und alle die Heldenthaten, die er ihrenthalben vollbrachte. Da iſt kein Menſch, ſo betrübt er auch wäre, der dadurch nicht aufgeheitert würde; ja, da iſt Keiner, und läge er ſelbſt im Bette und wäre krank und litte die bitterſten Schmerzen, der durch das Zuhören ſich nicht geheilt fühlen müßte; — alſo ſüß iſt das Mährlein, und ſo rührend und ergötzlich ſeine Abentheuer.

Seit zehn Jahren führte der Graf Bongart von Valence einen erschrecklichen Krieg mit Garins, dem Grafen von Beaucaire. Jeden Tag kam er mit hundert Rittern und tausend seiner Mannen sowohl zu Fuß als zu Pferd an die Thore seiner Stadt, um sein Land zu verheeren und seine Leute zu erwürgen. Garins war alt und schon schwächlich und konnte nicht mehr hinaus ziehen zum Kampfe. Aucassin, sein Sohn, wenn er gewollt hätte, würde mit Ruhm seine Stelle versehen haben; groß war er und wohlgebaut und schön zum verwundern; aber die Liebe, die Alles überwindet, hatte auch ihn bewältigt, und also beschäftigte sein Zeitlieb alle seine Gedanken, daß er Nichts von Turnieren noch von Ritterthum bis jetzt hatte hören wollen. —

Oft sprachen sein Vater und seine Mutter zu ihm: „Herzlieber Sohn! nimm ein Pferd

„und nimm Waffen und geh' deinen Leuten zur „Hülfe. Sehen ſie dich an ihrer Spitze, dann „werden ſie muthiger ihre Mauern, ihre Güter „und ihr Leben vertheidigen!“ — Mein Vater, erwiederte Aucaſſin, ſchon habe ich meinen Entſchluß Euch kund gethan. Daß mir Gott nimmer Etwas von dem gewähren möge, warum ich ihn bitten werde, wenn ich ein Schwerdt umgürte, oder ein Roß beſteige, oder mich in ein Turnier oder einen Kampf miſche, bevor Ihr mir nicht Nicolette gegeben, Nicolette, mein Süßlieb, der ich ſo ſehr gut bin von ganzem Herzen. — „Mein ſchöner „Sohn,“ entgegnete dann der Vater, „was du „von mir begehreſt, das kann nicht geſchehen; „das Mädchen iſt nicht für dich und deines„gleichen. Der Vizegraf von Beaucaire, mein „Lehnsmann, der es als Kind von den Sara„zenen gekauft hat, und als er es taufen ließ, „ſo gnädig war, ſein Pathe zu werden, der

„wird es wohl auch zu ſeiner Zeit irgend einem „Ackersknechte zur Frau geben, deſſen Arbeit „ſie dann auch ernähren wird. Du aber, „wenn du eine Gemahlin wünſcheſt, dir kann „ich Eine aus dem Geſchlechte der Könige und „Grafen geben; und kein Herr iſt ſo groß, „der es ſich nicht zur Ehre ſchätzen wird, „dir ſeine Tochter zu geben, wenn wir ihn „darum erſuchen.“ — Ach, mein Vater, ſprach dann Aucaſſin, wo iſt auf der Erde die Grafſchaft, oder das Königreich, welches nicht nach Würden beherrſcht wäre, wenn Nicolette mein ſüßes Lieb, darüber herrſchte! — Der Vater drang noch eine Weile in ihn. Die Gräfin ſelbſt vereinigte oftmals ihre Bitten und Drohungen mit denen des Grafen, ihres Gemahles. Statt aller Antwort erwiederte Aucaſſin ihnen immer: „meine „Nicolette iſt ſo ſüß! ja, ihre Anmuth ihre „Lieblichkeit haben das Herz mir geraubt;

„und damit ich leben könne, muß mir ihre „Liebe zu Theil werden.“ —

Als nun der Graf Garins ſah, daß er ſeinen Sohn nicht von Nicolette abwendig machen könnte, ging er hin zu ſeinem Lehnsmann, dem Vizegrafen, um ſich bei ihm wegen des Mägdleins zu beſchweren und von ihm zu fordern, daß er ſie fortjagen ſollte. Der Vizegraf, der Garins Unwillen befürchtete, verſprach ihm, das Mägdlein auf ein ſo entferntes Landgut zu ſchicken, daß man nimmermehr Etwas von ihr hören werde. — Aber er würde ſich ſelbſt darum Vorwürfe gemacht haben, wenn er mit ſolcher Strenge ein ſo unſchuldig Blut beſtraft hätte, die es auf keine Weiſe verdiente. Er war ihr von Herzen gewogen, und ſtatt ſie zu verbannen, wie man ihn hatte verſprechen laſſen, begnügte er ſich, ſie vor aller Augen zu verbergen. —

Ganz oben in ſeinem Schloſſe war ein abgeſchloſſenes Kämmerlein, mit einem einzigen kleinen Fenſter, das nach dem Garten hin ging. Dort war es, wohin er Nicolette verbarg, indem er dafür ſorgte, daß ſie mit allen Lebensbedürfniſſen reichlich verſehen wurde; aber zugleich ihr auch als Aufſeherin eine Alte zuſchickte, die ſie im Auge behalten und für ſie haften mußte. —

Nicolette hatte ſchöne blonde Haare, die natürlich in Locken herabfielen. Ihre Augen waren lächelnd und himmelblau, ihre Zähne klein und ſo weiß, als wie Elfenbein, und ihr Antlitz war in einem ſehr ſchönen Ebenmaaße. Eure beiden Hände würden zugereicht haben, ihren ſchlanken Leib zu umſpannen; aber friſcher, als die Roſe am Morgen, waren ihre Wangen, und ihre zarten Lippen ſo purpurroth, als die Kirſchen in Sommerzeit; ja, die zwei Brüſtlein, die ihren Mieder emporho-

hoben, verdunkelten die Weiße des gefallenen Schnees. Kurz, nimmer haben Eure Augen ein anmuthigeres Mägdlein geschaut. —

Als nun die arme Waise sich zur Gefangenschaft verurtheilt sah, trat sie ans Fenster und warf einen Blick auf den Garten, wo die Blumenknospen sich aufthaten und die kleinen Vögelein sangen. Da rief sie leidvoll mit klagender Stimme aus: „Unglückseelige, die „ich bin! so bin ich denn auf immer hier einge„sperrt! Ancassin, süßer Freund, es ist dar„um, weil du mich liebst, und weil ich dich „liebe. Doch sie sollen gut haben mich zu quä„len; mein Herz wird sich nicht ändern, und „lieben werd' ich dich immer!" —

Seit man Nicolette in Beaucaire nicht mehr sah, suchte jedermann die Ursache davon zu erfahren. Die Einen sagten, sie sey entflohen, die Anderen sprachen, der Graf Ga-

rins habe ſie umbringen laſſen. Ich weiß nicht, ob jemand daran Freude hatte, aber gewißlich betrübte es den Herrn Aucaſſin ſehr. Er ging hin zum Vizegrafen und forderte ſein Süßlieb von ihm zurück. „Verloren habe ich," ſagte er „was mir auf der weiten Welt das Aller„liebſte war; und ihr ſeyd es, durch den ich des„ſen beraubt bin? Wenn ich ſterbe, dann habt „ihr es zu verantworten: denn ihr werdet mir „den Tod gegeben haben, indem ihr mir alles, „was ich liebte, genommen habt!" Der Vizegraf, in der Abſicht ihn zum Erröthen über eine ſolche Liebe zu bringen, ſprach ihm zunächſt verächtlich von dieſer Maid, die Sklavin und von unbekannten Eltern war, und ihn gewiß bald reumüthig gemacht hätte, wenn er ſie zum Gemahle genommen, er, der doch um Königstöchter zu werben das Recht habe. Als er aber merkte, daß er ärgerlich wurde und in Zorn gerieth, hielt er ſich verpflichtet, den Ve-

fehl einzugeſtehen, den er vom Grafen Garins erhalten hatte. „Geb't Euch zufrieden," fügte „er hinzu, „und entſaget Nicolette; Ihr werdet „ſie nimmermehr wiederſehen. Euer Vater „ſey zumal nur recht überzeugt, daß Ihr des „Mägdleins nicht mehr gedenket, denn ſonſt „wäre er im Stande, bis zum Aeußerſten „gegen Euch zu verfahren. Vielleicht ſelbſt „wäret Ihr Urſache unſeres Todes, indem er „uns zum Feuer verurtheilen ließe, das „Mägdlein und mich." — Ihr bringt mich zur Verzweiflung, entgegnete Aucaſſin; — und, ohne noch weiter Etwas zu ſagen, entfernte er ſich und verließ den Vizegrafen wohl eben ſo betrübt, als er ſelbſt es war. —

Zurück auf dem Schloſſe ging er hinauf auf ſeine Kammer, um ſich frei ſeinem Schmerze überlaſſen zu können. „Nicolette," rief er laut, „du meine aller-aller-Schönſte! So

„ſchön, wenn du lächelſt und wenn du ſprichſt,
„ſo ſchön zu Kuß und Umarmung; Nicolette!
„lieb' Schweſterchen! Süßlieb! um deinet-
„willen bringt man mich zur Verzweiflung
„und will ich und werde ich ſterben!“. Und
ſo blieb er verſenkt in ſeine Leiden, ohne daß
es möglich geweſen wäre, ihn zu tröſten, oder
ihm einige Erleichterung zu verſchaffen. —

Aber während der junge Herr ſich betrübte
und härmte darum, daß Nicolette, ſein Lieb',
nicht mehr da war, war der Graf Bongars,
der ſchnell jetzt den Krieg beendigen wollte,
mit ſeiner Schaar herangerückt, um von Neuem
das Schloß von Beaucaire zu beſtürmen.
Alſobald hatten die Ritter und Reiſige der
Stadt die Waffen ergriffen, und ſich an die
Thore und auf die Thürme und Mauern be-
geben, um ſie zu vertheidigen, und zugleich
ließen die Bürger von den Zinnen herab

Pfeile und ſpitze Pfähle auf die Feinde niederregnen. Aber es mangelte an einem Anführer, der alle dieſe Wehrmänner befeuerte und lenkte.

Da lief der Graf Garins, ſchier außer ſich, auf die Kammer ſeines Sohnes. „Feigling, „der du biſt, was thuſt du hier, und willſt „du denn ſchlechthin den Feinden zur Beute „werden? Wenn dein Schloß eingenommen „wird, was bleibt dir dann übrig? ... Mein „lieber Sohn, ſo ſteige zu Pferd und ziehe hin, „dein Erbgut zu vertheidigen und dich mit „deinen Lehnsleuten zu vereinigen. Und hätteſt du auch das Herz nicht, in ihren Reihen zu ſtreiten, ſo wird ſchon deine Gegenwart allein ihren Muth und ihre Kräfte erhöhen. Sie allein ſchon wird genügen, ihnen den Sieg zu verleihen.“ — Mein Vater, erwiederte der Junghherr (Damoiſeau), erſpart Euch dieſe unnützen Ermahnungen; denn

ich wiederhole es Euch; — daß noch in dieſer Stunde mich Gott ſtrafe, wenn ich hinausziehe in den Kampf, um nur einen Schlag zu empfangen oder zu thun, bevor Ihr mir nicht Nicolette gegeben, — Nicolette, mein Süßlich, der ich ſo aus ganzem Herzen gut bin! —

„Mein Sohn, lieber will ich Alles verlieren,“ entgegnete der Graf und ging zürnend von dannen. Aucaſſin lief ihm nach, um ihn zurückzurufen, und ſprach alſo zu ihm: „nun „wohl mein Vater! ſo nehmet doch eine Be„dingung an. Die Waffen will ich ergreifen „und zum Kampfe gehen: wenn aber Gott „mich geſund und ſiegreich zurückführet, dann „verſprecht, mich noch ein einziges Mal ſehen zu „laſſen, nur ein einziges Mal Nicolette, meine „ſüße Freundin, die ich ſo ſehr liebe. Nur „zwei Worte will ich ihr ſagen und nur einen „Kuß ihr noch geben.“ — So ſey's denn, erwiederte der Graf, ich gebe mein Wort dir darauf.

Alſobald fordert Aucaſſin Waffen und Panzerhemd; man führt ihm ein lebhaftes und muthiges Roß herbei, und, mit der Lanze in der Hand und dem Helm auf dem Haupte, eilt er nach einem der Stadtthore und läßt ſich es öffnen. Aber die Freude, um bald Nicolette, ſein Herzlieb' wieder zu ſehen und zumal der Gedanke an den verheißenen Kuß hatten ihn ſo mit Entzücken berauſcht, daß er ganz außer ſich war. Ganz einzig und allein nur mit ihr beſchäftigt, zog er dahin, ohne irgend Etwas zu ſehen noch zu hören, und ſpornte, ohne es zu wiſſen, ſein Roß, welches wie ein Blitz ihn auf einmal dahintrug in die Mitte der Feinde. Erſt als man von allen Seiten ihn umringte mit dem Geſchrei: „das iſt der „Edelknappe Aucaſſin,“ und als er ſich Lanze und Schild entriſſen fühlte, kam er von ſeiner Zerſtreuung zurück. Da ſtrengt er alle Kraft an, um ſich den Händen ſeiner Feinde zu ent-

winden, faßt ſein Schwerdt, ſchlägt links und rechts, ſpaltet, zerhaut und ſchlägt Arme und Köpfe herab; und, gleich einem Eber, den Hünde in einem Walde anfallen, macht er ringsum den Kampfplatz leer oder blutig. Endlich, nachdem er zehn Ritter getödtet und ſieben verwundet, macht er ſich Raum durch die feindlichen Reihen und gewinnt die Stadt wieder in geſtrecktem Galepp. —

Der Graf Vongars hatte das Schreien vernommen, welches Aucaſſins Gefangennehmung ankündigte und raſch eilte er hinzu, um ſich dieſes Triumphes zu erfreuen. Aucaſſin erkennt ihn und verſetzt ihm einen ſo derben Schwerdtſchlag auf den Helm, daß er ihn nieder auf die Erde wirft; d'rauf, ihn faſſend bei der Naſendecke des Viſiers, reißt er ihn mit ſich fort in die Stadt, und bringt ſeinem Vater ihn dar. „Mein Vater," ſprach er, „hier

„iſt der Feind, der ſeit zehn Jahren Euch ſo „vielen Schaden und Kummer bereitet hat;“ — „O, mein ſchöner Sohn,“ rief Garins entzückt, „ſo, — ſo iſt's, wie man in „deinem Alter muß von ſich reden machen und „nicht durch kindiſche Liebeleien.“ — „Mein „Vater,“ entgegnete Aucaſſin, „macht mir keine Vorſtellungen, ich bitt' Euch darum; — „mein Wort, das hab' ich gehalten, denkt nun „daran, auch das Eure zu halten.“ — „Welches Wort, ſchöner Sohn?“ — „Wie „denn! habt Ihr mir nicht verſprochen, als ich „zum Kampfe hinauszog, daß Ihr mich noch „einmal wolltet ſehen laſſen und küſſen Nicolette, meine ſüße Freundin, die ich ſo ſehr „liebe? Wenn auch Ihr euch deſſen nicht „mehr erinnert, — für mein Theil — habe „ich es nicht vergeſſen.“ — Daß ich ſterben möge um dieſe Stunde, wenn ich jenes Wort für Etwas achte und wenn ich nicht vielmehr

wünſche, die Maid hier in meiner Gewalt zu haben, um vor deinen Augen ſie hier in das Feuer werfen zu laſſen; — „Mein Vater, „iſt dieſes Euer letztes Wort?“ — Ja, bei dem Himmel, ja. — „Fürwahr, es thut „mir leid, einen Mann von Eurem Alter lügen „zu hören.“ — Drauf, gegen Bougars ſich hinwendend: „Graf von Valence,“ ſprach er zu ihm, „ſeyd ihr nicht mein Gefangener?“ — Herr, ich geſtehe es ein. — „So gebt mir denn „eure Hand.“ — Hier iſt ſie. — „Nun aber lei„ſtet mir den Schwur, daß, ſo oft ihr Gele„genheit finden werdet, meinem Vater zu ſcha„den und ihm Schmach anzuthun, ihr ſie ei„frig ergreifen wollet.“ — Herr, ich bin Eu„er Gefangener, und Ihr könnt ein Löſegeld von mir fordern, welches Euch immerhin beliebt. Begehret Gold, Silber, Reitheugſte, Hunde, Vögel und Pelzwerk, ſey es Hermelin oder Grauwerk, — alles kann ich Euch verſprechen,

aber, ich bitt' Euch, hört auf mich zu beschimpfen und Euch lustig über mich machen. — „Keine Widerrede," versetzte Aucassin ergrimmt; — „thut, was ich euch heiße, oder, „bei Gott! ich zerspalt' euch augenblicklich den „Hirnschädel." —

Bongars, erschrocken, hütete sich wohl, länger die Forderung zu verweigern. Er leistete alle Schwüre, die von ihm verlangt wurden; und sein Ueberwinder faßte ihn alsbald bei der Hand und führte ihn zurück an das Stadtthor, wo er ihm die Freiheit zurückgab. — Aber, was geschah? — das war, daß er wenige Augenblicke nachher Ursache hatte, seine That zu bereuen, indem der Vater unverzüglich den Befehl gab, ihn gefangen zu nehmen und in das Thurm-Verließ zu werfen. —

Nicolette war auch noch immer in ihrem Gefängniß und auf das schärfste bewacht. Ei-

nes Nachts, da sie nicht schlafen konnte, sah das arme Mädchen, wie der Mond am Himmel schien, und hörte im Garten die Nachtigall schlagen; denn gerade war man in jener lieblichen Jahreszeit, wo die Tage lang sind und heiter und die Nächte so mild und schön. Da dachte sie an Aucassin, ihren Freund, den sie so sehr liebte; und an den Grafen Garins, der sie verfolgte und sie tödten lassen wollte. Die alte Aufseherin schlummerte gerade. Da hielt Nicolette diese Gelegenheit günstig zur Flucht. Ohne Geräusch stand sie auf, warf ihren Mantel von Seide über die Schultern, befestigte ihre beiden Betttücher an die Säule des Fensters, eines an den Zipfel des andern geknüpft, ließ sich an ihnen langsam hinunter gleiten und gelangte so hinab in den Garten. Ihre nackten Füßlein berührten die thaubenetzten Gräser und die Maßlieben, die sie erdrückten, schienen schwarz neben ihnen. Vom

Mondscheine begünstigt, öffnete sie die Pforte des Gartens; aber genöthigt, die Stadt zu durcheilen, um entfliehen zu können, kam sie, ohne es zu wissen, an den Thurm, in welchem ihr Herzlieb gefangen saß.

Dieser Thurm war alt und baufällig, und an einigen Stellen geborsten. Das Mägdlein, vorbeigehend, glaubte Jemand klagen zu hören: sie näherte sich mit dem Ohre einer der Spalten, um zu horchen, und erkannte die Stimme ihres Aucassin, der seufzte und ihrenthalb jammerte. „Aucassin," sprach sie, „du „Edelmann sein, warum vergeblich weinen und „klagen? Euer Vater und seine Verwandten „hassen mich; bei einander können wir nicht „leben; Gott sey mit dir, ich werde über das „Meer fahren und mich in einem fernen Lande „verbergen." Bei diesen Worten schnitt sie sich eine Haarlocke ab und warf sie ihm zu. Der

Geliebte empfing das Geſchenk mit Entzücken, küßte es in liebender Inbrunſt und verbarg es an ſeiner Bruſt; aber was Nicolette ihm ſo eben kund gethan hatte, brachte ihn ſchier zur Verzweiflung. „Schön Süßlieb,“ rief er aus, „nein, du wirſt mich nicht verlaſſen, wenn du „nicht entſchloſſen biſt, mir das Leben zu neh„men.“ —

Die Schildwache, die auf dem Thurme ſtand, hörte dieſes Zwiegeſpräch und bedauerte ſie. Plötzlich gewahrte er, daß aus der Ferne die Straße herunter die Nachtwache herankam, die mit entblößten Schwerdtern unter den Mänteln die Runde hielten. „Sie wird entdeckt „und gefangen werden,“ ſprach er zu ſich ſelbſt; „— welcher Jammer, wenn ſo ein fein Jung„fräulein umkommen ſollte! Ach, Aucaſſin, „mein Jungherr, nähme auch ſeinen Tod daran.“ Die gute Schildwache hätte gerne das Mägdlein von der Gefahr benachrichtigen mö-

gen, der sie ausgesetzt war; aber es war nöthig, daß die Nachtwache Nichts davon merkte; darum sang er denn folgendes Lied:

Mägdlein mit dem Herzen frank,
Goldnen Locken, Leibchen schlank,
Mit den Augen lächelnd mild,
Heiterblickend, freud'erfüllt,
Klar sieht man es d'rin geschrieben,
Daß du schautest deinen Lieben;
Aber, Mägdlein, gib nur acht
Auf die Bösen, die zur Nacht
Tragen, Schwerdter scharf und blos
Unterm Mantel frei und los,
Und ein blutig Spiel beginnen,
Bist du nicht bei klugen Sinnen.

Leicht auch errieth das Mägdlein des Liedes Bedeutung. „Mildthätiger Mann, „der du Mitleiden mit mir hattest," sprach sie, „möge die Seele deines Vaters und deiner „Mutter im Frieden ruhen." Und unverzüglich hüllte sie sich ein in ihren Mantel, ging in

einen Winkel der Thurmmauer und duckte ſich nieder in den Schatten eines Pfeilers, ſo, daß die Wächter vorübergingen ohne ſie zu bemerken. Als ſie weit genug entfernt waren, ſagte ſie ihrem Aucaſſin das Lebewohl, und ging hin an die Stadtmauer, um eine Stelle zu ſuchen, durch welche ſie entwiſchen könnte. Da zeigte ſich zuerſt ihr ein Graben, vor deſſen Tiefe ſie anfangs erſchrack; aber die Gefahren, die ihr drohten, und die Furcht, die beſonders der Graf Garins ihr einflößte, waren ſo groß, daß — nachdem ſie das Zeichen des Kreuzes gemacht und ſich der Gnade Gottes empfohlen hatte, — ſie ſich in den Graben hinabgleiten ließ. Ihre ſchönen kleinen Hände, und die zarten Füßlein, die noch Nichts von Verletzung wußten, wurden dadurch an mehr als zwölf Orten verwundet. Aber der Schrecken hatte ſich ihrer dermaßen bemächtigt, daß ſie nicht das mindeſte Uebel empfand. Doch war es

nicht genug, hinabgeſtiegen zu ſeyn, — es mußte auch wieder hinaufgeſtiegen und aus dem Graben fortgegangen werden. Da ließ ihr guter Stern ſie einen jener zugeſpitzten Pfähle finden, welche die Einwohner auf die Feinde im Augenblicke des Sturmes herabgeſchleudert hatten. Sie bediente ſich ſeiner, um hinauf zu klimmen, auf ihn ſich ſtützend, während ſie einen und dann den andern Fuß fortbewegte. Endlich mit vieler Arbeit und Mühe gelang es ihr, bis oben hinauf zu kommen. —

Auf zwei Schußweiten einer Armbruſt vom Graben fing ſchon der Wald an, der ein und zwanzig Stunden Breite, auch eben ſo große Länge hatte, und voll war von allen Arten giftiger und wilder Thiere. Nicolette war nicht ſo kühn, hineinzugehen, aus Furcht, von den wilden Thieren verſchlungen zu werden. Anderſeits aber lief ſie Gefahr, bald wieder

eingefangen und in die Stadt zurückgeführt zu werden; ſie wagte ſich daher, unter einige der dichteſten Gebüſche, welche den Saum des Waldes bildeten, ſich zu verſtecken. Dort, aus Müdigkeit und Erſchöpfung, ſchlummerte ſie ein und ſchlief bis zur erſten Stunde des folgenden Tages, in welcher die Hirten der Stadt ihre Heerden an dieſen Ort hinführten. Während nun die Thiere zwiſchen dem Fluß und dem Walde weideten, ſetzten die Hirten ſich an den Rand einer hellen Quelle, die nächſt dem Walde vorbeirieſelte, breiteten einen Mantel über den Raſen aus, legten ihr Brod darauf, und begannen ihr Frühmahl. Nicolette, die ſie aufweckten, näherte ſich ihnen, und, nachdem ſie den Morgengruß geboten, ſprach ſie alſo: „Schöne Kinderchens, kennt ihr Au„caſſin, Garins Sohn, des Grafen von Beau„caire?“ Sie erwiederten: ja; als ſie aber nach ihrem Antlitze aufgeſehn, verblendete ihre

Schönheit sie so sehr, daß sie glaubten, es sey eine Zauberin aus dem Walde, die die Frage an sie gerichtet. Sie aber fügte ihrer Frage noch dieses hinzu: „geht zu ihm, meine „Freunde, und saget, es sey hier ein weißes „Reh, für welches er wohl gerne fünfhundert „Marken Goldes gäbe, ja alles Gold der gan„zen Welt, wenn er's in Besitz hätte; man „lade ihn ein, das Reh jagen zu kommen, es „werde die Kraft haben, ihn von seinen Schmer„zen zu heilen; wartet er aber mehr als drei „Tage, dann werde er es nicht mehr wieder„finden und könne dann für immer auf seine „Heilung Verzicht leisten.“ Zugleich gab sie den Hirten zwölf Pfennige für ihre Bemühung. Sie nahmen das Geld an, aber, ohne sich damit befassen zu wollen, in die Stadt zu gehen und Aucassin zu benachrichtigen, übernahmen sie blos, ihren Auftrag auszurichten, wenn sie

ſeiner anſichtig würden. Das Mägdlein willigte ein und verließ ſie. —

Von der Hoffnung berauſcht, die man ihr eben verliehen hatte, war ſie von nun an nur mehr damit beſchäftigt, wie ſie ihren Freund empfangen werde, wenn er komme. Hierzu erbaute ſie, nächſt dem Wege, eine kleine Hütte von Laubwerk, welche ſie zu gleicher Zeit dafür beſtimmte, ihren lieben Freund auf die Probe zu ſtellen. „Liebt er mich ſo „innig, als er's verſichert," ſprach ſie zu ſich ſelbſt, „dann wird er beym Anblicke dieſer „Laubhütte ſich dabei mir zu Liebe verweilen." Und als nun die Hütte fertig war und mit Blumen und wohlriechenden Kräutern geſchmückt, entfernte ſich das Mägdlein ein wenig und ſetzte ſich nicht weit davon unter einen Strauch, um auszuſpähen, was ihr Herzlieb machen würde, wenn er ankäme. —

Aucaſſin war aus dem Gefängniß entlaſſen; — der Vizegraf nämlich, ſobald er die Flucht ſeines Mündels erfahren, hatte, um dem Zorn und Verdacht ſeines Lehnsherrn zuvorzukommen, ſich geeilt bekanntzumachen, das Jungfräulein ſey in der Nacht plötzlich geſtorben; und Garins, der ſich hierdurch der Beſorgniß entledigt ſah, welche jenes Mägdlein ihm verurſachte, hatte ſeinem Sohne die Freiheit wiedergegeben. Er wollte ſelbſt, wie um ihn zu tröſten, ein glänzendes Feſt geben, zu welchem alle Ritter und Jungherrn ſeines Gebietes eingeladen wurden. Der Hof war zahlreich, und die Vergnügungen mannigfaltig; aber da war keine Vergnügung für Aucaſſin, weil er die nicht dort ſah, die er ſo ſehr liebte. Verſenkt in den Schmerz und die Wehmuth, hielt er ſich bei Seite, trübſeelig gegen einen Pfeiler gelehnt. Ein Ritter aus der Geſellſchaft näherte ſich ihm. „Herr,“ ſo ſprach

er, „ich war krank, wie ihr seyd, und an dem „nämlichen Uebel, und kann euch heute einen „guten Rath geben. Steiget zu Pferde, rei„tet längs dem Walde hin spatzieren; dort „werdet ihr die Vögelein singen hören, und „die Bäume grünen sehen und vielleicht möget „ihr dort finden, was eure Qual erleichtern „wird.“ Aucassin dankte ihm und stahl sich alsbald aus dem Saale, ließ sein Pferd satteln, ritt hinaus, und näherte sich bald dem Walde. —

Noch saßen die Hirten, wie frühmorgens, am Rande der Quelle. Sie hatten zwei Kuchen gekauft, die zu verzehren, sie an denselben Ort zurückgekommen, und den Mantel, wie gewöhnlich, über den Rasen ausgebreitet hatten. „Gefährten,“ sagte der eine, der Lukas hieß, „Gott behüte den feinen Ritter Au„cassin, unseren Jungherrn, und das Jung„fräulein mit den goldenen Locken, die uns

„Geld gegeben hat, um Kuchen und Taſchen-
„meſſer und Hörnchen und Pfeiflein zu kaufen.“

Aucaſſin, der im Vorbeireiten dieſe Worte vernahm, vermuthete gleich, daß Nicolette, ſeine ſüße Freundin, die er ſo ſehr liebte, mit ihnen geſprochen habe. Er redete ſie an und gab ihnen dreißig Pfennige, um ſie zu bewegen, ſich ausführlicher zu erklären und ihm auf ſeine Fragen Beſcheid zu geben. Da erzählte derjenige, der am beſten mit ſo vornehmen Herrn reden konnte, was ihnen am Morgen begegnet ſey, und was ſie übernommen, ihm auszurichten, und jene ganze Geſchichte vom weißen Reh, das zu jagen er eingeladen wäre. „Laſſe mich Gott ihr begegnen,“ erwiederte er, und ritt in's Gebüſch, um ſie zu ſuchen. Unter'm Fortreiten ſprach er alſo: „Nicolette,
„mein Schweſterlein, mein Süßlieb, für dich
„iſt's, daß ich mich den wilden Thieren dieſes

„Waldes Preiß gebe; es iſt, um deine ſchönen „Augen und dein ſüßes Lächeln zu ſehen und „um wieder dein ſüßes Reden zu vernehmen.“ Seine Kleider, bei jedem Schritte von Dornen und Ranken zerriſſen, flogen in Stücken davon. Seine Arme und Beine, ja ſein ganzer Leib wurden an mehr als hundert Stellen zerkratzt und verwundet, und man hätte ihm folgen können an den Spuren der vergoſſenen Blutstropfen; er aber war ſo ſehr mit Nicolette beſchäftigt, mit Nicolette, ſeinem Süßlieb, daß er nicht Schmerz fühlte noch Weh. So ging der ganze übrige Theil des Tages in vergeblichem Suchen dahin; als er aber ſah, daß er ſie nicht finden konnte, und die Nacht mit Gewalt hereinbreche, fing er zu weinen an. Doch da der Mond in vollem Lichte ſchien, ſetzte er ſeinen Weg noch immer fort. Endlich führte ſein Gutes Glück ihn an die Laube, welche das Jungfräulein errichtet hatte. Beim

Anblick der Blumen, mit denen das Hüttchen geſchmückt war, ſagte er zu ſich ſelbſt: „Ach, „gewißlich iſt meine Nicolette hier geweſen und „die ſchönen Hände meiner ſüßen Freundin ſind „es, welche dieſe Laubhütte gebaut haben. Ihr „zur Liebe will ich darin mich ausruhen und die „Nacht dort zubringen.“ Alſobald ſtieg er vom Pferde, aber ſeine Freude war ſo groß, und ſeine Eile ſo heftig, daß er fiel und eine Hand ſich verrenkte. Wenn gleich ſo verletzt, konnte er doch mit der anderen Hand ſein Pferd an einen Baum feſtbinden; trat hierauf in die Hütte, und ohne ſeiner Schmerzen zu gedenken, rief er, von Liebe beraufcht, mit heller Stimme: „Schöne Blümlein, grüne Zweig„lein, die meine Nicolette gepflückt. O wä„re mein Süßlieb bei mir, ach, wie viele „Küſſe würde ich ihr geben!“ —

Das Mägdlein war ganz nahe dabei, das ſeine Worte vernahm. Sie lief zu ihm mit

offenen Armen und küßte ihn zärtlich. „Schö-
„ner, ſüßer Freund! ſo habe ich dich denn wie-
„dergefunden!“ Und er, — ſie nun auch mit beiden Armen umfaſſend und ſie viel hundertmal küſſend: „Ach, mein Schönlieb, noch
„ſo eben litt ich gar ſehr; aber nun, da
„ich dich beſitze, fühl' ich kein Weh mehr!“ Nicolette, hierdurch beunruhigt, fragte ihn um die Urſache ſeiner Schmerzen, befühlte ſeinen Arm, um ſich zu vergewiſſern, ob das Gelenk auseinander ſey, und mit der Hülfe des Himmels, welcher immer den wahrhaft Liebenden beiſteht, gelang es ihr, die Hand wieder einzufügen. Dann preßte ſie auf die wunde Stelle einige Blumen und Heilkräuter aus, deren Tugenden ſie kannte, und legte noch mehrere Blätter darauf, die ſie mit einem Stücke ihres Hemdärmels, den ſie zerriß, ſorgfältig feſtband. Nachdem ſie ihn ſo verpflegt hatte, ſprach ſie zu ihm: „Süß Herzlieb, was

„werden wir nun beginnen? Dein Vater, von „deiner Flucht benachrichtigt, wird gleich bei „Tages Anbruch, daran zweifle nicht, nach „dir ausschicken und diesen Wald durchsuchen „lassen. Findet man dich, dann weiß ich nicht, „was geschehen wird, aber für mich weiß ich „recht gut, daß man mich wird grausamlich „umbringen lassen.“ Da will ich einen festen Riegel vorschieben, erwiederte der Junghherr; stieg alsbald zu Pferd, nahm sein Lieb in die Arme, und ritt auf und davon, indem er so seine Liebe umarmt hielt und ihr ohne Unterlaß Augen und Stirn und Mund küßte. „Süßlieb, wo ziehen wir hin,“ fragte sie? — Das weiß ich selbst nicht, antwortete er, doch das ist gleichviel, weil wir mit einander ziehen. —

Nachdem sie über Berge und Thäler gezogen, durch mehrere Städte und Dörfer gekommen, gelangten sie an das Ufer des Meeres.

Aucaſſin nahm Kaufleute wahr, die vorbeiſchifften. Er machte ihnen ein Zeichen, herbeizukommen, und als ſie ihn ein Bootchen geſchickt, gewann er die Erlaubniß, mit ſeinem Lieb in das Schiff aufgenommen zu werden. —

Ein furchtbarer Sturm, der ſich bald darauf erhob, vertrieb ſie weit weg und nöthigte ſie, ſich in den Hafen des Schloſſes von Torelore zu flüchten. Der Junghherr blieb drei Jahre lang in dieſer Stadt, in Freude verſenkt, weil Nicolette bei ihm war, ſeine ſüße Freundin, die er ſo ſehr liebte. Aber ein Geſchwader von ſarazeniſchen Kriegsſchiffen kam, ſeine Glückſeeligkeit zu ſtören. Es griff das Schloß an, bemächtigte ſich deſſen, plünderte Alles, raubte die Einwohner, und machte Aucaſſin und Nicolette zu Gefangenen. Man trug das Jungfräulein in ein Schiff; ſein Lieb, an Händen und Füßen geknebelt, wurde in

ein anderes geworfen, und man segelte fort. Ein neuer Sturm trennte die Schiffe; das Fahrzeug, welches Aucassin trug, während mehreren Tagen hin und her geschleudert und von einem Ufer zum andern geworfen, wurde endlich gegen das Schloß von Beaucaire getrieben. Die Einwohner, an das Ufer gerannt, erblickten mit einer sehr freudigen Ueberraschung ihren Junghern. Sein Vater und seine Mutter waren während seiner Abwesenheit gestorben. Er wurde von männiglich als Oberherr anerkannt und mit Gepränge in das Schloß eingeführt, von welchem er Besitz nahm, und wo er nun Nichts mehr zu vermissen hatte als Nicolette, sein Süßlieb. —

Das Schiff, auf dem sie sich befand, war das Fahrzeug des König's von Karthago, der an dieser Unternehmung mit zwölf Söhnen, alle Könige, wie er war, Theil genommen

hatte. Hingeriſſen von ihrer Schönheit, behandelten die jungen Prinzen ſie mit Ehrfurcht und fragten ſie mehrmals um den Namen ihrer Eltern und ihres Vaterlandes. „Ich kenne „ſie nicht,“ war ihre Antwort; „nur das weiß „ich, daß ich in ſehr frühem Alter geraubt und „vor fünfzehn Jahren von Sarazenen verkauft „wurde.“ Als man aber zu Karthago ankam, wie groß war da ihr Erſtaunen, bei dem Anblicke der Mauern und Gemächer des Schloſſes den Ort wieder zu erkennen, an welchem ſie war aufgezogen worden. Doch nicht minder groß war das Erſtaunen des König's, als er ſie in ihrer Erzählung einige Umſtände berühren hörte, die ihm mit Gewißheit zu erkennen gaben, daß ſie ſeine Tochter ſey. Er warf ſich ihr um den Hals und weinte vor Freuden die heißeſten Thränen. Auch die Prinzen umarmten und überhäuften ſie mit Liebkoſungen. Wenige Tage darnach ſchlug man ihr zum Gemahle

den Sohn eines ſarazeniſchen Königes vor; allein ſie wollte Nichts von einem heidniſchen Gemahle wiſſen und dachte an ſonſt Nichts, als wie ſie wieder zu ihrem Süßlieb Aucaſſin kommen könnte, deſſen Bild ihr Tag und Nacht vorſchwebte. —

Um dies zu bewerkſtelligen gerieth ſie auf den Einfall, Violine ſpielen zu lernen, und als ſie damit fertig war, entwiſchte ſie eines Nachts aus dem Schloſſe und kam an des Meeres Strand, wo ſie bei einer armen Fiſchersfrau Herberge nahm. Dort, um ſich unkenntlich zu machen, ſchwärzte ſich das Jungfräulein mit einer Pflanze ſo Antlitz wie Hände; kleidete ſich in Rock, Hoſen und Mantel, und wurde von einem Schiffer, der nach Provence überfuhr, auf ihr flehentliches Bitten mit an Bord genommen. Die Reiſe ging glücklich von Statten. Nicolette, nachdem ſie gelandet,

nahm ihre Violine unter den Arm, und unter dem Aufzuge eines Spielmannes ging sie fidelnd durch das Land, so lange, bis sie endlich bei der Burg von Beaucaire ankam. —

Aucassin zu dieser Stunde saß mit seinen Baronen auf dem Altane des Schlosses. Er betrachtete den Wald, wo er, wenige Jahre vorher, Nicolette, sein Süßlieb, wiedergefunden hatte, und diese Erinnerung preßte ihm Seufzer aus. Sie aber näherte sich und ohne zu thun, als erkennte sie ihn, sprach sie: „Meine gnädigen Herren, wär' es euch wohl „beliebig, die Sage zu hören von der Liebe des „seinen Ritters Aucassin und von Nicolette, „seinem Süßlieb." Alle Anwesenden bezeigten dessen den lebhaftesten Wunsch; sie zog daher ihre Violine aus einer Tasche und, indem sie sich selbst damit begleitete, besang sie, wie Nicolette ihren Aucassin liebte; wie sie aus

ihrem Gefängniß entwischt; wie er im Walde wieder zu ihr kam und alle ihre Abenteuer endlich bis zum Augenblicke ihrer Trennung. Dann setzte sie noch hinzu:

Von ihm ist mir Nichts mehr bekannt;
Sie aber ist jetzt in Karthag,
Wo König ist weyt über's Land
Ihr Vater bis auf heut'gen Tag.
Der will zu ihrem großen Leid
Es soll ihr Herr ein König seyn,
Ihr Ehgemahl; — ein grimmer Neid's
Doch sie, — sie sagt nur immer nein.
Sie will zum Herrn und Ehgemahl
Nur Aucassin, ihr süßes Lieb;
Und tödt' man sie auch tausendmal,
Sie ihm doch ewig treu verblieb.

Während der ganzen Zeit, als dies Lied gesungen wurde, war Aucassin ganz außer sich. Das Herz war ihm so beklommen, daß er kaum

mehr athmen konnte. Nun das Lied zu Ende war, zog er den angeblichen Spielmann bei Seite und fragte ihn, ob er jene Nicolette kenne, die so sehr ihren Aucassin liebte. Der Sänger antwortete, er habe sie zu Karthago gesehen; sie sey das treueste, redlichste und frankeste Lieb, das jemals in Mutters Schooß gelegen habe. D'rauf erzählte sie die Weise, auf welche sie vom König, ihrem Vater, sey wiedererkannt worden und alle die Verfolgungen, die sie habe ausstehen müssen wegen des Heiden, den man ihr zum Gemahle aufdringen wollte. „Herzlieber Freund," versetzte Aucassin, „ich bitt' euch darum, kehret mir zu Lieb zu „ihr zurück; sagt ihr, daß, wenn ich hätte wis„sen können, welches Land sie bewohnte, ich „allsobald hingestehen wäre, sie zu suchen. „Setzt noch hinzu, daß ich bis jetzt sie noch „immer erwartet und daß ich geschworen habe, „nie eine Andere, als sie, zum Gemahle zu

„nehmen. Geht, und wenn ihr ſie bewegen „könnt, zu kommen und mir die Hand zu „reichen, dann wiſſet, daß ihr ſoviel Gold „und ſoviel Silber von mir erhalten ſollt, als „ihr nur begehren und forttragen möget.“ Auf das Verſprechen des Spielmanns, Alle Kräfte anzuſpannen, um den Auftrag nach Wunſch zu vollführen, ließ Aucaſſin ihm zwanzig Mark Silber auf Abſchlag reichen. Das Jungfräulein entfernte ſich; aber, indem ſie den Kopf umwandte, um noch einmal ihr Lieb' zu ſehen, bemerkte ſie, daß ſein Angeſicht wie mit Thränen übergoſſen war. Ihr Herz ward auf das tiefſte gerührt. Sie kehrte wieder zurück, um ihn zu bitten, doch Muth zu faſſen, und verſicherte ihn, daß bald, und vielleicht eher noch, als er es hoffte, ſie ihm das Wiederſehen ſeiner ſüßen Freundin, die er ſo ſehr liebte, verſchaffen würde. —

Nicolette verließ das Schloß und ging zu dem Vizegrafen von Beaucaire. Er war gestorben. Sie begehrte mit seiner Wittwe allein zu sprechen und gab sich ihr zu erkennen. Die Gräfin, die das liebe Kind aufgezogen hatte, und sie wie ihr eigenes Kind liebte, freute sich höchlichst des Wiedersehens und hielt sie in ihrem Hause zurück. Nicolette, mit Hülfe eines Kräutleins, das der Blitz heißt, und mit dem sie sich rieb, befreite sich bald von der künstlichen Schwärze, durch welche sie sich unkenntlich gemacht hatte. In weniger als acht Tagen hatten einige Bäder und Ruhe ihr die erste Frische wiedergegeben, und sie erschien wieder blendend, wie früherhin, von Glanz und von Schönheit. Da kleidete die Gräfin sie in ihre allerprachtvollsten Gewänder, ließ sie niedersitzen auf ein Ruhebett, daß mit einem reichen seidnen Stoffe bedeckt war, und ging hinaus, um Aucassin zu suchen. —

Seit dem Abentheuer mit dem Spielmanne hatte er Tage und Nächte in Schmerzen verlebt. Die Gräfin fand ihn in Thränen, als ſie eintrat. „Aucaſſin,“ ſprach ſie, „Ihr „habt Kummer. Ich will ihn zerſtreuen und „Euch ſehen laſſen, was Euch beluſtigen wird. „Folget mir nach.“ Er folgte, voll Ungeduld und Hoffnung. Man öffnete ihm das Prunkgemach und er ſah, — welche Ueberraſchung! Nicolette, ſein Süßlieb. Bei dieſem Anblick ergriff ihn eine ſolche Freude, daß er unbeweglich blieb. Nicolette ſprang mit leichten Füßen herab von dem Bette, lief zu ihm mit offenen Armen, und küßte mit einem ſüßen Lächeln ihm beide Augen. Sie bezeigten ſich tauſend zärtliche Liebkoſungen. Die hereinbrechende Nacht vermochte nicht ſie zu trennen; Der morgenrothe Tag überraſchte ſie noch in Umarmung. Endlich, als die ſchickliche Stunde geſchlagen hatte, führte Aucaſſin ſein Lieb

in die Kirche, wo er ſie ehlichte und zur Herrin von Beaucaire erhob.

So geſchah es, daß nach vielen, vielen Drangſalen ſich die zwei Liebenden vereinigt fanden. Sie lebten ein langes und glückliches Leben. Aucaſſi: liebte immer Nicolette, Nicolette liebte immer Aucaſſin; und ſo endigt die ſchöne Mähre, die ich Euch zu erzählen verſprochen.

Aus den Fabliaux & Contes du 12e & 13e siècle, Paris 1779. Tom. II. p. 180 — 209.

Christabends-Mährlein.

Vor uralten Zeiten hatten alle Thiere, groß und klein, ſich einander ſehr lieb, und ſpielten miteinander in einem prächtigen Garten. Der Garten war aber ſo groß als ein ganzes Land und es ſtanden hohe Berge und grüne Hügel darin, und durch die Blumenfelder rannen Bäche und durch die Wieſen ſtrömten Flüſſe. Und am Tage ſchien die Sonne und Nachts leuchtete der Mond, und wenn der Mond keine Zeit hatte zu leuchten, dann ſchienen die Sterne ſo hell, daß es niemals ganz dunkel wurde. Aber überall im Garten waren blühende Bäume und lachende Blumen, und hinter den Blüthen auf den Bäumen ſtanden reife Kirſchen und Aepfel und Mandeln und goldgelbe Pflaumen,

und blieben ſtehen, bis ein Thierlein ſie haben wollte. Kam dann ein Vögelein, dann hielten ſie ſtill, bis es genug gepickt hatte, und ſtand unten ein Thierlein, das ihrer begehrte, dann ließen ſie ſich herunter fallen, und wehrten ſich nicht, wenn das Thierlein ſie eſſen wollte. Unter den Bäumen aber und auf den Wieſen ſpielten die Thiere miteinander; das Häslein ſprang wohl über den Löwen hinaus und ließ ſich dann wieder vom Löwen bei den langen Ohren herumziehen; das Lämmlein rannte mit gebücktem Köpflein gegen den Wolf, und ließ von ihm ſich an der langen Wolle herumzauſen. Und war der Habicht einmal müde, in der hohen Luft herumzuſchwimmen, dann kam er herunter zum Schwane, und der Schwan nahm ihn auf den Rücken und ſegelte luſtig über den ſpiegelnden See; und wollte die Turteltaube einmal ihr Männchen necken, dann ſchlich ſie zum Adler auf den Felſen, hielt ſich

feſt an ſeinem Hals und ließ ſich hoch hinauftragen in das Blaue, daß ihr Männchen ſie nirgend mehr finden konnte. Die Spinne nährte ſich noch von den Thautropfen, und nur zuweilen klebte ſie den Fliegen, die ſich in ihr Netz verirrten, einen Faden an's Bein, ließ ſie ein wenig zappeln und gab ſie dann wieder los. So war Alles in Luſt und Einigkeit, und wenn Morgens die Lerche und das Rothkehlchen und die Finken das Morgenlied anſtimmten, dann ſangen Alle mit, ſo gut ſie konnten, und die Bäume und die hellen Bächlein rauſchten mit, und die Felſen hallten wieder, und der Jubelgeſang war ſo voll und ſo herrlich, daß die Sonn' und die Erde vor Freude erbebten. Fingen aber in der Abenddämmerung die Nachtigallen ihren Wechſelgeſang an und ſchlugen um die Wette immer lieblicher und heller, dann legten ſich groß und klein auf das Gras und auf's Moos, und ruhten und

lauſchten, und waren ſo mäuschenſtill, daß ſelbſt der Mond und die Sterne aus der Ferne die Lieder noch vernehmen konnten und ſo fröhlich und ſo heiter wurden, daß ihre Augen immer heller und glänzender in die Nacht hineinfunkelten.

Wie lange nun die Luſt und der Friede in dem Garten gedauert haben mag, das weiß man nicht mehr; ſoviel aber hat man erfahren, daß eines Tages ein Pfau über ein ſtilles Waſſer hingeflogen ſey und darin zum erſtenmale ſeinen ſchillernden Halsſchmuck und die hundert Sonnen ſeines Schweifes geſpiegelt erblickt habe. Als er hierauf zu den andern Vögeln kam, bemerkte er, daß keiner der andern mit ſo glänzenden Federn geſchmückt ſey. Da meinte er ein Sonnenvogel und mehr und beſſer als alle übrigen Thiere zu ſeyn, richtete ſich ſtolz auf, und verlangte als König verehrt zu werden. Anfangs glaubten die

Thiere, es wäre so ernst damit nicht gemeint, und fragten ihn, wie er zu dem lustigen Einfalle komme. Als er ihnen aber nun prahlend verkündigte, daß er sich im Spiegel gesehen habe und nicht länger mehr sein angebornes Recht unbenutzt lassen wollte, da liefen auch alle übrigen Thiere und Vögel ans Wasser, um sich selbst darin zu betrachten und zu sehen, ob sie denn nicht eben so königlich geschmückt seyen, als der Pfau. Weil aber jeder sich nur mit seinen eigenen Augen betrachtete, darum meinte jeder der Schönste zu seyn, und weil jeder es meinte, darum wollte keiner mehr mit dem andern sich abgeben, und sie spielten nicht mehr, sondern jeder hielt sich für sich. — Da hatte nun freilich die Lust und die Liebe ein Ende; aber es war doch noch Friede.

Aber auch der Friede konnte nun nicht mehr lange Bestand halten, dieweil sich die

Thiere einander nicht mehr lieb hatten. Denn als ein Geyer einmal mit einer Taube auf einem Apfelbaum zusammentraf, und beide hungrig waren, und nur mehr ein Apfel auf dem Baume hing, da wollte der Geyer den ganzen Apfel haben und die Taube nicht mitpicken lassen. Die Taube aber rief ihr Männchen zu Hülfe. Der Geyer ward zornig und biß nach der Taube, und als diese laut jammerte, kamen die andern Vögel und Thiere auch herbei, und nun erhob sich ein solches Geschrei und Geschnatter, daß keines erfahren konnte, wer denn eigentlich Unrecht hätte. Da stellten sich die andern Geyer mit ihren Verwandten auf die Seite des Geyers, und die Tauben halfen der Taube, und auch die anderen Thiere stellten sich auf die eine oder die andere Seite, und vom Geschrei kam es zum Streit, und sie stritten und bissen sich, bis daß es stockfinstere Nacht wurde, daß sie sich einander gar nicht

mehr ſehen konnten. Die finſtere Nacht aber war ſehr bald auf ſie herabgeſunken; denn die Sonne wollte dem erſchrecklichen Kriege nicht zuſehen, ſondern ging unter, und zwar ſo ſchnell, das kein Abendroth ſichtbar wurde; und der Mond und die Sterne, als ſie herauf kamen, weinten ſo ſehr über das vorgefallene Unglück, daß die Thränen zu ſchweren ſchwarzen Wolken zuſammenliefen und der Erde das Licht ihrer Augen entzogen. Da mußten die Thiere wohl aufhören zu kämpfen, und weil ſie ſich nun vor einander fürchteten, darum rannten ſie jetzt eiligſt auseinander. Weil ſie aber nicht das Mindeſte mehr ſahen, darum wurde der prächtige Garten ganz und gar verwüſtet und zerſtört; die Elephanten riſſen mit ihren langen Zähnen die vollen Obſtbäume um, die Bären zertraten die Blumen, die Bächlein wurden getrübt und die Flüſſe mit dem Blute der Thiere geröthet, die im Dunkeln hineinſtürz-

ten. — Am andern Morgen aber lag ein schwerer Nebel auf dem Lande und die Sonne ging lange nicht auf, weil sie sich fürchtete, die Thier noch im Streite zu treffen. Und es erscholl kein Morgengesang, und erst gegen Mittag stieg mit blassem Antlitz die Sonne aus dem Nebel hervor.

Da war weit und breit kein Garten und kein Spiel mehr zu sehen. Hier lag ein umgerissener Baum und von entlaubtem Gipfel schaute hier eine einsame Ente vor sich hin; dort standen geknickte Blumen und ein armes Häslein saß dahinter und spitzte furchtsam die Ohren; ließ ein Mäuslein auf dem Felde sich sehen, war flugs eine Katze hinter ihm drein und schnappte es auf, und wo ein junges Entlein aus dem Schilfe herauswanderte, schoß blitzschnell ein Habicht darauf herab und trug es in den Krallen mit sich fort in die Luft. Und

zum erstenmale brüllten die Löwen und zogen die Wölfe heulend durch den Wald, und von nun an erst stachen die Dornen und brannten die Brennesseln. Die Kaninchen gruben sich Höhlen in die Erde, und auf die schroffsten Felsen entfloh die Gemse, und in das Dickicht verbarg sich das Reh vor den reißenden Thieren, denn keines war mehr sicher vor dem anderen, und jedes dachte nur mehr an sich selbst. Da wurde auch die Sonne recht betrübt, als sie sah, daß die Lust und der Friede dort unten ganz verschwunden war, und oft weinten der Mond und die Sterne, als sie Nachts statt der Lieder der Nachtigall nur mehr das Heulen der Wölfe und das Wehklagen der Eulen hörten. Und als die Thiere immer böser auf einander wurden, und die Bäume nun weniger Früchte trugen, weil sie weniger Sonnenschein hatten, und die starken Thiere nun oft über die schwachen herfielen, um ihren Hun-

ger zu ſtillen, da ging auch die Sonne immer ſpäter auf und immer früher wieder unter, und die Wolken wurden immer ſchwärzer und ſchwe-rer; und es gab Regen und Sturm, und trau-rig und ſtill wurde Alles auf der Erde. Die Zweige und die Blätter der Bäume ſenkten ſich herab; die armen Vögelein verbargen ſich in ihren alten Neſtern, die andern Thiere ſchlichen durchnäßt und einſam durch Kluft und Wald. Und jemehr ſich die Sonne zurückzog, deſto grimmiger wurden die Bären und Geyer und die Pantherthiere, und nirgend waren die armen Lämmer und Böcklein, und die Tauben und Sperlinge mehr geborgen. Immer weni-ger Blüthen wagten ſich heraus an den um-wölkten Tag und immer ſeltner ertönte hier und dort ein furchtſames Lied. Bald hörte man nur noch das Angſtgeſchrei von verfolg-ten Thieren und das Gewimmer von verwais-ten Vögeln. Blut floß auf dem Felſen und im

dunkeln Wald, und am Strom und am Bach, — und vom Himmel ſchoſſen Blitze herab und der Hagel zerſchlug Blätter und Blüthen. — Da wußten die ſchwachen Thierlein ſich nicht mehr zu helfen noch zu ſchützen. Sie klagten laut und klagten lange, und mit jedem Tage noch wurde es ſchlimmer. Die Blätter welkten und fielen, die Gräſer verdürrten und endlich ſogar wurde in einer Nacht Alles mit Schnee überdeckt. Da erſcholl der Jammer der armen unbewaffneten Thierlein aus allen Ecken und Enden, und ängſtlich ſchwirrten die Vöglein in der ſcharfen Luft, und viele flogen hinauf nach der verhüllten Sonne, um Rettung von ihr zu erflehen. — Aber vergeblich. —

Endlich verſuchte auch die Taube, welche mit dem Geyer zuerſt in Streit gerathen war, zur Sonne hinaufzufliegen, und wollte bitten, ſie allein möge wegen des böſen Krieges ge-

ſtraft werden, damit doch die übrigen Thiere wieder zu Frieden und Freude kämen. Aber ſiehe, da kam ſchon auf halbem Wege ihr ein ſtrahlender Sonnenvogel entgegen, und der Sonnenvogel war ein lächelndes Engelein, das eine Sonnenblume in der Hand trug, und als das Engelein die Taube ſah, da ließ es ſein Lichtkleid und ſeine Strahlenflügel oben auf dem höchſten Wölklein zurück und das Blau des Himmels warf ihm ein leichtes Mäntelein um, und das Engelein ſah jetzt nur mehr aus wie ein kleines, lockiges Knäblein. Aber das Knäblein war ſo leicht wie das Licht, und das Licht wollte es wieder hinauf tragen in die Sonne; da ſchwang es ſich auf den ſchneeweißen Rücken des Täubleins und ſenkte ſo ſich allmählig mit ihm nieder nach der Erde zu. Aber auf der Erde war es Nacht und es war kalt, und nur der Hahn war noch wach, weil der Fuchs ſeinen Küchlein auflau-

erte. Der Hahn aber ſah oft nach dem Himmel, ob denn der Tag noch immer nicht kommen wollte. Da ſah er auf einmal etwas ſchimmern und glänzen, als wäre es eine junge Sonne, und immer heller und größer wurde der Stern und ſein Glanz, und da krähte dreimal der Hahn, um den neuen Tag zu verkündigen. Aber auf einmal blieb der Stern ſtehen; denn das war das Lichtkleid des Engleins, das es niedergelegt hatte auf das Wölklein. Bald aber kam die Taube mit dem Kindlein an auf der Erde und ließ ſich nieder am Abhange eines Berges in einem einſamen Gebüſche. Und es erhob ſich über dem Berge ein feuriges Morgenroth, und eine laue Luft wehete herüber und verzehrte den gefallenen Schnee. Und als nun das Knäblein aus dem Gebüſche hervortrat auf die Spize des Felſens und hinabſah in das verödete Thal, ſiehe! da ſtieg über ſeinem Haupte die Sonne raſch aus

dem Morgenroth empor und heiterer als jemals war ihre Stirne und noch nie ſtrahlten ihre Augen ſo liebevoll. War ſie doch eine zärtliche Mutter und wußte wohl, daß ihr Söhnlein, der lockige Knabe, in die Fremde gegangen ſey. Da ſtrömte die Wärme wie ein lindes Meer über das Land, und wo ihr Othem nur hindrang, da richteten die Bäume ſich wieder auf, und aus allen Zweigen und ſelbſt aus den Dornen kamen ihr Blätter, und aus allen Pflanzen ihr Blumen entgegen, weil ſie unſchuldig waren und fühlten, daß der alte Frühling ſie wieder heimſuchen wolle. Aber die Thiere fürchteten ſich noch vor einander, und blieben noch in ihren Höhlen und Neſtern, und es war noch ſtill in dem Lande. Da ſprach das Knäblein mit heller, wohllautender Stimme in das aufblühende Thal hinab; und es ſprach nur die Paar Worte: „Ihr ſollt euch „einander ſo lieb haben, wie die Sonne euch

„lieb hat," — und mit einem Male ſchrit-
ten hervor aus ihrer Einſamkeit alle Thiere
und Vögel groß und klein, und ſchauten mit
großen Augen ſich um, und blieben voll Ver-
wunderung ſtehen, und vermeinten, ſie hät-
ten alleſamt nur geträumt, und erwachten
nun aus einem langen, ſchweren Schlafe.
Dann konnten ſie doch wieder nicht glauben,
daß ſie ſo gar lange Zeit durch geſchlafen hät-
ten, und ſie blieben noch ſtehen und glaub-
ten, der neue Frühling ſey nur ein Traum.
Da ſtieg das Knäblein mit der Sonnenblume
in der Hand in das Thal hinab, und ging
hin auf die friſchgrünende Wieſe und ſprach
zu den Thieren und Vögeln groß und klein:
„Kommet alle zu mir, denn auch ihr ſeyd
„Kinder der Sonne, wie ich bin, und unſe-
„re Mutter, die Sonne, wünſchte ſehr, daß
„ihr auch alle einander recht lieb haben möget.
„Darum hat ſie mich hergeſchickt, um euch

„dieſes zu ſagen.“ — Und als ſie dies hörten, da kamen alle zu dem freundlichen Knäblein. Als ſie aber alle zu ihm herbei gekommen waren, und ſich friedlich im Kreiſe um es her ſtellten und das Licht der Sonnenblume über ſie kam, und die milde Rede des Knäbleins ſie alle bewegte, und als ſie ſahen, wie in der Mitte der Blume ein blitzendes Feuer brannte, und tauſend Sonnenſtrahlen als Blätter darum her flammten, da glaubten ſie den Worten des Knäbleins, und warfen den Stolz und die Habſucht und alle Feindſchaft weg, und hatten einander wieder ſo lieb, wie vor uralten Zeiten, und zugleich ſtimmten ſie aus voller Bruſt das Morgenlied an. Wie das Knäblein nun ſah, daß das Land wieder zum Garten geworden, und in den Garten wieder Friede und Luſt gekommen war, pflanzte es die Sonnenblume in den Boden und ſtieg da hinauf in den Reich, und die Flam-

nen verzehrten ſein blaues Gewand, und zu Flügeln floſſen die Strahlenblätter zuſammen, und zur Sonne wieder hinauf entſchwebte das Knäblein. Aber der Stamm und der Kelch der Blume blieben zurück, und an die Stelle der Flammen und der Strahlen wuchſen goldgelbe Blätter, und immer nach der Sonne hin blieb die Blume gewendet. Da war die Luſt und der Friede wieder zu Hauſe in dem blühenden Garten, und wenn ſeitdem ſich ein Thierlein vergaß, und wieder ſtolz wurde, oder Streit anfangen wollte, darn zeigten die andern nur hin nach der Sonnenblume auf der Mitte der Wieſe, und alsbald verloſch auch der Stolz und der Haß in ſeinem Herzen. —

Und weil nun wieder Alles einander lieb hat und ſpielt, wie vor uralten Zeiten, darum ſind alle in den Anfang zurückgekommen; und weil nun kein Streit mehr entſtehen kann,

darum bleibt auch der Anfang zugleich das Ende; und weil das Ende nun schon im Anfange iſt, darum hat hiermit auch das Mährlein ſein Ende.

Aus einem

fortgehenden Mährchen.

1. Die Irrlichter.

— Das Kind vertiefte ſich in den Anblick, und es war ihm, als müſſe es hinaufſliegen aus der dunkelen Waldeshöhle, in der es ruhte, — dahin, wo die Sterne ſo rein und heiter ſtrahlten, und es fühlte ſich recht arm gegen ihren Glanz, und wie gebunden und gefangen gegen ihr freies Schweben und Schweifen. Aber die Sterne zogen vorüber und ließen dem Kind nur noch eine kleine Weile ihr ſchimmerndes Bild vor den Augen. Auch das zerrann, und das Kind wollte ſich eben ermüdet niederlegen, als hinter einem Buſche hervor vom ſtillen Waſſer her ein zitternd Irrlicht zum Vorſchein kam, daß das Kind zuerſt meinte, einer der Sterne hätte einen Umweg genom-

men, um es zu beſuchen und mit hinaufzunehmen. Und vor Freude und Erſtaunen athmete das Kind tief auf, und da kam auch das Irrlicht ganz nahe heran, und ließ ſich nieder auf einen feuchten bemooßten Stein vor der Höhle, und ein anderes flackerte raſch hinter ihm drein und ſetzte ſich dieſem gegenüber, und ſeufzte, wie aus hohler Bruſt: „nun Gott ſey Dank, „daß ich endlich einmal ruhen darf!“ — „Ja,“ ſprach das andere, „dank' es dem unſchuldigen „Kinde da drinnen, das uns mit ſeinem reinen „Othem angezogen hat.“ — „Seyd ihr denn,“ fragte zögernd das Kind, „nicht von jenen „Sternen, die da oben ſo freudig leuchten „und wandeln?“ — „Ja, wären wir Sterne,“ erwiederte das erſte, „wir zögen ruhig unſere „Bahn in dem heiteren Elemente, und ließen „unbekümmert dieſen Wald und die ganze Erde „links liegen;“ — — „und brauchten nicht,“ „fiel das zweite ihm in's Wort, „an den ſcha-

„len Wäſſern zu kleben.“ — Das Kind war neugierig zu wiſſen, wer ſie denn ſeyen, da ſie ſo ſchön leuchteten und doch gar mißmuthig ſchienen. — Da begann das zweite zu berichten: „wie es auch einmal Kind geweſen, „und dann groß geworden ſey; wie es aber „frühzeitig ſeinen einzigen Spaß gehabt hätte, „den Leuten etwas weiß zu machen, um recht „vornehm und gelehrt zu ſcheinen. Immer „habe es einen ganzen Strom glatter Worte „über die Leute ausgeſchüttet, und ſo allmäh„lig einen ſchimmernden Dunſt um ſich her „verbreitet, daß die Leute, wie die Fliegen, „darnach hingeflattert, bis ſie endlich darin „untergegangen. Da ſey aber einmal ein „ſchlichter Mann in ſeine Nähe gekommen, „der habe nur ein paar einfältige Worte ge„ſprochen, und plötzlich ſey der Dunſt zerſto„ben und zerflogen, daß es ganz nackt und „bloß mit ſeinem aufgedunſenen Leib aller

„Welt zum Spott dageſtanden habe. Der „ſchlichte Mann habe ſich mitleidig vom ihm „abgewendet; es aber ſey in Schaam und „Aerger zergangen, und als es ſich wieder in„nerlich geſammelt, habe es ſich wollen hinauf„ſchwingen, und jenſeits ein beſſeres Schick„ſal gehofft. Aber ſeine Flügel ſeyen ganz „durchnäßt geweſen, und immer dunkler ſey es „ihm vor dem Augen geworden. Da habe es „ſich nicht mehr finden können, bis es ſich „endlich an einem Sumpfe als Irrlicht wie„dererkannt und nicht mehr weiter habe kom„men können.“ — „Mir iſt es ganz anders er„gangen,„ ſprach das erſte; — „ich war zwar „auch unter den Leuten, aber ſtatt daß ich jetzt „leuchte, ohne zu wärmen, brannte ich da„mals, ohne zu leuchten. Denn, wie ich „noch Kind war, ſchenkten die Leute mich im„mer mir ſelber ein, ſo daß ich früh von mir „ſelbſt betrunken war. Sah ich dann jemand

„leuchten, dann hätte ich ſein Licht ausblaſen
„mögen, und je mehr ich das wollte, deſto
„mehr kroch das Fischchen Licht, das ich um
„mich hatte, in mich ſelbſt zurück, und inner-
„lich brannte es armanig, während ich nach
„auſſen immer dunkler wurde. Wollte aber
„ein Leuchtender mir liebreich von ſeinem Lich-
„te ſchenken, dann brach von innen meine Flam-
„me hervor, um das Licht zu vernichten.
„Aber das Licht ließ die Flamme ungeſtört
„durch ſich hinſchießen, und leuchtete nur noch
„heller, während ich ſchier ausgebrannt war.
„So begegnete mir einmal ein kleines Kind,
„das vor ſich hinlächelnd mit einem Kreuze
„von Palmſtäbchen ſpielte, und einen ſtrah-
„lenden Ring auf den goldenen Locken trug.
„Es faßte mich freundlich bei der Hand, ſchau-
„te mit ſeinen himmelblauen Augen mich an,
„und ſprach: ſiehe, lieber Mann, du biſt
„zwar noch ſehr dunkel und trübe, willſt du

„aber wieder ein Kind ſeyn, wie ich bin, dann
„ſollſt du auch ſo einen Strahlenring haben,
„wie ich habe. — Als ich das hörte, ärger-
„te ich mich ſo über mich ſelbſt und das Kind,
„daß mich das innere Feuer verzehrte. Nun
„wollte ich hinauf in die Sonne, um mir
„dort Strahlen zu holen, aber unterwegs ſtie-
„ßen mich ihre Strahlen wieder mit den Wor-
„ten herab: nur wieder hin, wo du herge-
„kommen biſt, du finſteres Zornfeuer, denn
„die Sonne leuchtet nur in Liebe, und nur
„die begierliche Erde verkehrt ihr mildes Licht
„zuweilen in heißen Brand; — darum fliehe
„zurück, denn nur bei deines gleichen darfſt
„du wohnen. — Ich ſchütterte zuſammen,
„und als ich mich wieder aufraffte, ſtand ich,
„wie eine Fackeldieſtel, mit ſchimmerndem
„aber kaltem Kopfe am ſtillen Gewäſſer.“ —

2. Die Lerche.

Das Kind trat aus dem Walde hinaus auf das frisch bethaute Ackerfeld, von dem tausend kleine Sonnen ihm entgegenblitzten, und eine Lerche sich wirbelnd emporhob. Die Lerche aber verkündigte die Freuden des kommenden Jahres und erregte unendliche Erwartungen, dieweil sie sich kreisend immer höher schwang, bis ihr Gesang endlich dem leisen Gelispel eines Engels zu vergleichen war, der im reinen Himmelsblau mit dem Frühlinge Zwiesprache hielt. Das Kind hatte das erdfarbene Vöglein sich emporschwingen gesehen, und es kam ihm nun vor, als habe die Erde es aus ihrem Schooße entlassen, um der Sonne ihren Jubel und ihren Dank darob zu verkünden, daß sie ihr wieder das strahlende Antlitz in Liebe und Freundlichkeit zugewendet.

Die Lerche aber wirbelte in den hoffnungsvollen Fluren ein frölliches und helljauchzendes Lied, und sang von der Lieblichkeit des Morgenroths und dem jugendfrischen Spiele der ersten Sonnenstrahlen, von dem lustigen Hervorspringen der Blumen und freudigen Schießen der Fruchthalme, und das gefiel dem Kinde über die Maßen wohl. Aber sie schwang sich in ihren Kreisen immer höher, und linder und leiser ertönte ihr Lied, und sie sang von der ersten Wonne der Eltern, und ihrem tändelnden Kosen und Necken, vom Lustwandeln an Freundesha d auf sonnigen freien Bergeshöhen, und von froher Erwartung aus blauer, duftiger Ferne. Das Kind verstand nicht recht, was es hörte, und hätte doch gerne verstanden; denn es meinte nun selbst in der Erwartung wunderherrlicher Dinge zu seyn. Scharf sah es dem unermüdlichen Vöglein nach in die Höhe; aber das war

verſchwunden im Dufte des Frühlings. Da wandte das Kind ſein Köpflein mit einer Seite nach oben, um zu lauſchen, ob der kleine Frühlingsbote denn auch gar nicht mehr ſinge. Da vernahm es in verſchwimmenden Tönen, wie es ſang von der Sehnſucht nach dem heiteren Elemente der Freiheit, nach dem reinen, allgegenwärtigen Lichte, — von den ſeligen Vorgefühlen der erſehnten Befreiung und von dem Ueberfließen in das Meer der göttlichen Wonne. — Noch lange horchte das Kind, denn die Töne des Geſanges trugen es hin, wo ſeine Gedanken noch nicht hinreichten, und es fühlte ſich glücklicher als je in dieſem leichten Emporſinge. Aber die Lerche kam ſchon raſch wieder herab, dieweil ihr Körperchen noch zu ſchwer für den flüchtigen Aether und ihre Flügel nicht ſtark und nicht groß genug geweſen für das reine Element. —

Da lachten die rothen Kornblumen das unscheinbare Vöglein aus, und schrieen einander und den ring's umherstehenden Fruchthalmen mit greller Stimme zu: „nun seht ihrs ja, daß „es Nichts ist mit dem Hochfliegen und dem „Streben nach der leeren Luft. Da verliert „man seine Zeit, und bringt Nichts als müde „Glieder und einen leeren Magen mit zurück; „da wollte das gemeine, schlechtgekleidete „Thierchen sich über uns erheben und führte ei„nen gewaltigen Lärm. Dafür liegt es nun „auch am Boden, und kann kaum mehr Athem „schöpfen. Wir aber haben hübsch Fuß bey'm „Mahl gehalten, und sind verständigerweise „bei der Wirklichkeit geblieben, und während „der Zeit um ein schönes dicker und größer ge„worden." — Laut klatschen die anderen kleinen Rothmäntel ihm Beifall, daß dem Kinde die Ohren davon gellten, und es sie wegen ihrer hämischen Schadenfreude eben züchtigen

wollte, als eine Cyane mit ſanfter Stimme das Wort nahm, und alſo zu ihren jüngeren Geſpielinnen ſprach: „laßt euch, ihr Lieben! „nicht irre führen durch den Schein und die Re„de, die nur auf dem Scheine beruht. Wohl „iſt die Lerche ermüdet und die Räume ſind „leer, in welche die Lerche ſich aufgeſchwun„gen! aber nicht das Leere iſt es, welches die „Lerche geſucht hat, und nicht leer iſt die Su„chende zurückgekommen. Nach dem Lichte „und nach der Freiheit hat ſie geſtrebt, und „das Licht und die Freiheit hat ſie geprieſen. „Die Erde und ihre Genüſſe hat ſie verlaſſen; „dafür aber hat ſie auch reine Lebensluft ge„trunken, und hat geſehen, daß nicht die Erde, „ſondern daß die Sonne das Feſtſtehende ſey. „Und wenn nun auch die Erde ſie wieder her„abgefordert hat, dann kann die Erde doch nur „das Erdige an ihr feſthalten. Das Singen„de aber und das Aufſteigende in ihr gehört

„ſchen der Sonne an, und wird dort eingehen „in das Licht und Freiheit, wenn die blöden „Prahler ſchen längſt wieder in das dunkle „Gefängniß der Erde werden hinabgezogen und begraben ſeyn.„ — Und die Lerche vernahm die wohlwollende Rede, und, neugekräftigt, ſchwang ſie von neuem ſich hinauf in die heitere Bläue. —

Rudolſtadt,
gedruckt in Dr. C. P. Fröbels Hofbuchdruckerei.

Moosblüthen,

zum

Christgeschenk

von

Friedrich Wilhelm Carové.

Frankfurt a. M.
Druck und Verlag von Heinr. Ludw. Brönner.

KOEN. BIBL.
DER
UNIVERS.
HALLE.

* * *

Wenn die Reben bluhen, dann durchzuckt es auch den ältesten, auch den wenigst begeisteten Wein. Er mochte hinaus in's Freie, um mitzubluhen, — um der liebreichen Sonne liebend entgegen zu duften, um noch einmal seine schöne, phantastische Jugend zu durchleben, noch einmal sich zu verlieren in die selige Lebens- und Liebe-Gemeinschaft der mitduftenden Blumen, der jubilirenden Vögel und der liebäugelnden Sterne, — noch einmal sich ganz hinzugeben, um sich zurückzuempfangen als unendlich geliebt! Eine solche Zeit kehrt auch für den Menschen alljährlich mit den Weihnachten zurück. Ist doch in diesen Tagen auch die Menschheit, durchstrahlt und begeistet von der ewigen Liebessonne, zur Bluthe gekommen, und feiert sie nicht immer von Neuem mit den unschuldigen Kindern die Rückkehr des Paradieses und das selige Verbundniß des Himmels und

der Erde? Und wenn dann an zahllosen Weinreben des Herrn immer neue Blüthen der Christfreuden aufgehen, und in jedem Familienkreise die Herzen zu einer einzigen Christblume verwachsen, und alles selig ist durch Empfangen und seliger noch durch Geben, — dann durchzittert es unwiderstehlich auch den Vereinsamten, und noch einmal, nur noch einmal möchte er der Kindheit seltene Lichttage erleben, um in seiner ganzen Dürftigkeit sich getragen und beseligt zu fühlen durch die überschwängliche, sich selbst vergessende Mutterliebe. Aber unerfüllt kehrt die Sehnsucht in das Herz zurück, aus dem sie entsprungen, und wie nun die Gefühle sich in ihm zusammendrängen, und es zu voll wird, sie alle in sich zu beherbergen, da erwacht in ihm der Wunsch, sie in andere, wenn auch unbekannte — Herzen überströmen zu lassen, und so, wenn auch aus der Ferne, — mit ihnen zu feiern, zu lieben und zu jubeln. — So entstanden die drei Christabendserzählungen, die hier zu den nächsten Weihnachten darge-

boten werden, von denen aber die erſte und letzte bereits in einem belletriſtiſchen Tagblatte zu zwei Chriſtfeiern mitgetheilt wurden. — Die freundliche Aufnahme, die ſie gefunden, ließ ihren Verfaſſer hoffen, daß ſie auch einem größeren Publikum lieb werden könnten, und ſo kam er auf den Gedanken, ſie mit noch anderen, zum Theil noch ungedruckten, zum Theil zwar ſchon mitgetheilten, jetzt aber nochmals durchfeilten, Kleinigkeiten in einen Kranz zu winden, der vielleicht Manchen zur Verzierung eines Chriſtbaumes willkommen ſeyn möchte. Sind es auch nur Moosbluthen, die hier dargeboten werden, — der ſinnige Blumenfreund erkennt auch in Flechten und Mooſen das Streben nach Licht und nach Wohlgeſtalt und die lebendige Liebe, die ſie hervorgetrieben, und die vielleicht Roſen und Lilien erzeugt hätten, wäre ihr Saame nicht in ſteinigten Boden gefallen, und — ſtatt von winterlichen Stürmen, — von milderen Lüften umweht — unter glücklicheren Sternen

aufgegangen. Um aber die freundlichen und nachſichtigen Leſer beſtmöglich für des Mooſes Armuth zu entſchädigen, wurden aus dem reichen Garten des unſterblichen Runge einige ſeiner kleinen Immortellen gepflückt, und von einem jungen hoffnungsvollen Künſtler, Herrn Becker von Darmſtadt, möglichſt treu wiedergegeben, ſo wie das liebliche Chriſtuskind auf dem Titelblatt, welches wir einem alten niederländiſchen, zu wenig bekannten Kupferſtecher, — dem kunſtreichen Johannes Valdor (blühte um 1620) verdanken.

Möge dieſe Weihnachtsgabe eben ſo gütig aufgenommen werden, wie ſie mit Liebe dargeboten wird.

Frankfurt a. M. im Juli 1830.

F. M. C.

Inhalt.

Seite

Der Liebe des Vaters. (Sonnett 1.) . . . 1
Dem Vater der Liebe. (Sonn. 2.) . . . 2
Was ruht in sich selbst? (Thema und Variationen.) 3
Die Liebe. (Sonn. 3.) 4
Der Liebe Urbild. (Sonn. 4.) 6
Erste Christabends-Erzählung. 7
Selbstsucht und Liebe. (Sonn. 5.) . . . 20
Wahre Liebe. (Sonn. 6.) 21
Sängers Lust. (Lied.) 22
Himmel überall. (Sonn. 7.) 25
Liebesruf. (Sonn. 8.) 26
Kinderleben. (Mährchen.) 27
Erinnerung. (Sonn. 9.) 71
Schmerzliches Erwachen. (Sonn. 10.) . 72
Der Kindheit Freuden. (Lied.) 74
Wiedergeburt der Liebe. (Sonn. 11.) . 75
Unendlichkeit der Liebe. (Sonn. 12.) . 76
Zweite Christabends-Erzählung. . . . 77
Höchster Himmel. (Sonn. 13.) 168
Doppelte Liebe-Seligkeit. (Sonn. 14.) . 169
Maria. (Romanze.) 170
Auferstehung der Liebe. (Sonn. 15.) . . 173
Liebesglück. (Sonn. 16.) 174
Ein Tag auf dem Stadtthurm zu Andernach. (Novelle.) 175

Seite
Vergebliches Wünschen. (Sonn. 17.) . . 224
Herzens-Opfer. (Sonn. 18.) 224
Liebesfahrt. (Elegie.) 225
Das Dombild zu Köln. (Sonn. 19.) . . . 228
Die Verkündigung. (Sonn. 20.) 229
Dritte Christabends-Erzählung. . . 230
Die Anbetung der drei Könige. (Sonn. 21.) 251
Der Dichter. (Sonn. 22.) 252
Des Sängers Scheiden. (Ballade.) . . . 253
Wachsthum der Liebe. (Sonn. 23.) . . . 256
Befreiung. (Sonn. 24.) 257
Zum Jahreswechsel. 258
Das Ewige und Unendliche. (Sonn. 25.) . 263
Abschiedswort 264

Der Liebe des Vaters.

Wie freundlich, Herr! iſt deiner Liebe Walten,
Daß dein Geſchöpf ſich froh darf unterwinden,
Den Ueberſchwang der Gnade zu verkünden,
Den deine Werke herrlich uns entfalten!
Du giebſt das Seyn, du willſt es ſchön geſtalten,
In jedem Herz' ein Himmelreich begründen,
Und, um uns dir in Liebe zu verbünden,
Läß'ſt du mit deinen Schätzen frei uns ſchalten.
So werd' ich ewig deine Güte feiern,
Die dir zum Ebenbild uns will erheben,
Vergönnend Götterkräfte frei zu üben:
Frei Recht zu thun, die Wahrheit zu entſchleiern,
Zu bilden Schönes, Beſtes zu erſtreben,
Und, opfernd uns, dich ſelbſt, o Gott, zu lieben.

Dem Vater der Liebe.

Ja, Vater in den Himmeln! dich zu preiſen,
Sey ſtets mein erſter, ſeliger Gedanke,
Erhebend ſich, durchdringend jede Schranke,
Zu Dir, den Engelſchaaren froh umkreiſen!
Und wenn auch dürftig meine Liederweiſen,
Im Weltenchor die ſchwache Stimme wanke,
Doch laß' ich's nicht, daß ich dir ewig danke,
Den Dank durch Liebe ſtrebend zu beweiſen.
Wie denn, um ſie unendlich zu beglücken,
Die Welt du ſchöpfſt aus deiner Gnadenfülle,
Dich opfernd ſelbſt, uns haucheſt ein die Seele,
So erndte, Vater! deiner Welt Entzücken,
Und es geſchehʼ, aus Liebʼ zu dir, dein Wille,
Und Halleluja ſchallʼ aus jeder Kehle.

Was ruht in ſich ſelbſt?

—

Thema.

„Alles kann ſich noch erhöh'n,
Ahnen, Meinen, Wiſſen, Thun;
Nur die Lieb' iſt voll und ſchön,
Kann in ſich wohl ſelber ruh'n."

Fr. Horn.

Variationen.

Aus des Herzens engen Räumen
Strömt die Sehnſucht in die Welt,
Suchet, was in Morgenträumen
Sie als Glück ſich vorgeſtellt;
Doch ſie muß ſtets weiter ſchweifen,
Bleibt bei Glanz und Gold nicht ſtehn;
Denn, was ſie nur mag ergreifen,
„Alles kann ſich noch erhöh'n."

Und nur heißer wird das Drängen,
Wie ſich weiter rückt das Ziel.
Alle Banden zu zerſprengen
Treibt das glühende Gefühl.

Alles möcht' es raſch erfaſſen,
Will erſt im Vollbrachten ruhn,
Bis, erſchöpft, es ruhn muß laſſen
„Ahnen, Meinen, Wiſſen, Thun."

Aber, wie ſich ſtillt das Wogen,
Ebnet heiter ſich die Fluth,
Spiegelt klar des Himmels Bogen,
Strahlt zurück der Sterne Gluth.
Denn die Lieb' iſt aufgegangen,
Hebt die Tiefen, ſenkt die Höhn;
Arm und trüb war das Verlangen,
„Nur die Lieb' iſt voll und ſchön."

Hat ſich dann in treuem Herzen
Heimathlich das Herz erkannt,
Iſt es frei von Sehnſuchtsſchmerzen,
Weil es ſchon das Höchſte fand,
Mag es forſchen, mag es handeln,
Stets befriedet bleibt es nun;
Nichts vermag ſein Glück zu wandeln,
„Kann in ſich wohl ſelber ruhn."

Die Liebe.

Was Liebe ſey, ſoll ich dir offenbaren?
Schau' in dich ſelbſt, ſchau' in die Welt,
Und denk' an Den, der, ſchaffend, ſie erhält,
Die Liebe wirſt du überall gewahren.
Doch willſt du ſie am innigſten erfahren,
Empfinden, welchen Himmel ſie enthält,
Thu Gutes Denen, die dir nachgeſtellt,
Und beſſ're Jene, die da böſe waren!
Kömmt uns die Liebe aus der Welt entgegen,
Dann freut es uns, als wenn am fernen Strand
Der heimathliche Reigen uns begrüßet;
Doch ſtrömt aus uns des Wohlthuns milder Segen,
Erreicht dann haben wir das Vaterland,
Wo an das Herz die treue Braut uns ſchließet.

Der Liebe Urbild.

Willſt du ſchon hier der Liebe Urbild ſehen,
Im Buch der Bücher ſchau des Heilands Bild!
Die Stirne Licht, die Augen ſegnend mild,
Im Munde Wahrheit, — ſo wird's vor dir ſtehen!
Sieh dulden ihn der Erde tiefſte Wehen,
Aus Lieb' zum Vater, der ſich ihm enthüllt;
Von Liebe, ſieh', zur Menſchheit ihn erfüllt,
Für ſeine Feinde noch am Kreuze flehen.
Ja, wie die Gottesliebe nimmer raſtet,
Bis ſie die letzten Ketten hat geſprengt,
Den Schmerz gelöſt, der noch ein Herz belaſtet,
So ſtieg hinab er in die Qual der Böſen,
Sie, durch der Liebe Anblick umgelenkt,
Bis nun ſo künftig Alle zu erlöſen.

Zum Chriſtabend.

1.

Wie iſt es doch jetzt ſo traurig in der Welt, und vor wenig Monaten war es noch ſo ſchön! Wo ſeyd ihr denn hingeflogen, ihr lieben Vögelein, die ihr im grünen Hain ſo lieblich mit einander um die Wette ſanget und uns ſo fröhliche Dinge zu ſagen wußtet? Seyd ihr der Sonne nachgeflogen, oder hat die Erde euch verſtoßen, als ſie ſich von der Sonne abgewendet? — Und auch die blauen Berge ſind todtenbleich geworden, und die Bächlein ſtehen ſtill, und wie erſtarrt vor dem finſterfroſtigen Geſpenſt, das im langen, ſchweren Bleimantel umgeht, und die Menſchen in die Häuſer, die Blumen und Blätter in die enge Knospen, und die arbeitſamen Ameiſen in die warme Erdherberge zurücktreibt! Iſt denn alle Freude ausgeſtorben und ſoll der menſchenfreundliche Tag nun ganz

und gar von der ſchwermuthigen Nacht verdrangt werden? Draußen ſturmt's und ſtobert's, und wo die Menſchen wohnen, da eilt ein jeder eingehullt und grußlos am andern voruber. Auf dem Felde ſammeln ſich die Raben bei aufgehäuftem Kehricht, und bekrächzen ſich um dürre Brodrinden, und auf dem Hofe zwitſchern die Sperlinge nicht mehr in jugendlichem Uebermuth, ſondern ſtreiten halbkläglich um ein paar Gerſtenkörner, die die Hühner, um nicht naß zu werden, haben liegen laſſen. Aber auch die Kinder ſehe ich wie vergeſſen und verlaſſen, in Winkeln beieinander hocken, während die Eltern und die Onkels und die Tanten bei den Zuckerbäckern und Kunſthändlern, und wo ſonſt noch was Schönes und Gutes zu haben iſt, herum laufen und fahren, und kein Geld ſparen, wo ihnen etwas gefällt. Und wenn ſie nach Hauſe kommen, und die Kinder ſie umarmen wollen, da werden die armen Dinger faſt unmuthig wieder fortgeſchickt, und die Eltern ſchließen ſich in ihre ſchönſten

Zimmer ein und machen ſich nun gar luſtig, während die Kinder oft ohne Licht und ohne Vesperbrod im Geſindezimmer ſitzen! — Da möchte man wohl mit den Hühnern ſchlafen gehen, oder beſſer noch mit den Schwalben davon geflogen ſeyn, um ſo trübe, freudenloſe Zeit nicht zu ſehen, die man wohl mit Recht der Bächlein und der Blumen, der Vögel und der Kinder Angſt, Noth und Elend nennen möchte!

2.

Aber kaum beginnt die längſte Nacht, und ſiehe! da zuckt hier ein heller Lichtſtrahl in das Dunkel und blitzet dort ein Lichterkranz durch die Scheiben, und es klingelt hier und klingelt dort, als werde ein frohes Feſt, ein lieber Gaſt uns angekündigt. Und wie tiefer es draußen dunkelt, um ſo heller wird es drinnen in den Wohnungen der Menſchen. Aber die Kinder harren erwartungsvoll, und die Herzchen ſchlagen immer ſchneller, und es iſt ein Gewiſper unter ihnen, und ein Hin- und-her-laufen in dem Hauſe,

und alles iſt geheimnißvoll! — Da werden plötzlich die Pforten geöffnet, und die Kinder ſtrömen hinein und eine Zauberwelt iſt vor ihren Augen ausgebreitet, und wie verblendet ſtehen ſie eine Weile vor all' der Herrlichkeit, und wiſſen, uberwältigt, noch keine Worte zu finden! — Dies und Jenes, was ſie ſich ſchon ſo lange wunſchten, und noch gar Manches, was ſie nicht zu wünſchen wagten, es iſt alles zierlich auf ſchön gedeckter Tafel angebracht, und uber Alles gießt ein helleuchtender Baum ſeinen goldenen Glanz. — Da feierſt du, ſuße Mutterliebe! deinen ſchönſten Triumph, und der liebende Vater ſchwelgt in der Freude der Mutter und der Kinder zugleich. Da werden ſuße Blicke getauſcht, und von jeder ſchönen Gabe wendet das beſeligte Kind ſein frohes Auge dankbar zu Vater und Mutter, und die Freunde des Hauſes weiden ſich trunken an dieſem Silberblick des Jahres. Der grune Hoffnungsbaum iſt aus der verödeten Natur in die Menſchenwelt, in die Welt der Liebe, verpflanzt, und

jeder Zweig iſt in eine lichte Flamme ausgeſchlagen, und jedes Licht beſtrahlt eine goldene Frucht! Da mag es immerhin draußen dunkeln und ſtürmen und ſtöbern; die Liebe hat die Nacht in den hellſten Tag verwandelt, und aus dem Eis und dem Schnee einen herrlichen Garten mit den lieblichſten Blumen und den köſtlichſten Früchten hervorgezaubert. Und ſchweigt auch draußen der öde Wald, und ſtarren von Froſt die verlaſſenen Bächlein, — die Kinder jubeln, alle Herzen ſchlagen freudig und ſüße Thränen perlen über roſige Wangen.

3.

Indeſſen nahm jedes der Kinder die Gaben in Beſitz, die ihm von den ſinnigen Eltern waren zugedacht worden, und als nun alle Wünſche ſich befriedigt fanden, bot der Vater der Mutter die Hand, und ſie ſetzten ſich nebeneinander auf das Ruhebett, und der Vater winkte die Kinder zu ſich herbei, und alle verſammelten ſich um ihn her, und auf die laute Freude folgte eine feierliche Stille. Da ſprach

der Vater alſo zu ſeinen Kindern: „Ich ſehe es euch allen an, wie ihr lieber eurer Mutter und mir laut dankſagen möchtet, als ſchweigen, und daß ihr uns lieber um den Hals fallen möchtet, als ruhig da ſtehen und ſitzen; aber ehe wir euch noch dieſe Wunſche gewähren, muß ich eure Gedanken zu Dem hinwenden, der euren Eltern die Freude bereitet hat, euch zu beſchenken, und Dem wir mit euch unſern Dank um ſo inniger darbringen müſſen, als Geben ſeliger iſt denn Nehmen! —

„Seht, es war ein harter Winter eingebrochen in die Welt, die wir jetzt eine alte nennen, weil Liebe und Geiſt ſie verjungt und erneuet haben. Ihr wiſt es zum Theil ſchon, und werdet es noch genauer erfahren, wie traurig und wüſt, wie kalt und wie dunkel es vor achtzehn hundert Jahren auf der bewohnten Erde geworden war. Stellt euch vor, das gelobte Land ſey ein einſamer hoher Berg, und die Haine und Thäler am Abhange des Berges ſeyen Griechenland, und die weite Ebene darum her das römiſche Reich

geweſen, und rund um die Ebene wogten lauter wilde Völker wie ein ſturmiſches Meer. Und im Frühling und Sommer, ja ſelbſt noch im Herbſte iſt dies Alles noch herrlich anzuſehen; — der hohe Berggipfel ragt bis in den blauen Aether hinein, und roſenroth glänzt er am Frühmorgen, wenn es in der Ebene erſt dämmert, und im Purpurlichte prangt er noch feierlich, wenn es in der Ebene ſchon nachtet; die Erde und den Himmel überſieht man von ſeiner Höhe; mit würzigen Kräutern nährt er die weidenden Heerden und heilige Lieder ſingt der fromme Hirt in die Thäler hinab. Aber in den Thälern iſt ein wonnig Leben, und ihr werdet es noch mit Freuden erfahren, wie herrlich alle Bäume in Griechenland blühten, und welch' reicher Sängerchor in ſeinen Hainen weilte. Ja ſelbſt die flachen Ebenen mit ihren prächtigen Städten und ſtolzen Menſchenwerken ſind freudig anzuſehen im warmen Sonnenſchein des Friedens, wenn alle Bürger für ſich, und doch auch für das Gemeinweſen ar-

heiten. So war früher Palästina und Griechenland und Rom gewesen! Aber die Völker wendeten, wie die Erde im Herbst von der Sonne, so von Gott, dem Herrn des Himmels und der Erde, sich ab, und Alles wurde anders! Der Gipfel des Berges erstarrte in einem Ceremoniengesetz und der Schnee der Scheinheiligkeit bedeckte ihn; die Heerde zerstreute sich; und Furcht trieb die Schafe in dunkele Höhlen; die Harfen der Sänger zersprangen und der Hirtenstab wandelte sich in eine eiserne Ruthe. Auch in den Thälern und Hainen Griechenlands wurde es kalt, und im Zwielichte des Zweifels falbten die Blätter und die Sänger verstummten. In der römischen Ebene endlich hatte die Selbstsucht die Bürger in Todfeinde gewandelt, und auf den Thron war die Willkühr gestiegen, welcher Furcht und niedrige Habsucht, als einer Gottheit, scheusliche Menschenopfer brachten. Blühten auch noch hier und dort einige Blumen, — es waren nur Zeitlosen oder unfruchtbare zweite Herbstblüthen, und

wenn aus den Lorbeerwäldern noch Stimmen tönten, — nur der Nachhall war es der griechiſchen Lieder, oder es waren Raben, die über dem Hochgerichte krächzten.“

Hier hielt der Vater eine Weile inne, und man konnte hören, wie die ernſtgewordenen Kinder tief und ängſtlich Athem ſchöpften.

4.

D'rauf fuhr der Vater alſo in ſeiner Erzählung fort: „Aber über dem Berge, den Thälern und Ebenen — da wölbt ſich in unvergänglicher Schöne der geſtirnte Himmel und

Ein Vaterauge wacht
Die ganze Nacht!

Als die Menſchen hülf- und troſtlos auf der Erde zerſtreut umherirrten, oder ſich ſcheu verbargen, da erbarmte ſich ihrer Gott, und ſein Erbarmen wurde Menſch, und zu Bethlehem, im dürftigen Stroh einer Krippe, ſchlug das Kind zum erſtenmal die hellen Augen auf, in welchem die Liebe Gottes zu den Menſchen offen-

bar werden ſollte. Und ſiehe! wie die Erde an dieſem Tage ſich wieder umwandte zur Sonne, ſo begann auch die Menſchheit, in ihrem Allerinnerſten ſich umzukehren zum Urquell des Lichtes und Lebens, zum Urquell der Wahrheit und Liebe. Und weiſe Könige des Morgenlandes ſahen einen hellen Stern als leuchtendes Freudenzeichen am Himmel, und ſie kamen und legten ihre Kronen zu den Füßen des Kindes, das mit einer Dornenkrone zum Könige der Menſchheit gekrönt werden ſollte. Aber den armen Hirten auf dem Felde war noch mehr als ein bloßer Stern erſchienen; denn vor Allem zu den Armen ſollte die frohe Botſchaft kommen; — es hatten Engel ihnen die Geburt ihres Heilandes verkündigt, und ſie waren hingeeilt, das Himmelskind zu begrüßen, das einſt, ein göttlicher Hirte, ſein Leben hingeben ſollte für die zerſtreute Menſchenheerde. Und das Kind wuchs im Verborgenen auf, gepflegt von heißer Mutterliebe, und gehütet von ſeinem armen, aber gottesfürchtigen zeitli-

chen Vater; — denn ihr wißt es ja, — unser aller ewiger Vater ist ja der alleinige Gott im Himmel; und dieser verlieh ihm Einsicht, daß es schon in seinem zwölften Jahre im Tempel lehren konnte, denn schon als Knabe dachte Jesus auf Nichts, als darauf, wie er die armen Menschen aus ihrer Geistes- und Herzens-Noth erlösen könne. Aber erst in der Reife seiner Jahre begann er sein erhabenes Werk, und ihr habt es ja schon oft gehört, wie kräftig er allen Versuchungen widerstanden, wie er, arm an zeitlichen Gütern, fast von Allen verkannt, von Vielen verfolgt, dennoch stets wohlthuend, heilend, segnend und erleuchtend im Volke umher wandelte, und oft nicht hatte, wo er sein müdes Haupt zur Ruhe legen konnte; wie er in unaussprechlicher Liebe Arme und Reiche, Vornehme und Geringe, ja wie er alle Völker der Erde zu einer einigen Brüdergemeinde zu versammeln strebte; wie er die drückenden Fesseln der Furcht und das harte Joch des bloßen Gesetzes zerbrach, und die Menschen

wieder mit Gott zu vereinigen trachtete, indem er ihnen offenbarte, wie Gott die Liebe selbst sey, und kein Wohlgefallen an äußerlichem Opfer und bloßem Furchtdienste habe, sondern nur Liebe zu ihm und zu den Mitmenschen verlange, und stets dem Sünder zu verzeihen bereit sey, wenn er seinen Fehltritt bereue und fortan auf dem rechten Wege wandele. Ihr wißt es, wie er die unschuldigen Kinder geliebt, und wie er bittere Schmerzensthränen geweint über die bösen, eigensinnigen Menschen, die er so gerne, wie eine Henne die Küchlein, unter seine Flügel versammelt hätte, und wie er, freiwillig in den schmählichsten Tod gegangen für die Wahrheit, die er verkundigt hatte, und wie er noch am Kreuz für seine Feinde gebetet hat! —

Das wißt ihr schon Alles; aber ich habe gern euch heute wieder daran erinnert, damit ihr über allen Freuden, die euch zu Theil wurden, nicht denjenigen vergesset, dem ihr Alles zu verdanken habt. Denn erst Christus hat die Men-

ſchen wahrhaft beten gelehrt, und in ihm hat ſich ihnen der Himmel geöffnet, um ſich nimmermehr zu ſchließen. Von nun an wußten ſie es unwiderſtehlich, daß der Schöpfer Himmels und der Erde ſie, wie ein Vater liebe, und daß, aus unendlicher Güte, er ſie zur Unſterblichkeit berufen; ja, daß den kurzen Erdenleiden einſt ewige Freuden folgen werden. Darum haben wir denn auch heute den lichten Hoffnungsbaum euch aufgerichtet; — darum haben wir euch ſo reichlich beſchenkt, ohne daß wir euch dafür hatten arbeiten laſſen; denn daran ſolltet ihr erinnert werden, daß auch euer ewiger Vater euch durch das Kind, das heute geboren worden, ſeines Himmels theilhaftig gemacht, und daß er euch zuvor geliebt hat, ehe ihr noch ſeine Liebe verdienen konntet.“

Und nun zog der bewegte Vater die gerührten Kinder zu ſich heran und entließ ſie zu ihren Spielen mit einer herzlichen Umarmung.

Selbſtſucht und Liebe.

Wie Kinder wir des Himmels und der Erde,
Sind zwei Naturen auch uns eingezeugt;
Die eine, zum ergreifen ſtets geneigt,
Ringt eifrig, daß die Welt ihr eigen werde.
Die and're aber will, was ihr Gefährte
Mit Müh' und Sorg' und Arbeit kaum erreicht,
Verſchenken gleich, und fühlt ſich froh und leicht,
Wenn ſie, beglückend, alles auch entbehrte.
Schwer, kalt und dunkel will die Erd' nur raffen,—
Wenn aus dem fernſten Himmel noch das Licht
Herabeilt, Freud' und Troſt uns zu verſchaffen.
Doch kann die Liebe nicht das Selbſt entbehren,
Noch Licht den Stoff, und Himmel Erde nicht:
Ihr Bund muß ſie bewähren und verklären.

Wahre Liebe.

„Zum Himmel ſoll der Tod uns erſt geleiten?“
Ihr Thoren kennt die wahre Liebe nicht.
Von Anfang an erſtrahlt ihr Himmelslicht,
Nur Seligkeit in's Weltall zu verbreiten.
Kein Wechſel iſt in ihr von Jahreszeiten,
Nur Frühling lacht aus ihrem Angeſicht,
Und wenn ihr Glanz nur ſchwach durch Wolken bricht,
Kann ihrer Glut doch Nichts entgegen ſtreiten.
So, wenn auch früh die tauſend Sterne ſchwinden,
Bricht an der Tag und durch den Nebelduft
Dringt Sonnenglut, des Lebens Reich zu gründen.
Und kann das Auge ſelbſt dem Licht erblinden;
Das Herz, der Schöpfer jeder höchſten Luſt,
Glüht bis zum Tod, wird dort ſich neu entzünden.

Anacreontiſche Luſt.

Mir Vöglein in den Lüften
Gehört die weite Welt;
Mir grünen Berg' und Triften,
Mir blühen Heid' und Feld.
Nur ich bin frei auf Erden,
Weil Nichts und Alles mein;
Mir gleich muß Jeder werden,
Der ſtets will heiter ſeyn.

Mich feſſelt nicht der Schimmer
Von Gold und Edelſtein,
Glüh'n Sonn' und Stern' doch immer
So golden und ſo rein!
Nicht Hof noch Häuſer binden
Mich an die Schelle feſt;
Wo mich will Liebe finden,
Dort ich mein leichtes Neſt.

Ich weiß von keinen Sorgen
Um Glanz und Ruhmesſchein!

Mein Glück iſt mir geboren,
Mein Ruhm iſt, frei zu ſeyn.
Was frag' ich nach Gepränge,
Nach jeder eitlen Luſt?
Mich freuen nur die Klänge
Aus tiefer, reiner Bruſt.

Mich freut des Frühlings Glänzen
Und ſeine Herrlichkeit;
Ich ſpiel' mit ſeinen Kränzen,
In froher Einſamkeit.
Mich freut des Sommers Leben
Und ſeine ſtolze Pracht,
Und ſchmückt der Herbſt die Reben,
Das Herz mir freudig lacht.

Doch auch in Winters Tagen
Ich Luſt zu finden weiß,
Es blüh'n ja Lied und Sagen
Auch unter Schnee und Eis.
Bei guten, frommen Leuten
Find' ich ein warmes Dach,
Ich ſing' von alten Zeiten,
Und halt die Herzen wach.

Und wird mein Stündlein ſchlagen
  Glaubt nicht, es bring' mir Schmerz; —
Gar leicht hab' ich zu tragen,
  Schwing leicht mich himmelwärts.
Und dort auch werd' ich finden
  Dem hier mein Lied geweiht,
Auch dort ſein Lob verkünden
  In alle Ewigkeit!

Himmel überall.

Ich möchte dich mit tauſend Stimmen loben,
O, ſüße Liebe, die du ſchon hienieden
Das Leben ſchmückeſt mit des Himmels Blüthen
Aus Licht, Azur und Morgenroth geweben.
Ja, ewig über Alles ſey erhoben,
Weil du das Sehnen ſtillſt mit ew'gem Frieden,
Und ſtärkſt und labſt die Schwachen und die Müden,
Wenn ſie verzagen möchten auf dem Weg nach Oben.
O, lebten doch in Dir nur alle Herzen,
Die aus dem Herzen Gottes ſprach: „es werde!“
Die ewig Urquell' alles Gut' und Schönen,
Die einzig nur verſüßet alle Schmerzen,
Und, wie ſie alle Feinde wird verſöhnen,
In Paradies verwandelt einſt die Erde.

Liebeeruf.

Was wollen alle Blumen uns verkünden,
Wenn ſie die Augen ſtets zur Sonne wenden,
Wenn bis zum Tode ſie den Duft uns ſpenden,
Und, welkend, noch zur ſüßen Frucht ſich ründen?
Was wollen Sonne, Mond und Stern' uns künden,
Wenn ewig ſie das hehre Licht uns ſenden,
Und, ſegnend, mild, mit ungeſeh'nen Händen,
Des Lebens unverſiegbar Reich begründen? —
Sie wollen uns zu gleicher Lieb' entzünden,
Um ſo, auf's innigſte mit uns vereinet,
Der Schöpfung göttlich ſchönen Kreis zu ſchließen!
In dieſen Kranz laß' auch das Herz uns winden,
Und, wie die Lieb' uns ringe entgegenſcheinet,
Auch liebend Gott und ſeine Welt begrüßen.

Kinderleben
oder
das Mährchen ohne Ende.

Es war einmal ein Kind, das wohnte in einer engen Hütte, aber in der Hütte war nichts als ein kleines Bettchen, und in einer dunkeln Ecke hing ein Spiegel. Das Kind kümmerte ſich aber nicht um den Spiegel, ſondern ſobald der erſte Sonnenſtrahl leiſe durch die runden Scheiben ſchlüpfte, und des Kindes Augenlieder küßte, und draußen das Finklein und Zeiſerlein ihr Morgenlied anſtimmten, und das Kind freundlich aufweckten, ging es hinaus auf die Wieſe, und forderte von der Schlüſſelblume Mehl, und Zucker von dem Veilchen, und von der Butterblume Butter, ſchöpfte in einem blauen Blumenkelche Thautropfen von den Maßlieben, breitete ein großes Lindenblatt aus, ſetzte ſeine kleinen Näſchereien darauf und labte

ſich daran. Zuweilen lud es eine ſummende Biene, öfter doch die bunten Schmetterlinge, am liebſten die blauen Libellen zu Gaſt. Die Biene murmelte vieles von ihren Reichthümern durch den Bart; das Kind aber meinte, der aufgeſpeicherten Schätze werde ſie doch nicht recht froh, und es muſſe ihr doch viel herrlicher zu Muthe ſeyn, wenn ſie in der freien Frühlingsluft herumſchwebe, und zum Gewebe der Sonnenſtrahlen fröhlich ſummen könne, als wenn ſie mit ſchweren Fuſſen und ſchwerem Herzen ihr Wachsſilber und ihr Honiggold in die enge dunkle Zelle einſchleppe. Darin gab ihm der Schmetterling Beifall und erzählte, wie er ſonſt ſo begierlich geweſen ſey; wie er nur an das Eſſen gedacht und nicht ein einzigmal nach dem blauen Himmel aufgeſchaut habe. Endlich ſey er aber in ſich gegangen, und — wie er ſonſt halb träumend auf der ſchmuzzigen Erde ſchwerfällig herumgekrochen, ſo ſey er nach kurzer Zeit auf einmal wie aus einem ſchweren Schlafe erwacht, und ganz verändert geweſen. Nun könne er

in der Luft gehen, und habe jetzt ſeine einzige Freude daran, bald mit dem Lichte zu ſpielen und den Himmel in ſeinen Flügelaugen zu ſpiegeln, bald dem ſtillen Geſpräche der Blumen zuzuhören und ihre Geheimniſſe zu belauſchen. Das gefiel dem Kinde wohl, und ſein Mahl mundete ihm noch ſo gut, und der Sonnenglanz auf Blättern und Blumen ſchien ihm noch ſo heiter und erquicklich. Wenn aber die Biene wieder auf die Bettelei, und der Schmetterling auch bald wieder fort zu ſeinen Spielgeſellen geflattert war, dann ſaß noch die Libelle auf einem Grashalm, und ihr ſchlankes, blankes Leibchen liebäugelte mit der Sonne, und war ſelbſt glänzender blau als der Himmel, und die zwei Flügelpaare neckten die Blumen, weil ſie nicht auch davon fliegen könnten, ſondern dem Sturm und dem Regen ſtill halten müßten. Die Libelle aber nippte nur ein wenig an einem hellen Thautropfen und an dem blauen Veilchenhonig, und liſpelte dann geflügelte Worte. Da hörte das Kind auf, ſich an den Näſchereien zu

beluſtigen, ſchloß die dunkelblauen Augen und horchte mit geneigtem Köpflein dem ſüßen Gekoſe. Denn die Libelle erzählte Vieles vom frohen Leben im grünen Walde; wie ſie bald mit ihren Geſpielen Verſtekkens ſpiele hinter den Blättern der Buche und Eiche, und Nachläuſchens über den ſtillen Waſſern, bald ruhig den Sonnenſtrahlen zuſehe, die von Moos zu Kräutern, von Kräutern zu Geſträuchen emſig eilten und überall Licht und Wärme austheilten. Nachts aber ſchleiche der Mondſchein herum und tröpfle den durſtenden Blumen Thau in den Mund, und wenn frühe das Morgenroth zarte Himmelsroſen auf die Schlummernden herabwerfe, um ſie damit zu wecken und zu necken, dann lachten, halb trunken, die Blumen ſich an, die meiſten aber könnten das ſchwere Köpflein noch lange nicht ganz aufheben. So erzählte die Libelle, und weil das Kind noch unbeweglich auf ſein Händchen geſtützt da ſaß mit geſchloſſenen Augen, vermeinte ſie, es wäre eingeſchlummert; ſchwang alſo ihr doppelt Flügelpaar und

flog gesättigt dem rauschenden Walde zu.

2.

Das Kind war aber nur in ein wonniges Träumen versunken und wäre gar zu gerne Sonnenstrahl und Mondenschein gewesen,—und hätte noch immer mehr und mehr zuhorchen mögen. Als nun Alles still war und still blieb, schlug es die Augen auf und sah sich um nach seinem lieben Gaste. Der aber war wieder in die weite Welt geflogen. Da mochte es auch nicht länger allein da sitzen, stand auf und ging hinunter an den rieselnden Bach. Der wellte und quellte so recht lustig dahin, und tummelte sich gar possierlich, um über Hals und Kopf sich in den Strom zu stürzen, gerade als folge der schwere Berg ihm auf der Ferse nach, dem er vor kurzem erst entronnen und nur mit einem lebensgefährlichen Sprunge entwischt war. Da ließ sich das Kind mit den Wellen in ein Gespräch ein und fragte sie, wo sie her kämen? Sie wollten ihm aber lange nicht Antwort stehen, sondern purzelten

übereinander weg, bis endlich ein crystallhel-
les Wellchen hinter einem Steine ſich nieder-
ließ, um das freundliche Kind nicht zu be-
trüben. Von ihm hörte das Kind ſehr ſeltſame
Geſchichten, die es aber nicht alle verſtand;
denn es gab ihm Kunde von ſeinen früheren
Schickſalen und vom Innern des Berges.
Vor langen Zeiten, ſagte es, wohnte ich mit
unzähligen Geſchwiſtern im großen Welt-
meer zuſammen in Frieden und Einigkeit.
Wir trieben mancherlei Kurzweil, ſtiegen
bald hauſerhoch in die Höhe, und guckten
nach den Sternen, bald ließen wir uns
hinunterplumpſen tief — tief hinab, und
ſchauten zu, wie die Korallen ſich mud ar-
beiteten, um endlich einmal an das liebe
Tageslicht zu kommen. Ich aber war hoffär-
tig und dünkte mich viel beſſer als meine
Geſchwiſter. Als daher die Sonne einmal
wieder in's Meer hineinſtach, hing ich mich
feſt an einen heißen Strahl, und dachte nun
auch zu den Sternen zu kommen und einer
ihres Gleichen zu werden. War aber noch
gar nicht weit hinaufgeſtiegen, als der
Strahl mich abſchuttelte, und mich, mir

nichts, dir nichts, auf eine finstere Wolke niederfallen ließ. Bald zuckte Feuer durch die Wolke, und ich schwebte in großer Lebensgefahr; doch die ganze Wolke ließ sich auf einen Berg nieder, und so kam ich mit der Angst und einem blauen Auge davon. Nun hoffte ich geborgen zu seyn, als ich auf einmal auf einem Kiesel ausglitt, von einem Steine aus den andern fiel, immer tiefer in den Berg hinein, bis es endlich stockfinster wurde, und ich nichts mehr hörte, noch sah. Da fühlte ich wohl, der Hochmuth komme vor dem Fall, ergab mich gelassen meinem Schicksal, und wie ich schon auf der Wolke allen herben Stolz abgelegt hatte, so ward mir hier nun auch das Salz der Demuth zu Theil, und – nach vielen Läuterungen durch die geheimnißvollen Kräfte der Metalle und Steine, durfte ich endlich wieder in die freie heitere Luft hinaus. Nun will ich zu meinen Geschwistern in das Weltmeer zurück, und dann geduldig warten, bis ich zu etwas Besserem berufen werde. — Es hatte aber kaum ausgeredet, als die Wurzel eines

Vergißmeinnichtchens das Wellchen beim Schopf faßte und es einsog, auf daß es zum Blumlein werde und als blaues Sternlein freundlich glänze an dem grunen Firmament der Erde. —

3.

Das Kind wußte nicht recht, was es zu allem dem sagen sollte; sinnend ging es zuruck, legte sich in sein Bettchen und träumte die ganze Nacht von dem Meer und den Sternen und dem dunkelen Berge. Der Mond aber betrachtete gar zu gerne das schlummernde Kind, wie es mit dem Köpflein auf das rechte Aermchen sanft hingelehnt dalag. Er blieb lange vor dem kleinen Fenster stehen und ging nur zögernd weiter, um auch einigen Kranken das dunkle Kämmerlein zu erhellen. Wie nun des Mondes sanftes Licht auf des Kindes Augen ruhte, kam es ihm vor, als sitze es in einem goldenen Kahne auf einem großen, großen Wasser; unzählige Sterne schwammen schimmernd auf dem tief dunkeln Spiegel. Es streckte sein Händchen nach dem nächsten Sternlein aus; aber wie es dasselbe be-

rührte, war es verſchwunden, und das Waſſer ſpritzte ihm entgegen. Da merkte es wohl, daß das nicht die rechten Sterne wären, ſah hinauf zum Himmel, und wäre gern hinaufgeflogen. Während dem aber war der Mond ſeines Weges gewandert, und da wurde das Kind von dem Traume hinauf in die Wolken getragen, und es vermeinte, auf einem weißen Schäflein zu ſitzen und viele, viele Lämmlein ringsum weiden zu ſehen. Es griff nach einem Lämmlein, um mit ihm zu ſpielen, da war es nur Dunſt und Nebel, und das Kind ward betrübt und wünſchte ſich wieder hinunter auf ſeine Wieſe, wo ſein Schäfchen luſtig herumſprang. Unterdeſſen war der Mond hinter den Berg ſchlafen gegangen und ringsum Alles dunkel geworden. Da fiel das Kind in den finſtern Berg hinab und erſchrak ſo darüber, daß es plötzlich erwachte, als eben auch auf dem nächſten Hügel der Morgen ſeine himmelhellen Augen aufſchlug.

4.

Das Kind raffte ſich auf und ging, um ſich von ſeinem Schrecken zu erholen,

in das Blumengärtlein hinter dem Hüttchen, wo die Beete noch von vielen Jahren her mit Palm eingefaßt ſtanden, und wo es wußte, daß ihm alle Blumen freundlich entgegen nicken wurden, wenn gleich die Tulipane die Naſe gar zu hoch trug, und die Ranunkel einen ſteifen Hals zur Ausrede nahm, um ihm den Morgengruß nicht zunicken zu müſſen. Die Roſe mit ihren vollen Wangen lächelte und grüßte das Kind am heiterſten; darum ging es zu ihr hin und kußte ſie auf den duftenden Mund. Da klagte die Roſe zärtlich, daß das Kind ſo ſelten in den Garten komme. So dufte und gluhe ſie vergebens den lieben langen Tag; denn die andern Blumen ſähen ſie entweder nicht, weil ſie zu niedrig ſtänden, oder wären ſelbſt des Duftes und der Glut zu reich. Sie aber freue ſich am mehrſten, wenn ſie ſich in einem blühenden Kindesköpfchen ſpiegeln und ihm in den ſüßen Düften ihre Herzensgeheimniſſe anvertrauen könne. Unter andern ſagte die Roſe dem Kinde in's Ohr: „ſie ſey die Fülle der Gegenwart.“ Und wirklich ſchien

das Kind ganz das Weitergehen vergeſſen zu haben, als der blaue Ritterſporn ihm zurief, ob es denn gar nichts mehr auf ſeinen alten treuen Freund halte; der bleibe blau einmal wie das andremal, und wenn er einmal todt wäre, werde er es doch noch immer mit blauen Augen anſehen. Das Kind dankte für ſeine Treuherzigkeit und ging dann weiter zur Hyacinthe, neben der viele pausbäckige, buntſchillernde Tulpen ſtanden. Schon von weitem ſchickte die Hyacinthe dem Kinde Kußhändchen entgegen, denn ſie wußte ſich nicht zu laſſen vor Liebe. War ſie nun gleich nicht beſonders ſchön, ſo fühlte das Kind ſich doch wunderſam zu ihr hingezogen, denn es meinte, ſo heiß und inbrünſtig werde es von keiner Blume geliebt. Die Hyacinthe aber ergoß ihr volles Herz und weinte auch ſehr, weil ſie ſo einſam daſtehe; die Tulpen ſeyen zwar ihre Landsleute, aber ſo kalt und unempfindlich, daß ſie ſich ihrer faſt ſchämen müſſe. Das Kind ſprach ihr zu, und meinte, ſo arg ſey es doch wohl nicht; die Tulpen ſprächen ihre Liebe aus in

farbigen Blicken, wenn ſie, die Hyacinthe, in duftigen Worten rede; dieſe ſeyen zwar ſchöner und verſtändlicher, aber jene müſſe man darum doch nicht gering achten. Da gab ſich die Hyacinthe zufrieden und das Kind ging hin zu den beſtäubten Aurikeln, die gar gutmuthig aus ihrer Demuth zu ihm hinaufſahen und ſo gern ihm noch mehr gegeben hätten, wenn ſie ſelbſt nicht ſo arm geweſen wären. Aber dem Kinde genügte ihr züchtiger Gruß; es fühlte ſich ja ſelbſt noch ſo arm und erkannte auch hinter dem gelblichten Staub die dunkeln ſinnigen Farben. Doch die beſcheidnen Aurikeln ſchickten ſelbſt das Kind zu der nahen Lilie, die ſie gern als ihre Königin verehrten. Und als das Kind zur Lilie kam, da ſchwankte die ſchlanke Blume, und neigte in geſänftigtem Stolz und in erhobener Demuth das blaſſe, länglichte Antlitz, und duftete dem Kind einen ſehnſuchtsvollen Gruß entgegen. Das Kind wußte nicht, wie ihm geſchah. Es durchſtrömte ſein Inneres, daß ſeine Aeuglein feucht wurden; denn es ſah, wie die Lilie mit klarem Auge auf zur Sonne, und die

Sonne wieder herab in die Tiefe des reinen Kelches ſchaute, und in dieſem Wechſelſchauen alle die goldenen Staubfäden ſich in einer Mitte vereinigten, und es hörte, wie ein rothes Hergottsthierchen auf dem Boden des Kelches zum andern ſprach: „weißt du auch, daß wir in der Blume des Himmels wohnen?“ und das andre erwiederte: „Ja, und jetzt wird das Geheimniß vollbracht!“ Und wie das Kind dies alles ſah und hörte, flog eine Ahndung von ſeinen unbekannten Eltern, wie in einen Heiligenſchimmer gehüllt, an ſeinen Augen vorüber. Es wollte darnach haſchen, aber fort war der Schimmer und das Kind glitt aus, und wäre beinahe gefallen, wenn ein Johannesbeerſtrauch es nicht aufgefangen hätte. Da erhoben die rothen Beeren ein lautes Geſchrei; denn ſie meinten, das Kind ſey der kleine Johannes und jede wollte zuerſt von ihrem Herrn genoſſen ſeyn, vielleicht in der Hoffnung, zum Rubine im Himmelsgarten zu werden. Das Kind brach ſich einige der kleinen Marktſchreier zum Morgenbrod

und als die übrigen ſich nicht zufrieden geben wollten, eilte es zurück in ſein Hüttchen um den übrigen keine abſchlägige Antwort geben zu müſſen.

5.

Aber in dem Hüttchen war nicht lange ſeines Bleibens; es war ſo trüb und enge und ſtill darin, und draußen ſchien alles zu lachen und zu jubeln in der Klarheit und unbeſchränkten Weite. Darum ging das Kind hinaus in den grünen Wald, von dem ſchon die Libelle ihm ſoviel Anmuthiges geſagt hatte. Es fand aber alles noch weit ſchöner und lieblicher. Denn überall, wo es hinging, küßten die zarten Mooſe ihm die Füßlein, und die Gräſer umfaßten ſeine Kniee, und die Blumen küßten das Händchen, ja ſelbſt die Sträucher ſtrichen ihm freundlich und kühlend über die Wangen und die hohen Bäume nahmen es auf in ihren duftigen Schatten. Da war der Luſt kein Ende. Die kleinen Waldvögelein pfiffen und ſangen, ſo gut ſie konnten, und hupften und flatterten gar fröhlich durcheinander, und die kleinen

Waldblümelein blühten und dufteten um die Wette, und jeder Wohlklang nahm einen Wohlgeruch bei der Hand, und so spatzierten sie herein in des Kindleins Herz und hielten dort einen lieblustigen Hochzeitstanz. Aber die Nachtigall und die Maiblume tanzten vor; denn die Nachtigall „sang nichts als Liebe," und die Maiblume athmete nichts als Unschuld, und jene war Bräutigam und diese war Braut. Und die Nachtigall konnte nicht satt werden, das Nämliche hundertmal zu sagen, weil die Liebe immer neu aus dem Herzen herausquoll; und die Maiblume neigte sich verschämt, damit man ihr glühendes Herzlein nicht sehe. Doch lebte jedes so sehr nur einzig und allein in dem andern, daß man nicht wußte, waren die Töne der Nachtigall fliegende Maiblumen, oder die Maiblumen sichtbare, als Tropfen herabgethaute, Nachtigalltöne. Das Kind war freudenvoll. Es setzte sich nieder, und meinte schier, es müsse auch Wurzeln schlagen und wohnen bleiben unter dem kleinen Pflanzenvolke, um dann an allen

ihren zarten Freuden noch weit inniger Theil nehmen zu können. Denn es hatte sein inniges Wohlgefallen an dem heimlichen, still dämmernden Leben der Moose und Heidekräuter, die nichts vom Sturm und nichts vom Frost, noch vom Sonnenbrand erfuhren, sondern sich mit ihren vielen Nachbarn und Freunden wohl seyn ließen, und sich friedlich und gesellig labten an dem Thau und dem Schatten, die ihnen von höheren Gewächsen gespendet wurden. Für sie auch war es jedesmal ein großes Fest, wenn ein Sonnenstrahl sie heimsuchte, während die Wipfel der großen Bäume sich nur am purpurnen Morgen- und Abendstrahl besonders freuten und ergötzten. —

6.

Und wie das Kind da saß, da raschelte aus den dürren Blättern vom vorigen Jahre ein Mäuslein hervor, und aus der Ritze eines Felsens schlupfte ein Eidechslein halb heraus, und beide schauten vorwitzig mit den glashellen Aeuglein nach dem kleinen Fremdling, und als sie sahen, daß er keine Schelmerei im Schilde

führe, faßten ſie Muth und kamen näher herbei. „Möchte wohl bei euch wohnen!“ ſprach, um ſie nicht zu erſchrecken, mit ſanfter, zurückgehaltener Stimme das Kind zu den zwei Thierchen. „Eure Kämmerlein ſind ſo heimlich, ſo warm und auch ſo kühlig, und die Blumen wachſen euch zu den Fenſtern herein, und die Vögel ſingen euch das Morgenlied, und pfeifen euch zu Tiſch und Bett.“ — „Ja,“ entgegnete das Mäuslein, „es wäre ſchon alles gut, wenn nur die Kräuter — ſtatt der dummen Blumen — lauter Haſelnüſſe und Buchecker trügen und ich nicht im Frühling unten an ihren bittern Wurzeln nagen müßte, während ſie vor der Welt mit ihren Blumen ſüß thun und ſich breiten und brüſten, als wenn ſie des Honigs die Hülle und Fülle im Keller hätten.“ — „Schweige doch,“ fiel das Eidechslein dem Mäuslein ſchnippiſch in die Rede; „weil du grau biſt, ſo meinſt du, es ſollten auch andere ehrliche Leute ihre ſchönen Kleider wegwerfen, oder etwa in der finſtern Erdkiſte liegen laſſen, und

immer nur grau tragen. Ich bin nicht ſo neidiſch. Meinethalben können die Blumen ſich putzen, wie ſie wollen, es koſtet ſie ihr Geld, und es nähren ſich doch Bienen und Käfer von den Blumen. Aber was die Vögel in der Welt thun, das weiß ich nicht. Das iſt ein Geplauder und Geplapper von Morgens früh bis Abends ſpät, daß einem Hören und Sehen vergeht, und das einen Tag wie den andern. Und ſie thun und arbeiten nichts, und ſchnappen nur Unſereinem die Fliegen und Spinnchen vor dem Munde weg. Ich für mein Theil könnte leiden, daß alle Vögel mit einemmal Käfer und Fliegen würden!" — Dem Kinde wurde kalt und wieder warm, wie es die böſen Zungen ſo dreſchen hörte. Es konnte nicht begreifen, wie man die ſinnigen Blumen dumm ſchelten und den unſchuldigen, lieblichen Vöglein ſo Böſes nachreden könne. Es war wie aus einem ſchönen Traume aufgeſchreckt, und der Wald bedunkte ihm einſam und öde, und es wurde ihm ganz unheimlich zu Muth. Raſch ſtand es auf,

daß die Eidechse und das Mäuslein erschrocken zurückfuhren, und sich nicht umsahen, bis sie sich vor dem großen Fremdling mit den großen unwilligen Augen gesichert hielten.

7.

Das Kind aber ging von dannen, und, weil es nachdenklich das Köpfchen senkte, merkte es nicht, daß es den unrechten Fußpfad einschlug, und sah nicht, wie die Blumen es auf beiden Seiten nickend bewillkommten, und hörte nicht, wie die alten Vöglein von den Zweigen und die jungen aus den Nestern ihm zuriefen: „Gott grüß dich, du unser lieber kleiner Königssohn.“ Es ging und ging immer weiter in den Wald hinein, und konnte noch immer nicht klug werden aus dem wirren und wüsten Gerede der zwei aberwitzigen Plaudertaschen. Es hätte alles vergessen mögen, und konnte doch nicht. Vielmehr verwickelte es sich immer mehr in das tückische Spinnengewebe, und fast wären die Augen ihm übergegangen. Da kam es plötzlich an ein stil-

es Waſſer, über dem ſich junge Buchen reundlich mit Armen umfingen. Es ſah hinein und ſein Blick war wie von einem Zauber feſtgebunden. Es mußte ſtehen bleiben und ſchauen in den mild erhellten Spiegel, aus deſſen Tiefe das zartgrünende Laub der jungen Buchen und dazwiſchen hindurch des Himmels freundliches Blau ſo wunderſam heraufglänzten. Vergeſſen war die Betrübniß, und verhallt war das Echo des Mißklanges in ſeinem Innern. Das Herzlein war hinauf in die Augen geſtiegen und gern hätte es das ſanfte Farbenbild eingeſogen, oder wäre aus ſich ſelbſt in die liebliche Tiefe hinabgeſunken. Da fing die Luft in den Wipfeln zu ſäuſeln an. Das Kind ſchlug die Augen auf und ſah oben das ſchimmernde Grün und das Blaue, und wußte nicht, ob es wachte oder träumte. War *oben*, oder war *unten* in der Tiefe das wahre Laub und der wahre Himmel? War das Untere für das Obere, oder war die Höhe der Tiefe zu lieb da? — Lange ſchwankte das Kind, und

wonnig träumend wogten zwiſchen Beiden ſeine Gedanken, als in liebender Haſt die Libelle herbeiflog, und ſchwirrend ihren freundlichen Wirth begrüßte. Das Kind dankte lächelnd, und war ordentlich froh, einen Bekannten zu treffen, mit dem es das volle Mahl ſeiner Freude theilen konnte. Aber vor allen Dingen fragte es die Libelle, ob es ihm wohl über das Oben und Unten, über Höhe und Tiefe Beſcheid geben könne? — Die Libelle flog hinauf und flog hinunter; doch das Waſſer ſprach: „Das Laub und der Himmel da droben ſind nicht die wahren; das Laub welkt und fällt ab, und der Himmel umwölkt ſich oft und wird zuweilen ſogar ganz finſter.“ Das Laub und der Himmel aber ſprachen: „Das Waſſer äfft uns nur nach und muß die Bilder verändern nach unſerm Belieben und kann keines feſthalten.“ — Da merkte die Libelle, daß das Oben und das Unten nur in den Augen des Kindes für einander daſeyen, und daß das Laub und die Bilder und der Himmel nur in

den Gedanken des Kindes wahr und wirklich ſeyen, weil das Kind ſie feſthalten und mit ſich forttragen könne. Das ſagte ſie dem Kindlein, aber mahnte es zugleich zur Ruckkehr an, da die Blätter in der Abendluft ſchon den Zapfenſtreich trommelten, und in allen Ecken nacheinander die Lichter ausgelöſcht wurden. Als nun das Kind ihm beſtürzt geſtand, daß es den Ruckweg ſchwerlich finden werde, und auch furchte, die dunkle Nacht möchte uber es verfallen, wenn es allein heimgehe, da flog die Libelle vor ihm her und zeigte ihm eine Felſenhöhle, worin es übernachten könne, und das Kind war deſſen wohl zufrieden, weil es auch gerne gewußt hätte, wie es ſich außer ſeinem gewohnten Bettchen ſchlafen laſſe.

8.

Die Libelle aber war wegſam und regſam, und die Dankbarkeit ſtärkte ihre Flugel, damit ſie ihrem Gaſte auch die gebührende Ehre beweiſe. Doch in der Dämmerung war guter Rath theuer. Sie ſchwirrte hin und her, ohne recht zu

wiſſen, was zu thun ſey, als ſie bei dem letzten fortfliegenden Sonnenſtrahl am Abhang der Höhle einige Erdbeeren glänzen ſah, die ſo viel Abendroth getrunken hatten, daß der Kopf ihnen ganz ſchwer war. Da flog ſie zu einer Glokkenblume, die nahe dabei ſtand, und raunte ihr in's Ohr, der Herr und König aller Blumen ſey im Walde, und der müſſe nach Würden geehrt werden. Die Aglaye ließ ſich das nicht zweimal ſagen, ſondern fing mit Macht an zu läuten, und als ihre Nachbarin das hörte, läutete ſie auch, und bald waren alle Blumenglocken groß und klein in Bewegung und läuteten, als ſollte die königliche Erde ſelbſt mit einem kaiſerlichen Kometen-Prinzen Hochzeit halten. Die blauen Glocken tönten tief, und die weißen hoch und hell, und alle klungen lieblich in einander. Aber die Vögel wurden nicht wach in ihren hohen Neſtern, und den andern Thieren waren die Ohren nicht fein genug, oder zu ſehr mit Haaren verwachſen. Nur die Johannisfünklein vernahmen das Feſtgeläute, weil

ſie mit den Blumen durch das Licht Geſchwiſterkinder waren. Sie fragten bei ihren nächſten Verwandten, den Maiblumen, und erfuhren von ihnen, daß eine große Blume den Fußſteig hinaufgegangen ſey, welche noch weit ſchöner blühe, als die Roſe, und zwei Sterne trüge, die noch weit lieblicher glühten, als die Johannisfunken; und das müſſe wohl ihr aller König ſeyn. Da flogen alle Fünklein den Fußpfad entlang, und ſuchten und ſuchten, und kamen endlich, wie die Libelle es gehofft hatte, an die Höhle. Als ſie nun das Kind gewahrten, und jedes ſich in ſeinen Augen gedoppelt wiederſah, da frohlockten ſie, riefen alle Uebrigen herbei, ſetzten ſich ringsumher auf das Geſträuche, und bald war es ſo hell an der Höhle, daß Gras und Kräuter zu wachſen anfingen, als wäre es voller Tag. Nun hatte die Libelle gewonnen Spiel. Das Kind war hocherfreut über das ſchöne Blumengeläute und die vielen kleinen hellaugigen Geſellen, und

konnte obendrein ſich Erdbeeren zum Abendbrod pflücken.

9.

Als es ſich zur Genüge gelabt hatte, ſetzte es ſich hin auf das weiche Moos, ſchlug die Beinchen übereinander, und fing an mit den Johanniswürmlein zu plaudern, und weil es ſelbſt ſo oft an ſeine unbekannten Eltern dachte, fragte es auch ſie, wer denn wohl ihre Eltern ſeyen? — Das zunächſtſitzende gab ihm Beſcheid und erzählte: Sie ſeyen früher Pflanzen geweſen; aber keine von denen, die nur ihre Wurzelhände gierig in den Boden ſenkten und nur aus der dunkeln Erde ihre Nahrung an ſich zögen, um nur recht dick und fett zu werden, ſondern das Licht ſey ihnen lieber geweſen, als alles, und während die andern Blumen Nachts geſchlafen, hätten ſie unermüdet nach dem Lichte geſchaut, und es eingeſogen mit frommer Sehnſucht — Sonnen- und Mond- und Sternenlicht. Und das Licht habe ſie innerlich geläutert, daß ſie nicht wie die gelben Erdblumen

giftige Milch erzeugt hätten, ſondern ſüße Düfte für kranke, ſehnſuchtsvolle Herzen, und kraftreiches ätheriſches Oel zum Balſam für arme Kranke und Verwundete. Als daher ihr Herbſt gekommen, ſeyen ſie nicht mit Haut und Haar, wie die anderen, erdetrunken, auch hinabgeſunken in den finſtern Erdengrund, ſondern hätten vollends ihr erdiges Kleid abgeſchüttelt, und wären frank und frei in die Höhe geſtiegen. Da ſey es aber ſo außerordentlich hell geweſen, daß ihnen das Geſicht vergangen, und als ſie wieder zu ſich gekommen, hätten ſie als Johannisfunklein auf einem dürren Blumenſtiel geſeſſen. — Nun gefielen die Funklein dem Kinde noch einmal ſo wohl, und es plauderte noch eine Weile mit ihnen, und erfuhr auch, warum ihrer im Frühlinge ſo viele zum Vorſchein kämen; das geſchehe, um durch den grüngoldigen Glanz auch die zurückgebliebenen Blumengeſchwiſter zur Lichtliebe zu locken. —

10.

Während dieſer Zwiegeſpräche hatte

die Libelle auch für das Schlafgemach ihres Gaſtes geſorgt. Das Moos, auf dem das Kind ſaß, war hinter ſeinem Rücken vor lauter Freude ellenhoch gewachſen, die Libelle aber war mit ihren Schweſtern ſo darauf herumgedämmert, daß es ſich langes Weges in die Höhle niedergeſtreckt hatte. Alle Spinnen aber aus der ganzen Nachbarſchaft hatte die Libelle aus dem Schlafe aufgeſtört, und als dieſe die Helle geſehen, hatten ſie ſo fleißig gewoben, daß ihr Gewebe wie ein Vorhang vor der Höhle herabhing. Wie nun das Sandmännchen dem Kinde kleine Aeuglein machte, und es die Fünklein bat, ſich nun nicht weiter in ihren Spielen um ſeinetwillen aufhalten zu laſſen, hob die Libelle mit ihren Schweſtern den Vorhang in die Höhe, bis das Kind zur Ruhe gegangen war, und ließen ihn dann wieder fallen, damit die heimtückiſchen Mücken nicht ungezupft und ungerupft in die Höhle hineinkommen und den kleinen Schläfling nicht beunruhigen könnten. Das Kind legte ſich nun

zwar auf ſein rechtes Oehrchen, um zu ſchlafen, denn es war recht müde geworden; allein ſchlafen konnte es doch nicht, denn das Mooslager war doch etwas anders, als ſein Bettchen, und die Höhle war ihm auch noch gar ſo fremd. Es legte ſich links und wieder rechts, und als es mit dem Schlafen gar nicht gehen wollte, richtete es ſich auf, um zu warten, bis es dem Herrn Schlaf gefällig wäre zu kommen. Aber wer nicht kam, das war der Schlaf, und wer im ganzen Walde bald allein noch wachte, das war das Kind. Denn die Blumen hatten ſich müde geläutet, und die Fünklein müde geflogen, und ſelbſt die Libelle, die vor der Höhle wachen wollte, fiel bald aus dem Nicken in's Schlafen. Immer ſtiller wurde es im Walde; hier und dort fiel noch ein dürres Blatt, das von einem friſchen aus ſeiner alten Wohnung vertrieben wurde; dort und hier hörte man ein junges Vöglein pipen, wenn ſeine Alten es im Schlaf etwas drückten; und nur zuweilen ſummſte eine Mücke einige

Augenblicke in dem Vorhang, bis eine Spinne auf den Zehen herbeischlich, und ihr die Kehle so zuschnürte, daß ihr nicht bloß das Summen und Brummen, sondern auch Sehen und Hören für immer verging. Und je stiller es wurde, desto mehr horchte das Kind, und ihm schauerte, wenn es wieder etwas hörte. Endlich war alles mäuschenstill im Walde, als sollte nie mehr etwas erwachen. Das Kind bog sich weiter hervor, um zu sehen, ob es denn auch draußen ganz so dunkel sey, wie in der Höhle, und es sah nichts, als die stockfinstre Nacht, die Alles in ihren dichten Schleier eingehüllt hatte. Doch, — als es auch nach Oben hinschaute, begegneten ihm die freundlichen Blicke einiger Sterne, und überraschten es auf das Freudigste. Denn es fühlte sich jetzt doch nicht mehr so ganz allein. Waren gleich die Sterne so weit, weit weg, so wußte es doch von ihnen, und sie wußten von ihm, denn sie schauten ihm ja Auge in Auge. Das Kind vertiefte sich in den Anblick, und es war ihm, als müsse es hinaufliegen

aus der dunkelen Höhle — dahin, wo die Sterne ſo rein und heiter ſtrahlten, und es fühlte ſich recht arm gegen ihren Glanz, und wie gebunden und gefangen gegen ihr freies Schweben und Schweifen.

11.

Aber die Sterne zogen vorüber und ließen dem Kinde nur noch eine kleine Weile ihr ſchimmerndes Bild in den Augen. Auch dieſes zerrann, und das Kind wollte ſich eben ermüdet niederlegen, als hinter einem Buſche hervor vom ſtillen Waſſer her ein zitternd Irrlicht zum Vorſchein kam, daß das Kind zuerſt meinte, einer der Sterne hätte einen Umweg genommen, es zu beſuchen und mit ſich hinaufzunehmen. Und vor Freude und Erſtaunen athmete das Kind tief auf, und da kam auch das Irrlicht ganz nahe heran und ließ ſich nieder auf einen feuchten bemooſten Stein vor der Höhle, und ein anderes flackerte raſch hinter ihm drein und ſetzte ſich dieſem gegenüber und ſeufzte, wie aus hohler Bruſt: „Nun Gott ſey Dank, daß ich

endlich einmal ausruhen darf!“ „Ja,“ ſprach das andere, „dank' es dem unſchuldigen Kinde da drinnen, das uns mit ſeinem reinen Othem angezogen hat.“ — „Seyd ihr denn,“ fragte zögernd das Kind, „nicht von jenen Sternen, die da oben ſo freudig leuchten und wandeln?“ — „Ja, wären wir Sterne,“ erwiederte das erſte, „wir zögen ruhig unſre Bahn in dem heitern Elemente, und ließen unbekümmert dieſen Wald und die ganze Erde links liegen;“ — „und bräuchten nicht,“ fiel das zweite ihm in's Wort, „an den ſchalen Wäſſern zu kleben!“ — Das Kind war neugierig zu wiſſen, wer ſie denn eigentlich ſeyen, da ſie ſo ſchön leuchteten und doch gar ſo mißmuthig ſchienen. — Da begann das zweite zu berichten, wie es auch einmal ein Kind geweſen und dann groß geworden ſey; wie es aber frühzeitig ſeinen einzigen Spaß daran gehabt, den Leuten etwas weiß zu machen, um recht vornehm und gelehrt zu ſcheinen. Immer habe es einen ganzen Strom glatter Worte über die Leute

ausgeſchuttet, und ſo allmählig einen ſchimmernden Dunſt um ſich her verbreitet, daß die Leute, wie die Fliegen, darnach hingeflattert ſeyen, bis ſie endlich darin untergegangen. Da ſey aber einmal ein ſchlichter Mann in ſeine Nähe gekommen, der habe nur ein paar einfältige Worte geſprochen, und plötzlich ſey der Dunſt zerſtoben und zerflogen, daß es ganz nackt und bloß mit ſeinem aufgedunſenen Leib — aller Welt zum Spotte da geſtanden habe. Der ſchlichte Mann aber habe ſich mitleidig von ihm abgewendet, während es in Schaam und Aerger vergangen ſey, und als es wieder zu ſich gekommen, da habe es ſich wollen hinaufſchwingen, weil es gehofft, da drüben ein beſſeres Schickſal zu finden. Aber ſeine Flügel ſeyen ganz durchnäßt geweſen und immer dunkler ſey es ihm vor den Augen geworden. Da habe es ſich Anfangs gar nicht mehr wiederfinden können, bis es endlich an einem Sumpfe ſich als Irrlicht erkannt und nun nicht mehr weiter habe kommen können. —

„Mir iſt es ganz anders ergangen,“ ſprach das erſte — „ich war zwar auch unter Leuten, aber ſtatt daß ich jetzt leuchte ohne zu wärmen, brannte ich damals ohne zu leuchten. Schon, als ich noch Kind war, ſchenkten die Leute mich immer mir ſelber ein, ſo daß ich früh von mir ſelbſt betrunken war. Sah ich dann jemand leuchten, dann hätte ich ſein Licht ausblaſen mögen, und je mehr ich das wollte, deſtomehr zog das bischen, Licht, das ich um mich hatte, ſich in mein Allerinnerſtes zurück, und brannte hier ingrimmig, während ich nach außen immer dunkler wurde. Wollte aber einer, der da leuchtete, mir liebreich von ſeinem Lichte ſchenken, dann brach von innen meine Flamme hervor, um das Licht zu vernichten. Aber das Licht ließ die Flamme ungeſtört durch ſich hinſchießen, und leuchtete nur noch heller, während ich ſchier ausgebrannt war. So begegnete mir einmal ein kleines Kind, das vor ſich hinlächelnd mit einem Kreuze von Palmſtäbchen ſpielte und einen ſtrahlenden Ring

auf den goldenen Locken trug. Es faßte mich freundlich bei der Hand, schaute mit seinen himmelblauen Augen mich an, und sprach: „Sieh, lieber Mann, du bist zwar noch sehr dunkel und trübe; willst du aber wieder ein Kind seyn, wie ich bin, dann sollst du auch einen Strahlenring haben, wie ich.“ — Als ich das hörte, ärgerte ich mich so über mich selbst und das Kind, daß mich das Feuer verzehrte. Nun wollte ich hinauf in die Sonne, um mir dort Strahlen zu holen, aber unterwegs stießen mich ihre Strahlen wieder mit den Worten herab: „Gehe du nur wieder hin, wo du hergekommen bist, du finsteres Zornfeuer; denn die Sonne leuchtet nur in Liebe, und nur die begierliche Erde verkehrt ihr mildes Licht zuweilen in heißen Brand; darum fliehe zurück, denn nur bei deines Gleichen darfst du wohnen.“ Ich schütterte zusammen, und als ich mich wieder aufraffte, stand ich wie eine Fackeldistel, mit schimmerndem, aber kaltem Kopfe am stillen Gewässer.“ Das Kind war über den

Erzählungen eingeſchlafen; denn es wußte Nichts von der Welt und den Menſchen, und wußte daher auch nicht, was es aus jenen Erzählungen machen ſollte. Die Müdigkeit hatte aber ein deutlicheres Wort zu ihm geſprochen; das hatte es verſtanden und war eingeſchlafen.

12.

Und es ſchlief ſanft und es ſchlief feſt, bis das Morgenroth ſich auf die Berge ſtellte, und die Ankunft ſeiner Herrin, der Sonne, verkündigte. Denn als die Verkündigung ſich über die Flur und den Wald ergoß, da erwachte ein tauſendſtimmiges Echo, und es war an kein Schlafen mehr zu denken. Als aber gar die königliche Sonnenjungfrau ſelbſt ſich erhob, und zuerſt ihr Diadem über den Bergen heraufblitzte, bis ſie ſelbſt in ihrem vollen Glanze, geſchmückt mit allen Reizen der ewigen Jugend, ſtrahlend und herrlich daſtand, und ihr liebender Blick ſegnend alle irdiſchen Geſchöpfe umfaßte, vom ſtolzen, gewaltigen Eichenbaum an bis zum niedergetretenen

Grashalm, — da erſcholl ihr aus allen Bruſten, aus allen Kehlen ein jubelvoller Preisgeſang, und es war auf der Flur wie im Walde, als ſey die ganze Natur zu einer Kirche geworden, deren Wölbung der Himmel, deren Altar die Berge, und alle Creaturen die Gemeinde und die Sonne der Prieſter oder das Allerheiligſte oder das Auge Gottes waren. — Aber das Kind trat heraus und war froh, weil die Vöglein ſo feierlich ſangen und alles ihm in Himmels-Wonne und in Lebensluſt zu hupfen und zu tanzen ſchien. Hier flogen zwei Finklein durch das Gebuſch und ſuchten zwitſchernd ſich einander zu erhaſchen; dort ſprangen Knospen von einander und ein Paar Blättlein kamen heraus und legten ſich breit in die Sonne, als wenn ſie nimmer wieder weg wollten; hier zitterte ängelnd und blinkend ein Thautropfen an einer Grasſpitze und wußte nicht, daß ſchon unter ihm ein Möslein nach ihm dürſtete; dort ſchwärmten Fliegen in die Höhen, als wollten ſie weit über den

Wald hinaus, — und ſo war überall Bewegung und Leben und das Kind hatte ſeine herzige Freude daran. Es ſetzte ſich hin auf ein kleines Raſenplätzchen, über welches ein Nußſtrauch ſich wölbte, und dachte nun ſeine Freude ſo recht tropfenweis zu ſchlürfen. Zuerſt entfernte es noch einige Brombeerranken, die in der Nähe ihm mit ihren ſcharfen Stachelhaken drohten; dann bog es einige Aeſte, die ihm die Ausſicht zu ſehr verdeckten. Drauf ſchob es einige Steine weg, damit es ſeine Füße bequem aufſtellen konnte; und als es auch hiermit fertig war, beſann es ſich, was noch zu thun wäre, und als es nichts fand, ſtand es auf, um ſeine bekannte Libelle zu ſuchen, und ſie zu bitten, es doch wieder aus dem Walde in's Freie zu führen. Auf halbem Wege begegnete ſie ihm, und entſchuldigte ſich, daß ſie aus Ermüdung ſich heute verſchlafen habe. Das Kind dachte nicht an die Vergangenheit, und wäre ſie auch der vorletzte Augenblick geweſen, ſondern wünſchte jetzt nur, wie-

der hinaus aus dem engen Walde zu kommen, indem ſeine Bruſt hoch aufſchlug und es vermeinte, draußen freiern Athem ſchöpfen zu können. Die Libelle zeigte ihm, voranfliegend, den Weg bis an die letzten Hecken des Waldes, von wo aus das Kind ſein Hüttchen in der Ferne wahrnehmen konnte, und flog dann zu den Seinigen zurück.

13.

Das Kind trat hinaus auf das friſch bethaute Ackerfeld, von dem tauſend kleine Sonnen ihm entgegenblitzten und eine Lerche ſich wirbelnd emporhob. Die Lerche aber verkündigte die Freuden des kommenden Jahres, und erregte unendliche Erwartungen, dieweil ſie ſich kreiſend immer höher ſchwang, bis ihr Geſang endlich dem leiſen Geliſpel eines Engels zu vergleichen war, der im reinen Himmelblau mit dem Frühling ſelige Zwieſprache hielt. Das Kind hatte das erdfarbene Vöglein ſich emporſchwingen geſehen, und es kam ihm nun vor, als habe die Erde es aus ihrem Schooße entlaſſen, um der

Sonne ihren Jubel und ihren Dank darob zu verkündigen, daß ſie ihr wieder das ſtrahlende Antlitz in Liebe und Freundlichkeit zugewendet. Die Lerche aber wirbelte über den hoffnungsvollen Fluren ein fröhliches und helljauchzendes Lied, und ſang von der Lieblichkeit des Morgenrothes, und dem jugendfriſchen Spiele der erſten Sonnenſtrahlen, von dem luſtigen Hervorſpringen der Blumen und dem freudigen Aufſchießen der Fruchthalme, und das gefiel dem Kinde über die Maßen wohl. Aber ſie ſchwang ſich in ihren Kreiſen immer höher, und linder und leiſer ertönte ihr Lied, und ſie ſang von der erſten Wonne der Geliebten und ihrem tändelnden Koſen und Necken, von Luſtwandeln an Freundeshand auf ſonnigen, freien Bergeshöhen, und von froher Erwartung aus blauer, duftiger Ferne. Das Kind verſtand nicht recht, was es hörte, und hätte doch gerne verſtanden; denn es meinte nun ſelbſt in Erwartung wunderherrlicher Dinge zu ſeyn. Scharf ſah es dem unermüdlichen Vöglein nach

in die Höhe; aber das war verſchwunden im Dufte des Frühlings. Da wandte das Kind ſein Köpflein mit einer Seite nach oben, um zu lauſchen, ob der kleine Fruhlingsbote gar nicht mehr ſinge. Da vernahm es in verſchwimmenden Tönen, wie es ſang von der Sehnſucht nach dem heiteren Elemente der Freiheit, nach dem reinen allgegenwärtigen Lichte, — von den ſeligen Vorgefühlen der erſehnten Befreiung und von dem Ueberfließen in das Meer der göttlichen Wonne. — Noch lange horchte das Kind; denn die Töne des Geſanges trugen es hin, wo ſeine Gedanken noch nicht hinreichten, und es fühlte ſich glücklicher als je in dieſem leichten Emporfluge. Aber die Lerche kam jetzt raſch wieder herab, dieweil ihr Körperchen noch zu ſchwer war für den flüchtigen Aether, und ihre Flügel nicht ſtark und nicht groß genug geweſen für das reine Element. —

Da lachten die rothen Kornblumen das unſcheinbare Vöglein aus, und ſchrien einander und den ringsumherſtehenden

Fruchthalmen mit greller Stimme zu: „Nun ſeht ihr's ja, daß es nichts iſt mit dem Hochfliegen, und dem Streben nach der leeren Luft; da verliert man ſeine Zeit und bringt nichts als müde Glieder und einen leeren Magen mit zurück. Da wollte das gemeine, ſchlechtgekleidete Thierchen ſich über uns erheben und führte einen gewaltigen Lärm. Dafür liegt es nun auch am Boden und kann kaum mehr Athem ſchöpfen. Wir aber haben hübſch Fuß beim Mahl gehalten, und ſind verſtändigerweiſe bei der Wirklichkeit geblieben, und während der Zeit um ein Schönes dicker und größer geworden.“ Laut klatſchten die anderen kleinen Rothmäntel ihm Beifall, daß dem Kinde die Ohren davon gellten, und es ſie wegen ihrer hämiſchen Schadenfreude eben züchtigen wollte, als eine friſch aufgeblühte, himmelblaue Cyane mit ſanfter Stimme das Wort nahm, und alſo zu ihren jüngeren Geſpielinnen ſprach: „Laßt euch, ihr Lieben, nicht irre führen durch den Schein, und die Rede, die nur auf dem Scheine

beruht. Wohl iſt die Lerche ermüdet, und die Räume ſind leer, in welche die Lerche ſich aufgeſchwungen; aber nicht das Leere iſt es, was die Lerche geſucht hat und nicht leer iſt die Suchende zurückgekommen. Nach dem Lichte und nach der Freiheit hat ſie geſtrebt, und das Licht und die Freiheit hat ſie geprieſen. Die Erde und ihre Genüſſe hat ſie verlaſſen, dafür aber hat ſie auch reine Lebensluft getrunken, und hat geſehen, daß nicht die Erde, ſondern daß die Sonne das Feſtſtehende ſey. Und wenn auch die Erde ſie wieder herabgefordert hat, dann kann die Erde doch nur das Erdige an ihr feſthalten. Das Singende aber und das Aufſfliegende in ihr gehört ſchon der Sonne an, und wird dort eingehen in das Licht und die Freiheit, wenn die blöden Prahler ſchon längſt wieder in das dunkle Gefängniß der Erde werden hinabgezogen und begraben ſeyn.“ Und die Lerche vernahm die wohlwollende Rede, und neu gekräftigt ſchwang ſie von Neuem ſich hinauf in die heitere Bläue. Das Kind

aber klatſchte in die Händchen vor Freude, daß das Vöglein wieder aufgeflogen war, und die Kornblumen verſtummten und vor Schaam entfärbten ſich ihre rothen Geſichter.

14.

Und das Kind war wieder recht fröhlich geworden, und athmete wieder frei, und dachte nicht mehr daran, in ſein Hüttchen zurückzukehren. Ging doch nichts von Allem, was es ſah, zurück; vielmehr zog und ſtrebte Alles hinaus, oder hinauf — in's Freie; die roſigen Apfelblüthen aus der engen Knospe, wie die wirbelnden Lerchentöne aus dem engen Brüſtlein. Die Keime ſprengten die Flügelthüren des Saamens, und durchbrachen die Dämme der Erde, um an's Licht zu kommen; die Gräſer zerriſſen ihre Bande und eilten als Halme in die Höhe. Selbſt die Felſen waren weich geworden, und ließen kleine Flechten und Möslein ausgehen, zum Zeichen, daß auch ſie nicht ewig verſchloſſen bleiben wollten. Und die Blumen ſchickten Farben und Düfte aus in alle Welt, weil ſie ihr Beſtes nicht für ſich

behalten, ſondern das Echo ſeyn wollten der Sonne und der Sterne, die auch ihre Wärme und ihre Strahlen hinausſendeten in den Frühling. Aber auch manches Mücklein und Käferlein zerſchellte das drückende Wiegengrab, in dem es eingeſperrt lag, und kroch langſam und noch halbbetäubt aus der Hülle, entfaltete und ſchüttelte die zarten Flüglein, verſuchte ſie zu ſchlagen, und war ſchon geſtärkt, und that einen Flug in das Weite. Und wie die Schmetterlinge ſich prangend aus der Puppe emporſchwangen, ſo machte jede eingewinterte und verhüllte Sehnſucht und Hoffnung ſich frei und ſchiffte mit vollen Segeln hinaus in das laue und blaue und offene und fluthende Meer des Frühlings.

Erinnerung.

Was habt ihr ſüßen Töne mir zu ſagen,
Was regt das Herz ihr auf in allen Tiefen,
Erweckt Gefühle, die betäubet ſchliefen,
Und zwinget mich, zu weinen und zu klagen!
Wollt' ihr die Seele mit von hinnen tragen,
Soll wieder ſie die müden Himmelsſitt'ge prüfen,
Die noch von Thränen ſchwer durchnäſſet triefen,
Soll ſie den Flug zur fernen Heimath wagen?
O, laſſet nach, ihr milden Zauberklänge,
Das arme Herz ſo mächtig zu bewegen,
Damit der Sehnſucht Drang es nicht zerſprenge!
Frei ſchwebt ihr auf, Nichts ſtehet euch entgegen;
Dem Herzen, ach! fehlt in des Kerkers Enge
Nicht Wunſch, doch Kraft, — die Flügel neu zu regen.

Schmerzliches Erwachen.

Ich ſah im Traum die Liebe zu mir ſchweben,
Und fühlte bald der Sehnſucht Qual geſtillt; —
Sie war ſo ſchön, ſo hold, ſo frühlingsmild, —
Mir ſchien der Traum ein wonneſelig Leben!
Doch hatt' ich kaum ihr ganz mein Herz ergeben,
Da wacht' ich auf, und ihr bezaubernd Bild
War ſchnell von dichter Finſterniß umhüllt;
Mit ihr ſah ich den Himmel mir entſchweben!
So bildet oft auf ſtillem Wieſengrund
Ein Sonnenblick die wunderſchönſten Blüthen,
Und küßt ſie ſanft auf ihren Roſenmund.
Da bricht hervor der Stürme kaltes Wüthen,
Und ſchleudert hin, geknickt, auf harten Grund,
Die Blumen, die am lieblichſten erglühten.

Der Kindheit Freuden.

Als ich noch ein Kindlein war,
Hatt' ich viele Freude,
War ohn' Sorgen immerdar,
Lebte in die Weite.

Blümlein lachten ſtill mich an
Mit verliebten Blicken,
Und ich ſah in ſüßem Wahn
Sie mir freundlich nicken.

Vöglein ſprachen oft mit mir,
Ließen gern ſich ſehen;
Sagten auch Nichts fremdes mir,
Konnt' ſie wohl verſtehen.

Sternlein waren gar nicht fern,
Thäten lieblich winken,
Und ich glaubt', ſie wollten gern
Zu mir niederſinken.

Englein kamen auch herab,
Konnt' im Traum ſie ſchauen,
Zeigten über'm Blumengrab
Mir des Himmels Auen.

Aber nun ich größer bin,
Iſt die Luſt verſchwunden;
Schwer und trüb iſt Herz und Sinn,
Kann nicht mehr geſunden.

Blümlein jetzt verwelket ſteh'n;
Vöglein zogen dannen,
Sternlein, mir vorüber geh'n,
Englein's Träum' zerrannen.

Wiedergeburt der Liebe.

Verloſchen war die Luſt zu frohem Spiele,
Und lange ſchon die heitern Sänger ſchwiegen;
Wie Keiner mehr ſich konnte ſelbſt genügen,
So ſtrebten all' nach unbekanntem Ziele.
Da kam ein Gotteskind in Menſchenhülle,
Und, als vom Himmel es herabgeſtiegen,
Sah auf der Erde man die Liebe ſiegen,
Beſeligend durch göttliche Gefühle.
Als ſo die inn're Sonne aufgegangen,
Da ſchuf auch eine neue Welt des Schönen
Des Menſchenherz in dankbarem Verlangen.
Und wie in lichten Farben, zarten Tönen,
Auf ewig will ein höhrer Frühling prangen,
Wird Lieb' auch gern die höh're Liebe krönen.

Unendlichkeit der Liebe.

Unendlich iſt der Liebe Wirkſamkeit;
Ihr Walten hat nicht Anfang, hat nicht Ende,
Und nie erlöſchen kann die Luſt zur Spende,
Weil durch Beſel'gen wächſt die Seligkeit.
Gott ſelbſt verleiht uns ſeine Herrlichkeit,
Auf daß die Liebe Gegenliebe fände;
Und, daß der Menſch die Lieb' als Gott erkennte,
War an dem Kreuz zu ſterben ſie bereit.
So drängt zur Schöpfung liebendes Verlangen;
Es ſehnt ſich das Geſchöpf zu Gott zurück,
Und kann zum Ziel durch Liebe ſtets gelangen.
Wie All', was iſt, in Liebe ward empfangen,
Lohnt jeden Schmerz ſie durch ein ſchöner Glück,
Und ruht, geliebt, in ſeligem Umfangen.

Nach O. T. Runge.

Gottfried und Beate.

1. Advent.

Gottfried war Schullehrer zu Lindheim. Er hatte frühe ſeinen Vater, und noch vor ſeinem ſechzehnten Jahre auch ſeine innigſt geliebte Mutter verloren. Dieſer Verluſt und die Noth, durch welche er, ſchon als Knabe, in mancherlei drückende Verhältniſſe verſetzt wurde, hatten in ſeine Seele einen tiefen Zug von Schwermuth gegraben, der auch in ſeinen großen von langen ſchwarzen Wimpern beſchatteten Augen zum Vorſchein kam, wie wenn nach einem ſtürmiſchen Tage die Sonne, zwiſchen dunkeln Wolken und dem fernen Gebirge ſcheidend im Abendgolde hervorleuchtet. Doch hatten die vielfachen Bedrängniſſe, durch welche er ſich hindurch arbeiten mußte, bis er vor acht Jahren als Schullehrer und Organiſt zu Lindheim ein dürftiges Auskommen errungen, ſein Herz nicht verhärtet, ſondern es nur noch theil-

nehmender und mitleidiger gemacht. Mehr durch Beiſpiel als durch Lehre hatte ſeine Mutter ihm feſtes Vertrauen auf Gott, ſtille Ergebung in ſeine Rathſchlüſſe und ſich ſelbſtvergeſſende Liebe als die ſicherſten Führer zum unverbrüchlichen inneren Frieden gezeigt, und dieſe, und das im Sterben ſich verklärende Antlitz der Mutter, hatten, wie Schutzengel, ihn als reinen Jüngling zu ſeinem jetzigen Berufe hingeführt. Seinen kleinen Haushalt beſorgte ihm die alte Eliſabeth, die zwanzig Jahre bei ſeiner Mutter gedient und ſich ſo viel erſpart hatte, daß ſie Gottfried, an dem ſie hing, als wäre er ihr eigener Sohn, nun dienen konnte, ohne Geldlohn von ihm anzunehmen. Auch die Schulkinder hatten ihn bald ſehr lieb gewonnen, weil er den Unterricht zu beleben, und auszuſchmücken verſtand, über ihre Fortſchritte und ihr gutes Betragen aufrichtige Freude, wie über ihre Unarten Schmerz bezeigte, und gleichen Bedacht auf ihre Spiele, wie auf ihre Belehrung zu nehmen ſchien. Beſondere Anhänglichkeit

hatte ihm Beate, des Schulzen Ehrhard älteſtes Töchterchen gezeigt. Die armen Kinder zu beſchenken, Leidenden beizuſtehn und Jeden, der traurig ſchien, aufzuheitern war ſtets ihre eifrigſte, liebſte Angelegenheit. Darum war ſie auch die fleißigſte, und aufmerkſamſte Schülerin Gottfrieds, und ſelten kam ſie in die Schule, ohne ihm einige Blumen aus ihrer Eltern Garten oder auch eine ſchöne Frucht, die ſie von ihrem Vesperbrod ſich aufgeſpart hatte, darzubringen. Erheiterten ſich dann eine Zeitlang die Züge ihres Lehrers, ſo war ſie ſtill in ſich ſelig, und ihre Augen ſtrahlten vor Wonne. Mehr als einmal auch, wenn die übrigen Kinder ſchon nach Hauſe gegangen, und ſie ihn noch um dieſes oder jenes, was ihr im Unterricht unverſtändlich geblieben, gefragt, hatte ſie ihm zutraulich die Wangen geſtreichelt, und in ihrer unſchuldigen Gutmüthigkeit ihn verſichert, wie gerne ſie immer bei ihm bliebe, wenn ſie dadurch ihn für immer fröhlich machen könnte. Aber nun war ſie ſchon ſeit drei Jahren der Schule entwachſen,

und nur noch zweimal in der Woche hatte Gottfried ihr in ihrer Eltern Hause Unterricht im Clavierſpielen gegeben. Jede ſolche Stunde war für ſie ein Feſt geweſen; denn jedesmal noch war es ihr gelungen, durch Freundlichkeit und Späße, die ſie zu Hülfe nahm, ſeine anfängliche Schwermuth in frohe Heiterkeit zu verwandeln. Sie konnte ja nicht wiſſen, daß ihn jedesmal nur noch tiefere Wehmuth ergriff, wenn er von ihr wieder in ſeine Wohnung zurück gekehrt war, weil er nun überall diejenige vermißte, die ſich ſo tief in ſein Herz eingeliebt hatte, und doch, wie er ſich immer ſchmerzlicher wiederholen mußte, nun bald von irgend einem wohlhabenden jungen Mann würde heimgeführt, und ſo auf immer ihm entriſſen werden. Denn wie durfte er, der arme Schullehrer, nur irgend daran denken, um die Tochter des reichen Schulzen zu werben! Auch hielt er ihre zuvorkommende Freundlichkeit, ihre anſchmiegende, einſchmeichelnde Herzlichkeit nur für Aeußerungen ihres eingebornen Wohlwollens

gegen alle Menſchen, da er ſah, wie ſie gegen Alle, mit denen ſie umging, ſo liebreich war, und darum auch von Allen ſo herzlich geliebt wurde. Als ſie daher, — es war jetzt etwas über ein Jahr, — ſo fertig Clavier ſpielen konnte, daß ſie ſeines Unterrichtes nicht mehr bedurfte, da ſagte er es ihrem Vater, und nahm von nun an, ſo ſchwer es ihm wurde, nur an groſſen Feiertagen die Einladung des Schulzen, ihn zu beſuchen, an.

Seit dieſer Zeit war ſein liebſter — und bald ſein einziger Spaziergang der Weg, der aus dem Dorfe durch ein enges Wieſenthal auf die Trümmer des alten Schloſſes führte, das auf einem faſt ſenkrecht über Lindheim ſich erhebenden Schieferfelſen ſchon manchem Winterſturme trotzte. Von hier aus konnte er ungeſehen in den Garten des Schulzen, und auf das mit Rosmarin und mancherlei Blumen beſtellte Fenſter Beatens hinabſehen. Wenn dieſe dann gerade ihre Blumen begoß, oder ſtrickend, oder leſend, oder auch mit ihren Geſchwiſtern ſpielend im Garten verweilte, — dann glaubte

er in den offenen Himmel einzuſchauen, wo ein Friedensengel wandelte; dann ſog er ihren Anblick in ſeine Seele ein, und, ſich unendlich reich fühlend in ſeiner Einſamkeit und zugleich unſäglich arm in dem überſchwellenden Reichthume ſeiner Empfindungen, kehrte er, ſchmerzlich ſelig, in wonniger Wehmuth zu ſeiner alten Eliſabeth zurück, die ihm dann oft den wohlgemeinten Rath an das Herz legte, ſich unter den Nachbars-Töchtern nach einer erheiternden Lebens-Gefährtin umzuſehen. Fragte er dann wohl mit, ihr zu Lieb, erzwungenem Lächeln, auf wen er denn, ihrer Meinung nach, ſein Augenmerk richten ſolle? Dann war jedesmal die ſchnelle Antwort: „je nun, auf wen denn anders, als auf des Schulzen feines Töchterlein"; denn, weil ihr Gottfried über Alles lieb war, ſo meinte ſie, jeder Menſch, der ihn kenne, und darum auch Beate und ihre Eltern, mußten ihn allen Anderen vorziehn. Ihm waren dann ſchon, wenn das Herz ihm gar zu voll war, die Worte entſchlüpft: „Ja, mit Beaten hätte ich den Himmel auf Erden. —"

Beate aber war in dieſem Jahre um vieles ſtiller und ernſter geworden, was ihre Eltern dem reiferen Alter zuſchrieben, und immer blieb ſie nun Sonntags in der Kirche, bis Gottfried ſein Nachſpiel auf der Orgel geendigt hatte, wo ſie dann, beim Fortgehen ihm begegnend, ihn mit aller ihrer Freundlichkeit begrüßte. Auch fand ſie ſich jedesmal weit mehr durch ſein Spiel, als durch die ſchönſte Predigt, erbaut; denn er ſpielte ihr ſo recht aus der Seele, und für jedes ihrer beſten Gefühle fand ſie in ſeinen Harmonien einen reinen, ja verſchönernden Wiederklang. Darum freute ſie ſich auch die ganze Woche hindurch auf den Sonntag, und nur in der Kirche war es ihr jetzt ganz heimiſch zu Muthe. Es that ihr zwar im Herzen weh, wenn ſie in ſeinem Spiele und beim Weggehen auch in ſeinem Blicke immer wieder den alten ſchwermüthigen Zug bemerkte; doch that das Weh ihr auch wohl, weil es im Tiefſten ihres Herzens einem Gleichklang entſprach, und ſie durch ſeine ſtille Traurig-

keit bei ſich ſelbſt die lebhafteſte Theilnahme an allem, was ihn betraf, ſich rechtfertigen konnte.

So war beinahe ein Jahr dahin gegangen, als zu den nahen Chriſtfeiertagen Berthold, ein reicher Vetter des Schulzen, mit ſeinen drei Söhnen nach Lindheim auf Beſuch kam. Karl, der älteſte jener drei, noch nicht fünfundzwanzig alt, war ſchon Hauptmann; Heinrich und Theodor, ſeine beiden Brüder gingen noch zur Schule. Aber ankommen, Beaten, mit der er als Knabe ſo oft und ſo gerne geſpielt hatte, wiederſehen, wie ſie zur ſchlanken Lilie aufgeblüht, wie ſie lieblich, und von allen geliebt, eine aufſtrebende Palme von der Morgenſonne beglänzt, Frieden und Freude um ſich her verbreitete, und nur ſie mehr ſehen, und, ganz in ſie verloren, ſich ſagen: „ſie muß die Meinige werden“! dies Alles war Sache nur weniger Augenblicke. Karl war ein fröhlicher, leicht beweglicher Naturmenſch, dem ſein ſehr einnehmendes Weſen, ſchon angekündigt durch angenehme Geſtalt, und eine blühende Jugendlichkeit

überall eine zuvorkommend freundliche Aufnahme bereiteten. Gutmüthig bis zur Selbstaufopferung, wenn die Wallungen seines Herzens ihn dazu antrieben, dann wieder leichtfertig und gleichgültig gegen fremdes Weh, ließ er vom Leben sich hinreißen, statt, mit Besonnenheit es zu beherrschen, und es zum menschlich schönen Kunstwerke zu gestalten. Schon am folgenden Tage bat er seinen Vater, bei Ehrhard um Beaten anzuhalten, und der alte Berthold, freudig überrascht, daß sein Sohn einen so soliden Entschluß gefaßt habe, säumte nicht sein Anliegen dem vieljährigen Freunde zu eröffnen. Ehrhard, gewöhnt, Nichts irgend Bedeutendes ohne Berathung mit seiner wackeren Ehehälfte, noch ohne ihre Zustimmung zu beschließen, versprach, den erfreulichen Antrag mit seiner Frau in Ueberlegung zu nehmen, und ihm schon am folgenden Tage, was sie beschließen würden, mitzutheilen. Für heute Nachmittag wurde, da die Sonne ungewöhnlich milde schien, ein Spaziergang auf die alte Burg verabredet, von welcher man an heiteren Tagen, auch im Winter,

— beſonders nach Süden hin, eine reizende Ausſicht genoß. Denn in's Unabſehbare hin zog ſich eine breite fruchtbare Ebene, auf beiden Seiten von vielhäuptiger Bergkette begränzt, in der Mitte von einem majeſtätiſchen Strome durchſchlängelt. Entlaubt ſtanden zwar die Bäume und Geſträuche, alle Blätter- und Blüthenluſt hatten ſie ſorgſam in die enge, glänzende Knospen verſteckt; denn für wen ſollten ſie grünen und blühen auf der verödeten Flur? Nur die Wieſen grünten noch, und die Winterſaat keimte empor, damit die Menſchen auch jetzt noch heitere Frühlings-Hoffnung — aus dem Anblick des unverwelklichen Erdengrüns ſchöpfen möchten, wie des Himmels blaues Auge ihnen ſtets Gottes Treue verſichern, und ſelige Befreiung für künftig verheißen will. Auch Gottfried zog der milde Sonnenſchein, der durch den alten Lindenbaum vor ſeinem Häuschen, und durch die runden, von Eliſabeth ſehr hell gehaltenen, Fenſterſcheiben in ſein freundlich geordnetes Wohnſtübchen weit hinein reichte, — ins Freie,

und hinauf auf ſeine alte Burg. Er ging und athmete tiefer auf, als er hinaus trat; denn gewiß ſah er heute Beaten im Garten, oder am offenen Fenſter. Aber auch die Nähe des Chriſtfeſtes regte ihn im Innerſten auf, und lockte einen reichen Blumenflor von Erinnerungen aus fernen ſeligen Kindertagen, von Gedanken an die hohe Bedeutung des Feſtes, und von ſeligen Träumen in die unendliche Zukunft hervor. Schafft doch die Phantaſie um ſo freier, und darum ſo beſeligender in uns, je ärmer wir ſind, je weniger ſie durch ſchon vorhandene Schöpfungen in ihrem Flügelſchlage gehemmt und beſchränkt wird. — Sinnend und träumend, bewegt und doch befriedet, voll Liebe und Glaube, ſtill hoffend, und zugleich ergeben und ſchmerzlich gelaſſen, erſtieg er langſam die Burg, und ging dann raſch durch den, mit Gras bewachſenen, Vorhof, über halbverſunkene Quaderſteine, — vorbei an den hohläugigen, mit verdorrtem Epheu umrankten Trümmern, bis auf die vorſpringende Ecke des Felſens, von welchem er

in ſein gelobtes Land, — in den Garten Beatens, — hinab ſehen konnte. — Er ſah Niemand; Alles war ſtill, auch nicht das leiſeſte Geräuſch ſtieg zu ihm aus dem Gehöfte des Schulzen, und doch ſchien die Sonne ſo lieblich, und die Luft war ſo lau, als gedächte die Natur ihrer ſeligſten Tage, — oder vielmehr als ſchlüge ihr Herz lebhafter in freudiger Ahnung des göttlichen Kindes, durch deſſen Geburt ſie verklärt, und ihre Menſchheit von Neuem, und nun auf ewig mit dem Himmel verbunden werden ſollte.

Ueber das ganze Land war ein ſtiller Frieden gebreitet, und der blaue Duft in welchem die fernſten Berge zum Himmel aufzuduften ſchienen, rief, wie im Frühling, die innigſte Sehnſucht in Gottfried's Herzen hervor. Es war ſo voll; es wäre auch ſo gerne übergefloſſen in den reinen Himmel eines verwandten Herzens. Tiefſeufzend ſchaute er in die unendliche Ferne, dann wieder hinab in den freundlichen Garten, in welchem die Blumenfelder ſo zierlich von beſcheidenen Buchsſträuchlein

eingefaßt ſtanden; aber immer noch fand er nicht, wonach er mit ganzer Seele verlangte; — er ſah den Engel nicht, deſſen Anblick ihm allein hätte Ruhe geben können. Da überwältigte ihn endlich die Sehnſucht, und die Arme nach ihr hinbreitend, rief er laut: „Ach Beate! Beate, — wo bleibſt du ſo lange!“ — Und, ſiehe! um die nahe Mauerecke hüpfte Beate hervor, laut rufend: „Da bin ich ja ſchon!“ — „Beate!“ rief Gottfried, wie vom Blitze getroffen, und konnte mehr nicht über die Lippen bringen, „Gottfried?“ antwortete halb fragend, halb ausrufend, befremdet und überraſcht, froh und doch ein wenig erſchreckt, Beate, und reichte Gottfried, wie immer, herzlich und freundlich die Hand. Und ſie ſchauten einen zeitloſen Augenblick lang, ſich einander in's Auge, — und Jedem von Beiden war eine neue, beſeligende Sonne für ſein Leben aufgegangen. Wie ſie früher einander geahnet, erhofft und erſehnt, und, ohne es zu wiſſen, ineinander verwurzelt, ſo hatten ſie nun mit einem-

male ſich gefunden, erkannt, und zu einem einzigen untrennbaren Weſen geeinigt! Die Sonne liebäugelte ſie an; eine linde Oſtluft umwehte ſie, und in wunderbarer Feier wogten und zitterten die zwei jungfräulichen Herzen. — Da erfaßte zuerſt ſich wieder Beate und ſagte, mild lächelnd, und mit einem innigen Blicke, der dem Mißverſtehen ihrer Worte, — oder vielmehr ihrem Verſtehen vorbeugen ſollte, zu Gottfried: „Ich glaubte, — mein Vetter habe mir gerufen. — Wir ſind mit den Eltern den Burgweg hinaufgegangen; da habe ich mit ihm gewettet, daß ich auf dem ſteilen Fußſteige ſchneller hinauf komme, als er auf dem bequemeren Fahrwege! Und ich ſehe, ich habe gewonnen!“ Gottfried war überſelig; er ſuchte ſich zu faſſen, ſuchte nach Worten in ſeiner wonnetrunkenen Seele; aber ehe er zu ſich noch geſammelt hatte, ſprang der Hauptmann hinter den Burg-Trümmern hervor und rief: „Du haſt gewonnen, liebe . . .“ da ſah er Gottfried, der noch die Hand Beaten's hielt,

und befremdet, ärgerlich und faſt zürnend, — konnte er das „Beate“ nicht mehr ausſprechen; hochroth färbten ſich Stirne und Wangen, und aus ſeinen Augen ſchoß ein verzehrender Blick auf den jungen Mann, der die Hand derjenigen hielt, die er doch als die Seinige, als ſeine Braut anſehen zu können glaubte. Beate ſah lächelnd ihren Vetter an, und ſagte, indem ſie ihm Gottfried zuführte: „Unſer Herr Schullehrer,“ und ſetzte mit Nachdruck hinzu: „mein Lehrer; Herr Gottfried.“ Dann, zu dieſem ſich hinwendend, und auf Karl hinweiſend: „Mein Vetter, Herr Hauptmann Berthold.“ Und ſchon kamen auch Karls und Beatens Geſchwiſter herbeigeſprungen, und bald folgten ihnen Ehrhardt, ſeine Frau und der alte Berthold. Sie begrüßten freundlichſt den Schullehrer, und luden ihn ein, den heutigen Nachmittag mit ihnen zuzubringen; ein guter, alter Rheinwein und ein kräftiges Vesperbrod ſeyen ſchon im Anzuge, und ſo wollten ſie, ſo gut ſie könnten, ein rit-

terliches Gelag auf der alten Burg feiern. Indeſſen hatte der Hauptmann Beaten neckend bei der Hand fortgezogen, und ſtand in der Ferne, vertraulich und leiſe, und faſt, wie Einer, der ein Recht über ſie habe, mit ihr ſprechend. Gottfried ſah es, und eine ſchmerzliche Beſorgniß ſtieg in ihm auf. Er fühlte, daß er nicht in die Fröhlichkeit der Geſellſchaft würde einſtimmen können, gab dringende Schularbeiten vor und beurlaubte ſich bei dem Schulzen. „Dienſt geht Allem vor, ſelbſt den Bitten der Freunde," ſagte dieſer, „aber in keinem Falle, ſetzte er traulich hinzu, dürfen ſie am Weihnachtabend bei uns fehlen. Sie haben noch in jedem Jahre Alles ſo ſinnreich angeordnet, und den Chri[illegible]ben ſo ſchöne kernhafte Sprüche in den Mund gelegt, daß meine Frau und ich, — daß wir alle wahrhaft davon erbaut worden ſind!" — „Ja ſie dürfen nicht fehlen," rief Beate, die hinüber gelauſcht hatte, Gottfried zu, und er verſprach zu kommen, und — ſchied — mit gepreßtem überwältigtem Herzen.

Wenn Jemand in dunkler Sommernacht ruhig dahin geht und plötzlich die Wolken ſich über ihm theilen, und Himmel und Erde in prachtvollem faſt blendendem Lichtglanz vor den Augen ſich ausbreiten, aber blitzſchnell wieder verſchwinden, und noch tiefere Nacht ihn umhüllt, und dumpfe Donner über ſeinem Haupte drohend dahin rollen, ein ſolcher kann ahnen, was Gottfried empfand, als er nun einſam zu ſeiner Wohnung zurück ging.

Was er zu hoffen nie gewagt hatte, das ſchien ihm gewährt; und doch, — was er mit aller Inbrunſt ergriffen, was ihm zur heiligſten Gewißheit geworden, das erſchien ihm nun wieder faſt nur als ein ſeliger Traum, aus dem die rauhe Hand der irdiſchen Wirklichkeit, die ſchon ſo oft, und ſo hart ihn gedrückt, auch jetzt ihn wieder herausgeriſſen! Und doch hatte er in ihr himmelklares Auge geſchaut aus welchem ihr liebreiches, unſchuldiges Herz in ſeiner heitern Wahrhaftigkeit ihm ohne Rückhalt entgegengekommen! — Wie

aber das Benehmen des Hauptmanns, ſeine leidenſchaftliche Bewegtheit, wie Beatens anſcheinliche Nachgiebigkeit gegen denſelben ſich erklären? — Er konnte zu keiner Ruhe, zu keinem Abſchluß mit ſich ſelbſt gelangen. Kaum nach Hauſe gekommen, trieb es ihn wieder hinaus, und Eliſabeth wurde ſehr bekummert, als er, ſpät zurückgekehrt, doch das Abendbrod faſt unberührt ließ. Die ganze Nacht konnte er kein Auge ſchließen. Ermüdet von den auf und abwogenden Gefühlen, von den raſtlos einander beſtreitenden Gedanken, ſtand er am andern Tage ſchon frühe auf, und die Bläſſe ſeiner Wangen, die tiefere Schwermuth, die aus ſeinen Augen hervorleuchtete, die ausweichende Antworten, die er der, mütterlich um ihn ſich bemühenden, Eliſabeth auf ihre Anfragen gab, flößten dieſer ernſtliche Beſorgniſſe ein.

Auch Beate hatte in dieſer Nacht wenig geſchlafen. Als Gottfried ſie geſtern Nachmittag auf dem alten Schloſſe verlaſſen, hatte ſie zum erſtenmale in

ihrem ſtillen Leben ſich in zwei Weſen getheilt empfunden, deren eines mit Gottfried dahin ging, während das Andere mit Schmerzen zurückbleiben mußte. Der Hauptmann wich nicht mehr von ihrer Seite, und wußte in immer neuen Wendungen und Verblümungen, die eben ſo ſchwer abweislich, als leicht verſtändlich waren, — ihr zu ſagen, wie liebenswürdig ſie ſey, und wie ſo unendlich er ſie liebe. Sie vermied zwar ſorglich, ſich allein mit ihm zu finden; aber auch im Kreiſe der Ihrigen drückte, beunruhigte, beängſtigte ſie faſt ſeine Nähe. Sie fühlte, daß er ſie durch die Gewalt ſeiner Leidenſchaft zu ſich hinreißen, daß er ihre Gegenliebe gleichſam erobern wolle. — Ihr Vater, der ſonſt auch in Geſellſchaft zu den Fröhlichſten gehörte, ſchien auch nachdenklich zu ſeyn. Er liebte ſeine Tochter auf das Innigſte, ohne daß es ihm noch zum klaren Bewußtſeyn gekommen war. Jetzt, wo man ſie von ihm weg in die fremde Welt führen wollte, fühlte er, wie ſie feſt in ſein Vaterherz einge-

wachsen war. Seine Frau, die ihn wie sich selbst kannte, und ihn mehr wie sich selbst liebte, bemerkte bald seine Nachdenklichkeit, und wurde hierdurch auch einsilbig. So konnte die Freude, unter ihnen nicht heimisch werden, und der liebliche Nachmittag, der den Befriedeten zum Feste geworden wäre, erschien der Gesellschaft bald nur als ein trüber, fröstlicher Wintertag. Sie verweilten nicht mehr lange auf der Burg, und trösteten, im Fortgehen, sich auf den traulichen Abend am geselligen Kamin. — Aber sie brachten auch hierhin ihre Stimmungen mit, und schon frühe gingen sie ermüdet von den Anstrengungen, fröhlich zu seyn, und mit den Versicherungen, wie sehr sie sich auf Morgen und die Christtage freuten, zur Ruhe.

Im Schlafgemache nun war es, wo Vater Ehrhardt, erst wenn er vor dem angeerbten großen Himmelbette mit seiner Frau ein kurzes, aber kräftiges Abendgebet verrichtet hatte, hier war es, wo er die bedeutenderen Familien-Angelegenheiten

mit ihr zu beſprechen pflegte. Sie war nicht wenig betroffen, als ſie hörte, daß man um ihre Beate angehalten habe. Beate war die Seele des Hauſes, die Sonne der ganzen Familie. Doch meinte Frau Ehrhardt, auf gute Verſorgung ihres Töchterchens bedacht, und ſchon die lieblichen Enkel im Geiſte auf ihrem Schooße wiegend, daß der Antrag des Vetters nicht füglich abgewieſen werden könne; Karl ſey ſchon Hauptmann, ſey reich, wohlgebildet, und gewiß auch brav; — — kurz, — nach einigem Hin- und Herſprechen kamen ſie überein, am nächſten Morgen Beaten um ihre Einſtimmung zu fragen.

Beate war in dieſer Nacht aus einem fröhlich ſpielenden Kinde zur ſinnigen Jungfrau geworden. Wie die Roſenknospe, die einmal die zarten Lieder aufſchlagend, der Sonne in das liebſtrahlende Auge geſchaut, ſich nicht wieder verſchließt, ſondern in ſüßen Düften das ſelige Geheimniß ihres Herzens offenbart, ſo war Beate durch Gottfried's reine

Liebesflamme zum Bewußtſeyn ihres verborgenſten Lebens gekommen, und der Sturmwind der Leidenſchaft hatte durch Karl ſie völlig zur wachſten Beſonnenheit aufgerufen. Sie wußte ſich in Gottfried vollendet; ſie konnte nichts mehr wollen, was ſie von ihm entfernt hätte; ſein Wohl war das ihrige geworden. Doch überraſchte es ſie nur wenig, als bei dem Morgengruße, den ſie den Eltern, wie gewöhnlich, brachte, dieſe ihr den Wunſch des Vetters, dem ſie ihre Zuſtimmung nicht verſagen zu können glaubten, eröffneten. Aber wie erſtaunten die Eltern, als ihr kindlich zartes Töchterlein beſcheiden, aber mit feſter ruhiger Beſtimmtheit, ihnen erklärte, daß ſie nie des Hauptmanns Gattin werden könne! Dem Vater war zwar wie ein ſchwerer Stein vom Herzen gewälzt, als ihm Beate hiermit gleichſam wieder geſchenkt war; doch drang er zugleich mit der Mutter in ſie, Ihnen die Gründe dieſes, ſo reif ſcheinenden Entſchluſſes anzugeben. Beate erwiederte, daß ſie eine Abneigung

gegen den Stand habe, dem Karl angehöre, noch mehr aber gegen das leidenschaftliche Weſen, das ſie an ihrem Vetter bemerkte. Da entgegnete ihr die Mutter, den Militairſtand könne Karl ja verlaſſen; — ſein leidenſchaftliches Benehmen aber ſey doch wohl nur der Ausdruck ſeiner heißen Liebe zu ihr. Beate fühlte, daß ſie der Mutter nicht viel Triftiges darauf zu antworten habe, erröthete, mußte, vielleicht zum erſtenmale in ihrem Leben, die Augen vor ihr niederſchlagen, und ſchwieg in leicht merkbarer Verlegenheit. Die Eltern ſahen einander befremdet und fragend an, und der Vater nahm zutraulich Beaten bei der Hand, zog ſie zu ſich heran, und mit der andern Hand ihr halb geneigtes Köpfchen ſanft bei dem roſigen Kinne aufrichtend, ſagte er mit weicher Stimme zu ihr: „Und haſt du, mein liebes Beatchen, keinen anderen Grund, um des Vetters Werbung abzulehnen?“ Da fühlte er, wie ihre Hand plötzlich kalt wurde, Lilien-Bläße überzog die eben noch hochblühenden Wangen; —

ſie zögerte einige Augenblicke; dann aber auch die andere Hand des Vaters faſſend und ſie innig drückend, geſtand ſie ihm, daß ſie nur mit Gottfried glücklich werden könne; weil nur mit ihm ſie aus ganzem Herzen und ganzer Seele übereinſtimme. Die beiden Eltern waren betroffen; die Stirne des Vaters überzog eine Wolke ſtrengen Ernſtes. Mit faſt ungehaltener Stimme, fragte er Beaten, ob denn Gottfried um ihre Liebe geworben, ob er ſich erkühnt habe, ihr ſeine Neigung zu offenbaren? — Beate, die jetzt nicht mehr an ſich, ſondern nur an Gottfried dachte, den ſie unſchuldig verdächtigt ſah, gewann wieder Muth; ihr Antlitz heiterte ſich auf; ſie freute ſich, nun erzählen zu können, wie zurückhaltend und beſcheiden er ſich ſtets gegen ſie benommen habe, ſo daß ſie bis auf den geſtrigen Tag nichts von ſeiner Neigung zu ihr gewußt, und auch geſtern nur der Zufall, — den ſie nun kurz berührte, — ſie in ſein Herz habe einſchauen laſſen. — Die Eltern fanden ſich nun ihrerſeits in groſſe Verlegenheit

verſetzt; denn auf ſolche Eröffnungen waren ſie nicht vorbereitet. Sie wollten die Sache miteinander überlegen; Beate möge jetzt hinab gehen, das Frühſtück für ſie Alle anzuordnen.

Beate war ſehr bewegt; die Zögerung der Eltern machte ſie furchtſam. Ehe ſie ſich zu den Gäſten begab, trieb es ſie hinaus in den Garten, um ihrem gepreßten Herzen Luft machen zu können. Wie erſchrak ſie, als Karl ihr gleich am Eingange entgegenſprang, einige, noch unter den dürren Blättern hervorgeſuchte, Blumen ihr darreichte, und, ſie bei beiden Händen faſſend, ihr ohne daß ſie es abwehren konnte, einen Kuß auf die Stirne drückte, dabei ausrief: „ach, liebes, herzliebſtes Bäschen, — wie habe ich nach ihnen verlangt! Ich habe die ganze Nacht in einem Zuge von ihnen wachend geträumt. Es iſt vorbei mit mir, ich übergebe mich Ihnen auf Gnade und Ungnade, . . . ach nein, nicht auf Ungnade, nur auf Gnade wollte ich ſagen, ja auf Gnade, Gnade, Gnade!“ als wollte

er damit die Ungnade aus dem Reiche der Möglichkeit austilgen. Dabei hielt er ſie feſt, ihre Antwort, — das Wort der Gewährung mit dürſtenden Blicken von ihren Lippen erſehnend und erwartend. — Da flog es wie ein Lichtſtrahl durch Beatens geängſtigte Seele: „die Wahrheit wird euch frei machen!“ und ſie faßte ſich, — ſah ihrem Vetter ruhig in's Auge, nahm ihn freundlich bei der Hand, und ſagte mit jener ihr eigenen kindlichen und hingebenden Offenheit zu ihm: „Sie ſind mir ſehr gut, lieber Vetter! Das ſehe ich, und ich weiß es auch von meinen Eltern, die mir es ſo eben geſagt haben; darum darf ich auch ſchon eine recht große Bitte an ſie thun, und — wenn Sie mir wirklich ſo recht von Herzen gut ſind, ſo werden Sie mir ſie auch gewähren!“ — Dabei trat die lieblichſte Freundlichkeit, innig bittend, ihr in's Auge, und Karl, der ſie nun zum erſtenmale in ihrer vollen, unwiderſtehlichen Seelenſchönheit ſah, vergaß ſich ganz, um ganz, in ihren ſüßen

Zauber ſich zu verſenken. Aber Beate ſagte nun mit dem Ausdrucke der reinſten Herzlichkeit zu ihm: „Lieben Sie mich wie ihre Schweſter, wie ihre einzige Schweſter, und ich will Sie ſo lieb halten, wie meinen liebſten Bruder!“ — Karl, der ſeine heiße Liebe für unwiderſtehlich gehalten hatte, war wie von einem Blitze aus blauem Himmel durchzuckt; er konnte kein Wort hervorbringen; denn für einen Augenblick war ſeine Denkkraft wie gelähmt. Eben noch hatte er ſich im Paradieſe mit einem Engel an ſeiner Seite geträumt; — der Engel ſtand noch vor ihm, — aber mit einem flammenden Schwerdte in der Hand, und das Paradies ihm auf immer verſchließend. Ein heftiger Schmerz durchzitterte ihn. Beate, die in ſeinen Zügen las, was in ſeinem Innern vorging, ſagte mit der liebreichſten Theilnahme zu ihm: „Ach! lieber Vetter! nicht wahr, Sie ſind doch nicht böſe auf mich, daß ich ſo offenherzig mit Ihnen geſprochen habe. Aber ich konnte ja nicht anders; ich darf ja nicht glau-

ben, daß Sie mich unglücklich ſehen wollten!“ Sie ſprach dies mit ſo rührender, gutmüthiger Aufrichtigkeit, daß Karl im Herzen wie umgewendet wurde, und, wie er bis hieher nur an ſeine eigene Glückſeligkeit gedacht, er jetzt nur mehr daran denken konnte, wie er Beaten beruhige, und den Stachel des Schmerzes aus ihrem liebevollen Herzen nehme. — Kann der Mordblick giftiger Schlangen die armen unſchuldigen Vöglein bezaubern, ſo hat unendlich mehr Macht noch der flehende — oder auch ſtrafende Engelsblick der reinen, liebenden Unſchuld. — „Wohlan denn — es ſey, rief Karl jetzt aus; — Sie ſollen's erfahren, daß ich nur Sie glücklich zu ſehen wünſche! Aber meine Schweſter ſind ſie nun, und ich ihr Bruder, ſo lange noch ein Blutstropfen in meinem Herzen quillt!“ — Und ein inniger Kuß, zu welchem beide zugleich ſich hinneigten, beſiegelte den ſchönen Bund. —

Da ſprang die jüngere Schweſter Beatens herbei, und beſchied ſie zu den

Eltern, die noch oben im Schlafzimmer ſeyen. — Beate eilte hinauf, und trat mit dem fröhlichen Ausrufe ein: „Er will mich ja nicht, — er hat mirs ſelbſt geſagt!“ — „Wer denn?“ fragte erſtaunt der Vater. „Je nun, wer denn anders, als Karl,“ erwiederte Beate. „Auch wir,“ verſetzte nun jener mit mildem Ernſte, „auch wir hatten beſchloſſen, daß du nicht gegen deinen Willen die ſeinige werden ſollteſt. Dagegen erwarten wir aber auch von dir das Verſprechen, keinem Anderen gegen unſeren Willen deine Hand zu geben.“ — Ach, wie kann ich denn, erwiederte zärtlich Beate, etwas thun, was euren Wünſchen, liebſte Eltern, zuwider wäre!“ —

Sie gingen hinab zu den Verwandten, und wenn auch der alte Berthold, als ihm das Beſchloſſene in wenigen Worten mitgetheilt wurde, zunächſt etwas ernſt, und Karl etwas ſtill und nachdenklich ſchien, ſo wurden doch beide gar bald von der ungetrübten, wohlwollenden Fröhlichkeit Beatens, die nun ganz ſich ihr

ſelbſt wiedergegeben fand, und darum auch ganz ſich den andern hingeben konnte, in die heiterſte Stimmung verſetzt, und die Stunden tanzten ſpielend an ihnen vorüber. —

Nicht ſo dem armen Gottfried. Er war nach faſt ſchlafloſer Nacht, um von der friſchen Morgenluft ſich beruhigen und ſtärken zu laſſen, hinausgegangen, — und, wo anders hin, als auf die ihm nun ſo lieb und ſo leid gewordene Burg. Hier wollte er den Silberblick ſeines Lebens noch einmal in ſeiner unausſprechlichen Herrlichkeit an ſeiner Seele vorübergehen laſſen! — Mit welchen ſüßſchmerzlichen Gefühlen betrat er die geweihte Stelle! — Da ſah er hinab in den Garten ſeiner Liebe; — — da ſtand Beate, — Hand in Hand mit Karl; — eine lange Umarmung folgte! — Wem ſoll ich das Entſetzen, den furchterlichen Sturm ſich einander verdrängender Feuerqualen in Gottfrieds Herzen beſchreiben? — Wer ſchon Aehnliches erfahren, der weiß, daß ſie unſäglich ſind, weil das Herz in ſich

ſelbſt gebrochen wird. Wen aber freundliche Sterne an ſolchem Schmerzensabgrund vorüber geleitet haben, dem würden wir Unglaubliches ſagen. Wie vernichtet ſtand Gottfried, feſt gewurzelt auf den feuchtmooſigen Trümmern, — auf den Trümmern ſeines Himmels! Beate war ſchon längſt verſchwunden, ehe er ſich nur einigermaßen aus der Zerſcheiterung ſeines Innerſten ſammeln konnte. Dann wandte er ſich um — zur geſpenſtiſch-verödeten Burg, und ging, wie ein Nachtwandler, mechaniſch und abweſend, langſamen Schrittes den Berg hinab.

Indeſſen war die alte Eliſabeth auf den Markt gegangen, und hatte von einem der Dienſtboten aus des Schulzen Hauſe als eine zuverläſſige Neuigkeit gehört, daß Fräulein Beate und der Herr Hauptmann ſo gut wie verlobt ſeyen; — „ich ſelbſt," hatte die Dienſtbote hinzu geſetzt „habe aus einem Fenſter der Küche geſehen, wie ſie einander recht herzlich geküßt haben; das dürfte doch ein bloßer Herr Vetter nicht thun, und unſer him-

meinen Beatchen kann ſo etwas nur ihrem Bräutigam geſtatten.“ — Darüber hatte Eliſabeth alle weiteren Einkäufe, die ſie machen wollte, vergeſſen, und an jeder weiteren Unterhaltung, auf die ſie ſich aus ihrem engen Stüblein heraus ſtets Tage lang freute, alle Luſt verloren. Es drückte ſie nach Hauſe zu ihrem Herrn, den ſie, als habe ihn der härteſte Verluſt getroffen, tröſten zu müſſen meinte. — Kaum hatte ſie ihren leicht befrachteten Marktkorb in der kleinen Küche niedergeſetzt, als auch Gottfried herein trat. Er ſah ſehr blaß und etwas verſtört aus. Eliſabeth bemerkte es gleich bei ſeinem Eintritte, und, ihre Haſtigkeit möglichſt dämpfend, ſagte ſie ganz langſam und ſänftlich zu ihm: „Ach beſter Herr Gottfried! Sie haben gewiß auch ſchon gehört, daß unſer liebes Mamſellchen,“ — ſie meinte, er müſſe wiſſen, wen ſie damit bezeichnen wollte, — „nun von einem Anderen heimgeführt wird! Wie oft hab' ichs Ihnen nicht geſagt, daß ſie darum anhalten möchten? Sie

hätten ſie gewiß bekommen! Sind ſie nicht auch ein hübſcher, freundlicher, junger Herr, von guten Eltern und gewiß frömmer und beſſer als jener Herr Hauptmann; man weiß ja, wie's die jungen Herrn Offiziere machen . . .;" ſie hatte noch außerordentlich viel auf dem Herzen, was ſie gerne auch über die Lippen gebracht hätte; aber Gottfried war diesmal ſeine gewöhnliche Langmuth bald ausgegangen; „Laß ſie das nur, Eliſabeth! Geh ſie jetzt lieber gleich zum Herrn Trautmann, ehe er ausgeht; ich erſuchte ihn, heute Morgen die Schule für mich zu halten." — „Es fehlt Ihnen doch nichts? Sie ſehen gar ſo bleich aus; wollen ſie nicht vielleicht eine Taſſe Lindenblüh-Thee zu ſich nehmen; der erwärmt und beruhigt zugleich?" „Es wird mir auch ohne Thee ſchon beſſer werden; geh ſie jetzt nur, meine gute Eliſabeth." — Sie ging und er verſchloß ſich in ſein Zimmer. —

Was er hier gelitten, gearbeitet, gerungen mit ſeinen Schmerzen, beſchloſ-

ſen und wieder verworfen, fünf lange Stunden hindurch, — hat Gott geſehen und aufgezeichnet, zu dem er mit bitteren Thränen gefleht, — von dem allein er Hulfe erwartete. Wenn auch unſer Liebſtes auf Erden uns verläßt, wo ſollen wir dann hinfluchten, um Ruhe fur das mude Haupt, und Balſam für das blutende Herz zu finden, als zu unſerem ewigen Vater, der alle Unendlichkeiten mit ſtrahlenden Welten beſät, aber ſeinen höchſten Himmel in dem liebgläubigen Herzen ſeiner Kinder, der ſeine heiligſte Seligkeit im Tröſten der Bedrängten, und in Befriedung der Geängſteten, wie im Vertrauen der Leidenden, und in der Reue des Verirrten findet. — Auch Gottfried kam allmählig zu einiger Ruhe, und als er endlich mit zerdrücktem Herzen in das, was ihm unabwendlich ſchien, ſich ergeben, ging er an ſeinen Schreibpult, wo er in einem Verborge das einzige Kleinod bewahrte, das ihm von ſeiner Mutter mit dem Wunſche übergeben worden, es einſt derjenigen zu geben, die er — als die Wur-

digſte zu ſeiner Gattin erwählen würde. Es war ein einfaches goldenes Kettchen, mit einem Kreutze von Rubinen. Mit klopfendem Herzen nahm er es hervor, drückte es an ſeinen Mund, und einige groſſe, ſchmerzvolle Thränen rollten darauf hin. Dann legte er es vor ſich hin, und ſchrieb an Beatens Mutter:

„Da es ſich wohl begeben möchte, daß in kurzem Fräulein Beate, — oder auch ich, nicht mehr hier wäre, ſo kann ich den Wunſch nicht unterdrücken, Ihr ein dauerndes Andenken an ihren ehemaligen Lehrer widmen zu dürfen. Ich beſitze aber nur Eines, was ich würdig halten kann, ihr dargebracht zu werden. Es iſt das beigefügte Kreutz und Kettchen, welches meine edle Mutter viele Jahre getragen, und mir vor ihrem Hinſcheiden mit dem Wunſche übergeben hat, daß es derjenigen einſt zu Theil werde, die ich für die Würdigſte erkannt haben würde. — Der morgen bevorſtehende Chriſtabend dürfte, wenn Sie es gütigſt geſtatten, eine geeignete Gelegenheit darbieten, Fräulein

Beate jene Kleinigkeit mit dem, was ihr ſonſt noch gegeben wird, zukommen zu laſſen. Verzeihen ſie mir aber meine vielleicht zu kühne Bitte, und genehmigen Sie, Hochgeehrteſte, die Verſicherung meiner unwandelbaren Hochachtung und Ergebenheit.“ Gottfried. —

Noch einmal küßte er das Kreuz, ſchloß es dann in den Brief ein, hieß Eliſabeth ihn der Frau Schulzin überbringen, und erſt, als ſie fortgegangen war, athmete er wieder etwas freier und leichter, wie einer, der von ſehr ſchwerer, mühſeliger Arbeit für einige Augenblicke ausruht. Es war ihm, als habe er mit dem Leben für immer abgerechnet, denn er erwartete Nichts mehr von ihm, als was er ſelbſt durch Erfüllung ſeines Berufes ihm abgewinnen werde. Das Herz, unter welchem er geworden, in welchem unendliche Mutterliebe ihn ſorglich gehegt, hatte ausgeſchlagen, und die Liebe, die es barg, wieder zum Himmel entlaſſen. Das einzige Herz, in welchem er zum zweitenmale und auf

immer hoffte und glaubte ruhen zu können, — hatte ſich einem Anderen zugewendet! Wenn aber gerade diejenige ihn verſchmähte, die, wie noch niemand, ihn kannte, — was blieb ihm da noch auf Erden zu hoffen! — Nichts, als daß Gott ihm einen inneren Frieden gewähre, wie jenen, den er am geſtrigen Tage auch über die blätter- und blumenloſe in ſich ſelbſt gekehrte Wintergegend gebreitet geſehen, wie ſie jenes höheren Frühlings ahnungsvoll harrte, der der Erde in Chriſtus aufgegangen, um in keinem Winter mehr zu verblühen.

Eliſabeth kehrte bald zurück. Die Frau Schulzin Ehrhard danke für das Ueberſendete, und werde es beſorgen; auch Eliſabeth möge morgen Abend, wie bei den vorhergehenden Chriſtfeſten, ſich einfinden. „Ich gehe aber nicht hin“; ſetzte ſie traurig hinzu, und die Niedergeſchlagenheit lag, wie ein ſchwerer Herbſtnebel, auf dem welkenden Antlitz der guten Alten: „Es geht mir dort viel zu luſtig zu. Schon heute ſpringt Alles ſo fröhlich durcheinan-

der! Es würde mir das Herz abſtoßen, wenn ich Beaten mit einem Andern, als mit Ihnen, Hand in Hand ſollte herum gehen ſehn.“ — „Ich habe ja gar keine Anſprüche auf Beaten zu machen“, erwiederte — ſie zu beruhigen — Gottfried, „und da ich hingehe, wäre es unhöflich, wenn ſie wegbleiben wollte.“ Eliſabeth ſchwieg, weil ſie ihrem guten Herren nicht widerſprechen wollte, — obgleich ſie noch gar Manches zu ſagen gehabt hätte. Aber ſie ging auf ihr Stübchen und ſuchte ſich Troſt in ihrem Geſangbuch. Das erſte Lied, welches ihr bei'm Aufſchlagen zu Geſicht kam, war auf ein einzelnes Blättchen geſchrieben. Ihr Herr hatte es ihr vor ſieben Jahren zum Chriſtabend gegeben. Sie wußte es zwar auswendig; aber weil ihr guter Herr es ſelbſt geſchrieben, darum las ſie es lieber vom Blatte:

Wer Gott vertraut,
Sein Glück erbaut,
Sieht Allem zu
Mit heit'rer Ruh;

Denn, was ihm frommt,
Von Gott ihm kommt,
Der weiß die Zeit
Für Freud' und Leid'

Des Menſchen Blick
Sieht nur ein Stück;
Gott ſchaut den Plan
Im Ganzen an.
Wie Er es denkt
Er Alles lenkt,
Was nah' und fern,
Menſch, Erd' und Stern.

Den Vaterblick
Hat auf das Glück
Der ganzen Welt
Er hingeſtellt;
D'rum thu mit Freud,
Was Gott gebeut,
Und laſſe ſtill,
Was er nicht will.

Du kannſt im Thun
Dann ſelig ruh'n
Durch Ruhigſteh'n
Doch vorwärts gehn,
Und in der Noth
Und ſelbſt im Tod
Trübt Dir ſich nicht
Des Himmels Licht.

Denn auch in Nacht
Sein Auge wacht,
Und ſtrahlt dir gern
Als Friedensſtern:
Bis, ihm vereint,
Er einſt erſcheint
Als Sonne klar
Auf immerdar.

2. Chriſtabend.

Endlich nahte auch die lange Nacht, die dem Chriſtabend vorher ging, ihrem Ende. Beate hatte wenig geſchlafen; die Begebenheiten der zwei letzten Tage, wonnige Erinnerungen aus den früheren Jahren, Furcht und Hoffnung für die Zukunft, Liebe, Sehnſucht und ein tiefes, einſchneidendes Weh, Beſorgniſſe und Erwartungen, zogen bald als Gedanken, bald in wunderlichen Traum-Geſtalten, wie krauſe, vielfarbige Wolkengebilde, einander verdrängend an dem blauen Himmel ihrer unſchuldigen Seele vorüber. Ihre zwei jüngern Schweſtern, deren Bettchen zu

den beiden Seiten des ihrigen ſtanden, ſchliefen auch ſehr unruhig. Was nur immer ihre kindiſche Phantaſie von wunderherrlichen Chriſtgeſchenken ſich vorbilden konnte, ſchwebte glänzend an ihrem inneren Seelenauge vorüber; ſie wollten es feſthalten, und jubelnd es den Schweſtern zeigen; — dann wachten ſie auf, und, betrübt, daß es nur Träume geweſen, riefen ſie Beaten, und fragten, ob es noch immer nicht Tag ſey und Zeit zum Aufſtehen. Endlich und endlich ſchlich ſich der erſte Dämmerſchein des Frühmorgens zu den harrenden Kindern herein, und nun waren ſie nicht länger im Bette zu halten. Sie ſprangen heraus, und bald wurde es lebendig im Hauſe.

Gottfried war ſehr ſpät zu Bett gegangen, und von Angegriffenheit überwältigt, bald in tiefen traumloſen Schlaf geſunken. Aber ſchon vor Vieren wachte er wieder auf, und der Gedanke an den Himmel, aus dem er hinabgeſtürzt worden, fiel, gehüllt in das Grauen der einſamen, kalten Winternacht, wie ein finſteres Ge-

ſonſt auf ſeine Seele. Er empfand die ſchreckliche Wahrheit, die in den Worten der Dichter liegt, wenn ſie von einem durch unglückliche Liebe gebrochenen Herzen reden. — Dann trat ihm wieder jener Augenblick des höchſten Entzückens vor die Seele, in welchem er ſich in Beaten zu erkennen, und mit ihr einen ewigen Bund, wie er meinte, daß jede vom Himmel geſchloſſene Ehe ſeyn müßte, geknüpft zu haben glaubte. Ein Wonnemeer durchſtrömte ihn; aber nur um ihn gleich darauf die bitterſte zerreißendſte Qual empfinden zu laſſen, wenn er ſich Beaten vorſtellte, wie ſie im lichten Unſchuldskleide, den blühenden Myrthenkranz im dunkeln Haare, mit ſeligen Thränen im liebleuchtenden Auge, vor dem Altare ſtehe, halb verſchämt ſich niederneigend, halb ſich hinwendend zu ihrem wonnetrunkenen Bräutigam! Mit Gewalt mußte er ſich dieſem Gedanken-Bilde entreißen, um ihm nicht zu erliegen; er mußte ſich im Bette aufrichten, die Augen weit öffnen, ſich umſehen, ſich betaſten, um ſich zu überzeu-

gen, daß er nur geträumt habe. Aber was er geträumt, das ſollte ja doch vielleicht in wenigen Wochen ſchon wirklich werden. Er konnte dieſen Gedanken nicht ausdenken; — nur in dem inbrünſtigſten Gebete fand er Linderung für ſeine bodenloſe Qual. Dann ſchlief er wieder ein. Mehrmals noch ſchreckte er auf; zuletzt ſchlief er lange, und erwachte erſt, als ein feierliches, glühendes Morgenroth die Wand übergoldete, welcher er zugewendet lag. Ein Strahl des höheren Friedens entglomm auch in ſeinem Herzen. Die lange, ſchwere Nacht war vorüber; er raffte ſich auf, um alles zu ordnen und niederzuſchreiben, was ihm für den heutigen Abend dienlich ſchien. Dies und das längere Leſen in den Schriften des neuen Bundes, aus welchen er die Grundgedanken für ſeine Chriſtabendſprüche ſchöpfte, füllte die Stunden aus, die dem Feſte vorangingen, und beruhigte gar wunderbar das in allen ſeinen Tiefen bewegte Gemüth. Das verheißungsvolle Morgenroth war zwar bald verblichen, und der Himmel mit einem

dichten Wolkenſchleier umzogen worden; aber ſchon zerfiel auch dieſer wieder in einem ſanften Regen von breiten, weichen Schneeflocken, und deckte die Erde gegen künftigen Froſt. Oder will der Schnee vielleicht alle Wege und Stege verbergen, auf denen die Menſchen gierig und unruhig auseinander laufen, damit ſie ſich eine Weile zuſammen halten, und einander recht innig nahe kommen, und die Herzen ſich öffnen und durchlieben und durchwärmen ſollen, wie äußere Kälte das Blut und die Lebens-Wärme im Herzen ſammelt, und man nur im Norden die ſtille Seligkeit des engen Familienkreiſes kennt? Erſt durch ſolches geſammelte, innere, vor der weiten, leeren Welt geheime Herzensleben bekommen wir eine Heimath, und ſo wurde es auch immer Gottfried ſo ſüß heimlich zu Muth, wenn er den Schnee wieder ſeine Fenſterſcheiben aufknitſtern hörte. Heute war zwar nur noch die alte Eliſabeth mit ihm zuſammen unter dem einen dichtbeſchneiten Dache; aber er wußte, wie er ihr beſſeres Leben, ihr

Liebſtes auf der ganzen Erde war, — und das bringt nahe. Dann war ſeinen Gedanken ja auch ſeine Mutter gegenwärtig, und über Allem . . . . . „Iſt Er nicht noch immer dein Gott?“ ſagte er für ſich ſelbſt; — „Er, der dein Herz bereitet, und ihm die unendliche Sehnſucht eingeprägt hat, — doch nur, damit es unendlich befriedigt und beſeligt werde? Wenn nicht heute, dann künftig; wenn nicht hier, — dann gewiß dort? — Und, wie kann ich meinen, oder gar fordern, daß mein Winter ſchon vorbei ſey? Er weiß, wann die Taube den Oelzweig finden ſoll! — Er hat im tiefſten, härteſten Winter einen Stern aufgehen laſſen, der alle Sonnen des ganzen Firmamentes überſtrahlt! — Er nimmt nur, um tauſendfach zu erſtatten, — verwundet, um von Grund aus zu heilen; prüft, um zu krönen, und tödtet die ſelbſtiſche, leidenſchaffende Luſt, um das ewige Leben, die beſeligende Liebe zu geben! Ja, nur muthig voran,“ rief er, in ſein leidendes Herz ſich zurückwendend, geſtärkt und erhoben ſich zu; — „nur

treulich und tuchtig für Andere geſorgt; nur immer in der höchſten Liebe gelebt, — und" ... hier mußte er inne halten und abbrechen; — was er ſollte, das wußte, das wollte er; — aber er wußte auch, was er verloren hatte, und konnte ſich nicht verſtellen, wie dieſer Verluſt jemals erſetzt werden, wie je ſeine tiefe Wunde gänzlich vernarben könne. Er mußte ſich ganz — ohne Vorbehalt — ohne eigenes Vordenken an Denjenigen ergeben, für welchen Nichts unmöglich iſt, was zur Verherrlichung der reinen Liebe dienen kann. — — Er wandte ſich mit neuem, friſchen Muthe zur Anordnung ſeiner Chriſtabendſprüche; — es war ihm immer eine ernſte, wichtige Arbeit geweſen, nicht nur, weil er vielleicht Vielen damit Freude machte; ſondern noch viel mehr, weil er dadurch wohl in einige, noch leicht empfängliche, Herzen einige grüne Zweige vom Baume des Lebens einſenken konnte, die dann von dem ſüßen Gerſtenkorne der Chriſtfreude genährt, zu fröhlichem Wachsthume gelan-

gen könnten. — Hatte er doch bei den Kindern, wie bei ſich ſelbſt, ſo oft bemerkt, daß die Phantaſie, die da immer, und bei Allen und Jeden thätig iſt, weil ſie den flüchtigen, dürftigen Augenblick mit allen Reitzen der Vergangenheit und allen Hoffnungen und Träumen der Zukunft zu erweitern, zu bereichern und auszuſchmücken berufen iſt, — eben deshalb auch immer und überall bedacht, und in Anſpruch genommen werden muß, wo das Gute, wo die Pflicht unſerer Seele bleibend vergegenwärtigt werden ſollen. Darum ſchien ihm auch Chriſtus der mächtigſte, eindringlichſte Lehrer der Welt geworden, weil er gelehrt hatte durch Gleichniß und Beiſpiel — ſo wohl eigenes als fremdes, — und jede Pflicht angeknüpft an ein göttliches Vorbild im Himmel und an eine Verheißung für die Zukunft! Und er ſelbſt erfuhr es jetzt von Neuem, indem er die Worte der Bergpredigt las: „Selig ſind, die da Leid tragen; denn ſie ſollen getröſtet werden“! Sie waren auch zu ihm geſprochen, und wie ſie aus dem Herzen Gottes

gekommen, ſo drangen ſie auch tief in das ſeinige. Wer ſo ſpricht, das empfand er auf's lebendigſte, — der muß Vollmacht haben; denn die höchſte Liebe thut ſich darin kund, und die innigſte Gewißheit, daß die Liebe das Höchſte, daß ſie Gott ſelbſt iſt. So konnte er denn, wenn auch ſein Herz im Tiefſten noch wund war, — doch immer freier ſich in ſeine Arbeit vertiefen. Denn wie der Körper durch leibliche Anſtrengungen, ſo wird auch der Geiſt durch Thätigkeit gekräftigt; wie aber die Lebensſeele im Schlafe durch völlige Hingabe an das allgemeine Naturleben, — ſo wird auch das Herz durch ſein Verſenken in die allgemeine Liebe geheilt, geſtärkt und ermuthigt.

Dennoch, als der Tag ſchon ſo bald ſich zur Dämmerung hinneigte, und Gottfried nun an's Fortgehen denken mußte, konnte er ſich eines ängſtlichen innern Bebens nicht erwehren. Das Herz pochte ihm, als er Hut und Mantel nahm, und die Worte ſteckten ihm faſt in der Bruſt als er, fortgehend, zu Eliſabeth ſagte, ſie

könne nun in einer halben Stunde ihm nachkommen.

Auf der ſchneebedeckten Straße war es ſchon ſtille geworden; aber aus den Häuſern funkelte durch die warmangelaufenen Scheiben ſchon manches lichtblühende Chriſtbäumchen. Wie gerne wäre da Gottfried von Haus zu Haus, von Baum zu Baum gewandert, um ſich an den himmelſeligen Blicken aller jener Kinder zu weiden, die jetzt ſchon hier und dort in ihre aufgeſchloſſenen Paradieſesgärten hineinjauchzten! Da fanden ſie ja Alles, was ihr kleines Herz ſich wünſchte,—des Frühlings Grün, die Lichtblumen des Sommers, des Herbſtes goldene Früchte, und dabei die alles überglänzenden Gaben der mütterlichen Liebe, die auch den härteſten Winter in einen ſeligen Wonnemonat zu verwandeln vermag! — Und wem verdankten ſie das Alles, — als jenem göttlichen Kinde, welches aus Liebe zu den verarmten, bekümmerten, fried- und hoffnungloſen Menſchen die Seligkeiten des Himmels verlaſſen, um, in Dürftigkeit geboren, ein Hei-

land der Leidenden, der Seelen- und Geiſteskranken, ein Träger der bitterſten Schmerzen, ein Märtyrer der Wahrheit und Liebe zu werden, — dann aber für alle künftige Zeiten der Menſchheit ein doppeltes Himmelreich zu eröffnen — für hier und dort — durch Glauben, Lieb' und Hoffnung! —

Daran dachte Gottfried mit inniger Rührung, — und ſchon war er bei dem Hauſe des Schulzen angelangt. Einen Augenblick ſuchte er ſich zu ſammeln und zu bewaffnen zum bevorſtehenden Wiederſehn Beatens; dann zog er die Klingel, und gleich war ihm die Thüre geöffnet von den auf der Hausflur ſpielend ſeiner harrenden Kindern. Jubelnd umringten ſie ihn, und ſchoben und drängten ihn an die ihnen verbotene Pforte, die ſich auf ihr ſtürmiſches Antrommeln für ihn nur ein wenig öffnete, und dann ſchnell, als er hinein geſchlupft, ſich wieder ſchloß.

Beate hatte ſie ihm geöffnet; ſie war ſchneeweiß gekleidet, — nur der Gurtel

war himmelblau und das Stirnband, welches die ſchlichten dunklen Haare zuſammenhielt, die dann in vollen Locken die zierliche Halskrauſe umwallten. Himmelsklarheit leuchtete von der Stirne, kindliche Liebe und Unſchuld aus den Augen! Gottfried war es, als ſey der Engel Raphael zu ihm niedergeſchwebt, der ſchönſte der Engel, weil er ewig Hymnen der reinſten in Gott ſeligen Liebe ſingt. Sie begrüßte ihn mit unbefangener Herzlichkeit, und auch ihre Mutter und der Hauptmann, die einzigen, die bei ihr im Zimmer waren, hießen ihn freundlich willkommen. Karl war einfach ſchwarz gekleidet, und ſah faſt feierlich aus. Sein Blick war gehaltner, tiefer, ein wenig ernſtlich. Gottfried bemerkte es, und der Gedanke durchzitterte ihn: es muß ihm wohl etwas Großes, Herrliches bevorſtehen! . . Glücklicher weiſe ließ Frau Ehrhard ihm nicht Zeit, dieſen Gedanken weiter zu verfolgen.“ Jetzt, Kinderchen! rief ſie, raſch an's Werk; die armen Würmer draußen müſſen ohnehin ſchon lange genug zappeln,

bis ſie erlöſt werden.“ Sie führte Gottfried an den großen, weißgedeckten Tiſch in der Mitte des Zimmers, und zeigte ihm alles, was ſie den Kindern, den Freunden und Dienſtboten zugedacht hatte. „Richten ſie jetzt mit Karl und Beaten Alles auf's ſchönſte zu Recht; — ich gehe dieweil, und ſorge fur Euch; — denn ihr müßt warten bis zuletzt.“ Leiſe ſetzte ſie fur Gottfried noch hinzu: „Auch was ſie mir geſchickt haben, ſoll nicht vergeſſen werden!“ Er gab ihr dagegen die Sprüche, die er fur Beaten und den Hauptmann beſtimmt hatte! Damit eilte ſie hinaus, und Gottfried beſah flüchtig die vorliegenden Chriſtgeſchenke, überblickte die Räumlichkeiten der beiden ineinanderlaufenden Zimmer, und war froh, auf dieſe Weiſe einige Augenblicke ſchweigen zu dürfen, um durch einen kräftigen Aufſchwung des Geiſtes das erzitternde Herz wieder etwas beruhigen zu können. Es gelang ihm einigermaßen, — jedoch nicht ohne die ſtärkſte Anſtrengung; denn, während er über die zu treffende Anordnung

nachzudenken ſchien, faßte Beate des Hauptmanns Hand, ſah ihm mit halbgeneigtem Köpfchen recht fröhlich in die Augen und ſagte: „ach lieber Karl! Was wird das für eine Freude für unſere Brüderchen und Schweſterchen geben!“ Gottfried hörte es, und ſah, wie der Hauptmann ihr die Hand druckte; doch verſtand er nicht, was dieſer damit meinte, als er Beaten erwiederte: „Ja, gewiß! Wer nur auch wieder ein Kind werden könnte, das von Nichts weiß, als von ſeinen Spielen und Geſpielen!“ — Aber es mußte an's Werk gegangen ſeyn! Gottfrieds Vorſchlag, im vorderen Zimmer den Kindern an dem mittlern Tiſche und auf einem andern an der Seitenwand den Dienſtboten und Eliſabeth ihre Luſtgärten aufzupflanzen, aber die Eltern, den Pfarrer und Oberförſter, die zugeladen waren, erſt dann in das zweite ihnen beſtimmte Feſtzimmer einzulaſſen, wenn das vordere ganz in Beſitz genommen, — dieſer Vorſchlag fand Beifall und nur darin mußte Gottfried ſich eine Abänderung gefallen laſſen, daß

der Chriſtbaum für Eliſabeth oben an, zwiſchen die Bäume der Kinder aufgepflanzt werde. Beate wußte, daß die gute Alte ihrem Herrn nur aus Anhänglichkeit diene; darum ſagte ſie: „Liebe kann nicht belohnt, ſie muß anerkannt werden!“ Gottfried wurde wehe und wohl bei dieſen Worten, nicht daß er für ſich etwas hoffte; aber es war ihm wie eine frohe Verkündigung aus weiter Ferne — in das Jenſeits hinüber, — wo alle Liebe einſt offenbar wird, weil die Herzen, ſelbſtleuchtend, *im Lichte einander erkennen!* Sie brachten nun Alles in die gefälligſte und zweckmäßigſte Ordnung, ſo daß ſie nirgend die Namen derjenigen aufzulegen brauchten, für welche die Gaben beſtimmt waren; weil jedem der Kinder gleich dasjenige in's Auge fallen mußte, was es am lebhafteſten gewünſcht; — jedem der übrigen, was gerade nur für ihn beſtimmt ſeyn konnte. Schnell wurden dann die Lichtlein alle angezündet, und, während noch Karl die letzten anſteckte, eilte Beate hinaus, um die Kinder, die Freunde und

Hausgenoſſen vor der Thüre zu verſammeln. Aber Gottfried ſetzte ſich an den Flügel, und, als Beate das verabredete Zeichen gegeben, begann er zu ſpielen und ſang folgendes Recitativ:

„Es waren Hirten beiſammen auf dem Felde, die hüteten ihre Heerden des Nachts. Und ſiehe, der Engel des Herrn umleuchtete ſie, und ſie erſchracken ſehr. — Und der Engel ſprach zu ihnen: fürchtet euch nicht; ich bring' euch große *Freude, — große Freude, Wonn'* und Heil für alle Völker! denn euch iſt heute in Davids Stadt der Heiland geboren, der Heiland, der Geſalbte! Der Herr! Und alſobald war da bei dem Engel die Menge der himmliſchen Heerſcharen, die lobten Gott und ſprachen“:*) — Da öffnete Karl die beiden Flügel; hereinſtrömten die Kinder, die Augen weit auf, um Alles auf einmal zu ſehen, — und

*) Recit. No. 13. aus Händels Meſſias.

die ganze Herrlichkeit mit einem langgedehnten „Ah!“ begrüßend, dann vor Seligkeit eine Weile verſtummend, die Tiſche umwandernd und beſtaunend. Nach ihnen kamen ruhig die Aelteren; zuletzt — etwas verſchämt und zögernden Schrittes, ſich einander beim Aermel zupfend, die Dienſtboten, beſcheiden ſich an der Thüre haltend und ſo den Kopf haltend, als ſähen ſie nur nach dem mittleren Tiſche, während halbe Blicke ſich erſt forſchend, dann lüſtern nach dem Tiſche hinüberſtahlen, den ſie gleich als den für ſie beſtimmten erkannt hatten. Aber *Gottfried ging*, ſo wie die Thüre geöffnet und Beate zu ihm an den Flügel getreten war, aus jenem einleitenden Recitativ — ſogleich in einen Chor über zu den Worten.“

„Ehre ſey Gott! Ehre ſey Gott in der Höhe, und Fried' auf Erden, und allen Menſchen Heil!“ *)

Die Dienſtboten meinten, ſie ſeyen in der Kirche, und hatten die Hände gefaltet,

*) Ueber No. 16. ebend.

bis Frau Ehrhard zu ihnen hintrat, und recht gutherzig leiſe zu ihnen ſagte: „Da“ — nach dem Seitentiſche hindeutend, „da iſt für euch.“ Da verklang ihnen die Muſik in weiter Ferne; ihre Seele war ganz Auge geworden. Indeſſen hatten die Kinder ſich ſchnell zurecht gefunden, und ſtanden wonnetrunken vor ihren Reichthümern, und als nun auch der Chor ſehr bald geendet war, brach ihr nur mit Mühe zurückgehaltener Jubel los. Gottfried erhob ſich vom Flügel. Im Geſange waren ſeine und Beatens Stimmen in eine einzige Herzensſtimme, in ein begeiſtertes Jubellied, verſchmolzen; ihre Seelen waren mit gleicher Liebe zu Einem und Demſelben erfüllt; ſie waren ſingend — nur zwei Münder Eines Herzens geweſen. Jetzt war Gottfried wieder nur der arme Schullehrer von Lindheim; — aber Beate die Tochter des reichen Herrn Ehrhard, und . . .! Doch die Freude an den freudeſtrahlenden Kindern, die höhere Weihe, welche dieſes Feſt für ihn immer hatte, und der Aufſchwung, den die Muſik ſeiner

ſtillen Andacht noch gegeben, leuchteten aus ſeinen Augen hervor, und ließen den beklemmenden Schmerz, den der Anblick Beatens in ihm aufregte, nicht übermächtig werden. Der Schulze und ſeine Frau traten zu ihm, und druckten ihm dankbar die Hand für die Anordnung des Ganzen; auch der alte Berthold und der Pfarrer lobten ihn. Da rief Mariechen, die jüngere Schweſter Beatens: „Ach, da hat mir das Chriſtkind ein Briefchen geſchrieben; es hat ganz tief unten, unter allen meinen Sachen gelegen"! Dabei hielt ſie ein einfach zuſammen geſchlagenes Briefblättchen triumphirend in die Höhe, und las dann, während auch die anderen nach Briefen ſuchten, — „An Maria Ehrhard."

„Ein einzig's Wort ſpricht Gott zu mir und dir und Allen:"
„Lieb!' Thun wir dies durch ihn, wir müſſen ihm gefallen." *)

---

* No. 13. der geiſtlichen Sprüche aus dem cherubiniſchen Wandersmann des Angelus Sileſius (Joh. Scheffler † 1677) hgb. v. W. v. C. Berlin 1820.

Und ſchon riefen auch die Anderen faſt alle zugleich: „Ich habe auch ein Briefchen. „Ich auch," ſagte ſanft Eliſabeth; „wir auch —" ſchloſſen die Dienſtboten den Chor. „Inwendig ſteht aber auch noch etwas, und zwar recht viel," — jubelte Mariechen. Da bat der Pfarrer, damit Alle ſich mit Allen freuen könnten, daß einer nach dem andern den Spruch laut vorleſe, den das Chriſtkind an Jeden ins beſondere gerichtet habe. Frau Ehrhard dachte zwar bei ſich: „Man merkt doch wohl, daß unſer Herr Pfarrer nicht verheirathet, daß er nicht Vater iſt, ſonſt überließe er die Kinder jetzt ihren Spielſachen." Sie hielt es aber für unhöflich, den Wunſch des Pfarrers nicht zu gewähren. „Zuerſt die Ueberſchriften," — ſetzte er noch hinzu, „und bei der Jüngſten fängt's an, die Aelteſte kömmt zuletzt." Da las Bertha, Beaten's jüngſte Schweſter.

„Die Knechte fürchten Gott, die Freunde lieben ihn.
„Die Kinder geben ihm ihr Herz, und allen Sinn."

Ihr folgten raſch die andern Kindern. Dann kam die Reihe an die Dienſtboten, und halb ſingend laſen auch ſie ihre Zettel ab: zuerſt die jüngſte der weiblichen Dienſtboten:

„Gott ſchätzt nicht, was du gut's, nur wie du es gethan:
Er ſchaut die Früchte nicht, nur Kern und Wurzel an.“

Dann die ältere:

„Und giebſt du Gott dein Herz, Er giebt dir ſeines wieder;
Ach, welch' ein werth'rer Tauſch; Du ſteigeſt auf, Er nieder.

Zuletzt auch der Hausknecht:

„Hier muß es ſeyn gethan! O präge feſt dir ein:
Wer hier kein Reich erwirbt, wird dort nicht König ſeyn!“ *)

Indeſſen hatte Eliſabeth, leis erröthend, ihre Brille aus dem kleinen Chagrin-Futteral herausgezogen, ſie aufgeſetzt und, als die Reihe jetzt an ſie gekommen, las

---

* Dieſer und die drei vorhergehenden Sprüche ſind die Nummern 67. 111. 22. und 110. der angeführten Sammlung.

ſie — mit ſanfter, aber ſchwacher Stimme:

„Die Morgenröth' iſt ſchön. Noch ſchöner ein Gemüth,
Wo Glaube, Lieb und Treu — in reiner Flamme
glüht.“ —

Sie ſah dann noch eine ganze Weile auf ihr Briefchen nieder, bis ſie denken konnte, daß die Blicke der Umſtehenden nicht mehr auf ſie gerichtet waren.

Gottfried hatte, die Sprüche überhörend, und nur an ſie denkend, nach ihr ſich ſchmerzlich ſehnend, die ſein ganzes Herz erfüllte, zuletzt nach Beaten hinzuſehen ſich nicht enthalten können. Als nun gerade Eliſabeth ihren Spruch ablas, wandte auch Beate ſich nach Gottfried. Ihr Blick ſollte ihm danken für die zarte Weiſe, wie er ſeiner Pflegerin gedacht hatte. Da kamen ihr auch die ernſten Worte ihrer Eltern in den Sinn; ängſtlich erröthete ſie, weil ſie fürchtete, ihre Liebe zu ihm könnte das Dankgefuhl, welches ſie ihm kund thun wollte, überſtrahlen. So erhielt ihr Blick einen Ausdruck von Furcht und Unſicherheit, — der in Gottfried's Herz wie ein zweiſchneidendes Schwerdt ein-

drang, weil er darin zu ſehen glaubte, daß Beate ſich ihres ſtillen Verbundniſſes mit ihm erinnere, und von ihm einen vorwerfenden Gegenblick befürchte. Es klang ihm daher beinahe wie Hohn, als neue Lobſprüche ihm für die ausgetheilten Verslein zu Theil wurden. Er ſtand wie auf glühenden Dornen. „Wozu dies Alles,“ ſtieg es ihm bitter aus tiefer Seele auf, „wenn du ihre Liebe nicht gewinnen konnteſt! — Liebt ſie dich nicht, dann biſt du arm, und trügſt du tauſend Kronen!“ — Aber der Pfarrer frug mit einer Miene, welche der Gewährung gewiß iſt, die Schulzin, ob ſie erlaube, daß nun auch noch der Inhalt einiger jener Chriſtbriefe mitgetheilt werde? Seyen die Aufſchriften ſchon ſo erbaulich, ſo könne die Mittheilung des Inhaltes das Feſt nur verſchönen. — Frau Ehrhard wurde faſt ungehalten, und konnte ihren mütterlichen Verdruß kaum verbergen; denn ſie ſah, wie die Kleinen ſich darnach ſehnten, frei mit ihren Beſcherungen ſchalten und walten zu können. Doch überwog noch ihre Ehr-

erbietigkeit gegen den geiſtlichen Herrn, und ſie meinte nur, — für jetzt dürfte es wohl genug ſeyn, wenn die drei jüngſten von den Knaben, Mädchen und Dienſtboten — ihre Briefe vorläſen, die Uebrigen aber für den morgenden Tag aufgeſpart würden. Auch die Andern ſtimmten bei; aber die Kinder klatſchten laut beifällig in die Hände.

Zuerſt mußte Heinrich vortreten und leſen, um der kleinen Bertha Muth zu geben, die, als die jüngſte, zuerſt hätte leſen ſollen. Mit kräftiger jedoch, mit eintöniger Stimme fing Heinrich zu leſen an; aber ſchon nach den erſten Zeilen ſagte ſein Vater zu ihm, er möge doch Herrn Gottfried bitten, ſtatt ſeiner zu leſen, da hierdurch für Alle der Genuß um gar Vieles erhöht würde. Er that es und Gottfried las:

Gott, die höchſte Liebe.

Die Welt, mein liebes Kind! ſchuf Gott aus höchſter Liebe,
Damit er nicht allein in ſeinem Himmel bliebe;

Und wie er ewig iſt, ſchuf ewig er die Welt,
Und ewig lebt, wer ſich an ſeine Liebe hält.
Zu Gottes Ebenbild iſt jeder Menſch geſchaffen,
Drum ſoll er freudiglich dem Staube ſich entraffen.
Gott gab ihm Geiſt und Herz aus ſeinem Herz und Geiſt,
Und Kraft, die, wenn er will, ihn auf zum Himmel reißt.
Er that ſich ſtets ihm kund, hat niemals ihn verlaſſen,
War Jedem offenbar, wie er ihn konnt' erfaſſen.
Als Sonne zeigt er ſich, als heit'rer Himmelsglanz,
Als Aether ewig klar, als ſeel'ger Sterne Tanz;
Als Licht, das jede Nacht verklaret und durchleuchtet,
Als reiner Himmelsthau, der ſegnend Alles feuchtet;
Doch auch als Blitz, der ſtolze Felſenhäupter beugt,
Als Donner, dem in Furcht der Erde Dünkel ſchweigt.
Dann wieder als die Luft, die liebend uns umſäuſelt,
Und ſanft, als Friedenshauch, die blaue Flut durchkräuſelt. —

So gab der Herr ſich gern den Menſchenkindern hin,
Zu Gotteskindern ſie allmählig zu erzieh'n;
Und wie der Geiſt erſtarkt, die Herzen voller ſchlagen,
Ließ den Gedankenflug er ſie in's Freie wagen.

Er ließ als Schönheit ſich und als des Lebens Kraft,
Die ewig Pflanz' und Thier und Menſchen zeugt und ſchafft,
Als Freiheit, Sitt' und Recht, als König ſich verehren,
Wollt' im Orakel ſelbſt durch Rath mit uns verkehren!
Dann wurd' er Wahrheit uns und hehre Heiligkeit,
Und Herr der Welt und Gnade und Barmherzigkeit! —

Zur Jungfrau war gereift die Menſchheit hier auf Erden,
Harrt bang und ſehnſuchtsvoll, was künftig ſollte werden.
Da ſchwebte Gottes Geiſt herab im Strahlenſchein,
Ward Menſch, und wollte ſelbſt ihr ew'ger Bräut'gam ſeyn!
Doch, daß ſie ihm vertrau, und Alle froh erkennen,
Daß Gott die Liebe ſey, und ſie ihn Vater nennen,
Trug Allen helfend Er des Lebens tiefſte Noth,
Und ging für Freund und Feind — zum bittern Kreuzestod;
Ja ſelbſt, als er befreit von allen Erden-Weben,
Ließ er aus Liebe noch Unſterblichkeit uns ſehen.

Da war die Zeit erfüllt, das Jubeljahr begann,
Es konnte jeder Gott, als Kind dem Vater, nah'n,

Er kennt' in's Himmelreich ſchon hier auf Erden wandern,
Liebt Gott er über All's, und, wie ſich ſelbſt, die Andern.
Jetzt wurden Sonn und Mond und aller Sterne Pracht,
Und Aether, Frühlingsglanz und Blitz und Sturmesmacht,
Und alles Lebens Kraft und aller Schönheit Blüthe—
Nur ſeiner Liebe Werk und Bothen ſeiner Güte.
Die Wahrheit wurde jetzt nur ſeines Tages Licht,
Das Recht war Gottes Will', ein Liebesdienſt die Pflicht,
Das einz'ge Opfer nun die Läut'rung aller Triebe,
Nur Liebe Gottesdienſt, — weil Gott — die höchſte Liebe. —

Gottfried hatte mit Begeiſterung geleſen, was er mit ganzem Herzen und ganzer Seele gedichtet. Alle ſchienen erfreut, — die älteren Männer ſogar freudig überraſcht; ſelbſt Karl fand ſchönen Schwung darin, und nur der Pfarrer ſchien unſchlüſſig, ob er loben oder ſchweigen ſollte. Er begnügte ſich zuletzt damit, die Verſe recht wohlklingend zu finden. Aber Bea-

tens Antlitz war wie leuchtend geworden aus reinſter Wonne uber den durchgreifenden Einklang, in welchem ihr Allerinnerſtes dieſem Gedichte zujauchzte. Es war ihr, als zögen Liebesſtrahlen aus ihrem Herzen hinüber in Gottfried's Herz, und ſtrahlten gedoppelt wieder zurück, und webten eine ewige Verkettung des ſeligſten Einverſtändniſſes. Nun, als er geendigt hatte, durchdrang ſie ein tiefer Schmerz. Sie mußte zum erſtenmale eine Andere ſcheinen, als ſie war; ſie mußte das überquellende Gefuhl zurückdrängen; doch konnte ſie ein: „recht, — recht ſehr ſchön" nicht unterdrücken. Um aber ihre innere Verlegenheit nicht merken zu laſſen, wandte ſie ſich zu Bertha und erinnerte ſie daran, daß jetzt die Reihe zu leſen an ihr ſey. Aber Bertha, gewöhnt, in Allem ihrer älteren Schweſter, ihrem Mariele, wie ſie es nannte, den Vorrang zu laſſen, und deren Geſchicklichkeit in Allem froh anerkennend, bat, unaufgefordert, dieſelbe, ihre Stelle im Vorleſen zu vertreten. Marie, welche

ihre jüngere Schweſter gewiſſermaßen als ihr Pflegkind anſah, gewährte, ohne Umſtände, ihr die Bitte und las recht klar und deutlich:

Das chriſtliche ABC *).

Anfang und Ziel ſey Gott dir in Wort und in That, und Geſinnung.
Unſeres Lebens Gewinn iſt täglich dem Leben zu ſterben.
Alles, was Edle vollbracht, ſey Buch dir immer und Spiegel.
Armuth iſt ſchlimm; viel ſchlimmer doch böslich erworbener Reichthum.
Uebeſt du Gutes, ſo denk', daß Gott damit ſelber du nachahmſt.
Gottes Erbarmen und Huld ſuch' ſelber dich huldreich erbarmend.
Immer beherrſche den Leib, und nimmer gehorch den Begierden.
Zügle die Leidenſchaft ſtets, daß du dich nicht ſelber verliereſt.
Halt in den Schranken das Aug' und gieb Maaß der beweglichen Zunge.

---

*) Aus dem Griechiſchen des h. Gregors, der als Biſchof von Nazianz um das J. 390 ſtarb.

Auch zu verſchließen wiſſe das Ohr, und dein Lachen ſey züchtig.
Ehre du ſtets die Vernunft als himmliſche Leuchte des Lebens.
Sorglich gieb Acht, daß über dem Schein nicht das Seyn dir entſchlüpfe.
Alles erkenne; doch thu' nur, was Recht dir erlaubt, dir gebietet.
Wiſſe, daß Fremdling du ſelbſt; d'rum ehre, wer fremd dir begegnet.
Fährſt du glücklich dahin, o! dann denk' an die wankende Welle.
Freudig und dankbar nimm auf, was immer von Gott dir zu Theil wird.
Wenn ein Gerechter dich ſtraft, gelt mehr dir's, als ehrt dich ein Schlechter.
Geh' zu den Weiſen ſo oft, als du kannſt; zum Reichen, wenn's ſeyn muß.
Nicht iſt das Kleine mehr klein, wenn es Gutes und Großes hervorbringt.
Wer ſeinen Stolz unterdrückt, der hat ſich befreiet zur Weisheit.
Hüte dich ſelbſt, und lächle du nie, wenn ein Anderer ſtrauchelt.
Nicht iſt es ſchlimm, beneidet zu werden; doch Neiden — das Schlimmſte.
Bringe vor Allem Gott als williges Opfer die Seele!
Treulich befolge dieß All', und unfehlbar erſteigſt du den Himmel.

* * *

Diesmal ärntete Gottfried noch reichlicheren Beifall als zuvor. Die wahrhaft goldenen Lebens- und Willensregeln des ehrwürdigen Bischof's, die nun schon jetzt anderthalb Jahrtausend lang immer neuen Saamen des Guten in die Welt ausgestreuet, leuchteten Allen ein, weil sie an das Himmelsauge unseres besten Selbstes gerichtet sind. Besonders lobte der Pfarrer, daß Gottfried hier vorgezogen, ein schon bewährtes Altes, obgleich nie Alterndes, wieder zu erneuen, statt aus der eigenen, wenn auch noch so ergiebigen, Gedankenquelle zu schöpfen. „Diese Sprüche, setzte er hinzu, sind wie die einfachen, aber ewig leuchtenden Sternbilder; — schon ein einziges, wenn es in nebliger Nacht durch die Wolken uns in das Auge schimmert, reicht hin, uns aus drohender Verirrung zu retten, und auf dem Wege zur Heimath zu bestätigen.“ — Die Uebersetzung, meinte er zuletzt noch, sey gut, weil sie möglichst treu sey. — Was sonst aber Gottfried in die freudigste Stimmung versetzt hätte, —

die lobende Anerkennung guten Strebens und wohlwollender Leiſtungen, — das zog an ihm jetzt, wie ein fremdes Freudenfeſt an einem ſchwer Verwundeten, vorüber. Sein Geiſt hörte wohl und erkannte dankbar, was man ihm ſagte; doch das Herz blieb unberührt und unbewegt davon; die Freude, die darin aufſteigen wollte, wurde von den Thränen erſtickt, die es weinen, aber immer wieder in ſich hinein preſſen mußte.

Doch ſchon ſprangen die kleinen Mädchen zu Chriſtianen, der jüngſten der Dienſtboten hin, um ſie zum ſchnellen Ableſen ihres Briefes, welcher in einem ſchön gebundenen Neuen Teſtamente gelegen, aufzufordern; denn, wie ſie gut gezogen, wie ſie gewöhnt waren, ſich in Allem der allgemeinen Ordnung, und ganz beſonders den Ausſprüchen der Eltern, ohne Widergedenken und ohne irgend daran zu mäkeln, zu fügen, — ſo glaubten ſie doch durch Beſchleunigung des Vorleſens die ſchon beſchloſſene Ordnung nicht zu ſtören. Chriſtiane ſelbſt,

eines verarmten, oder vielmehr arm gebliebenen, Schullehrers Tochter, freute ſich ſchon darauf, ihre Leſefertigkeit, womit ſie über ſo viele andere ihres Standes hinauszuragen ſich ſchmeichelte, den, bald in Erſtaunen zu verſetzenden, Anweſenden zu produciren. Mit glänzender Stirne und einigem ſelbſtgefälligen Lächeln hatte ſie auf die Weiſung geharret, welche Frau Ehrhard ihr jetzt gab, worauf ſie mit weithin vernehmlicher Stimme, zwar auf ſcharfe Bezeichnung jeder Sylbe, aber wenig auf die Interpunktion achtend, folgendes las:

Chriſti Geburt in uns.

Willſt, liebe Tochter, du erfahren,
Wer heut' auch dir geboren iſt,
Die Schrift wird dir es offenbaren,
Wenn du mit off'nem Herzen lieſ'ſt.
Sieh' dort in einer Krippe liegen
Die Hoffnung einer ganzen Welt,
Der Tod und Sünde wird beſiegen,
Von Gott zum Heiland uns beſtellt. —
Als Kind ſieh' in der Armuth Hütte
Ihn ſeinen Eltern unterthan,
Der bald in eines Tempels Mitte

Die Lehrer ſelbſt belehren kann.
Sieh', wie, — die Demuth zu erfüllen, —
Er ſich im Jordan taufen läßt,
Der ſelbſt den Sturm vermag zu ſtillen,
Der Blinde wieder ſehen läßt.
Geleit' hinaus ihn in die Wüſte,
Wo alles willig er entbehrt,
Gen jedes irdiſche Gelüſte
Vor Gott die Ehrfurcht treu bewährt.
Begleit' auf allen Lebenswegen
Ihn, der von Gott ward ausgeſandt,
Daß er, der Armen, Troſt und Segen,
Die Kranken heil' durch Liebesband,
Daß Alle, die in Sünd' verloren,
Er ihrem Vater bring' zurück,
Und, durch die Reue neu geboren,
Erwachen zu der Liebe Glück.
Sieh' allen Freuden ihn entſagen,
Sieh' ihn zu jeder Qual bereit,
Und hör' ihn beten; „Gott dein Wille,
„Und nicht der meine mög' geſchehn,
„Und daß dein Rathſchluß ſich erfülle,
„Will ich aus Lieb' — zum Tode gehn."
Sieh' ihn der Jünger Füße reinen,
Sieh' der Verfolger künft'ge Pein,
Mit blut'gen Thränen ihn bewinen,
Den Feinden ſelbſt am Kreuz' verzeihn! —
Dies ſieh' und hör', und ſeiner Liebe,
Folg' ſeiner Demuth treulich nach,

Und gegen alle sünd'gen Triebe
Halt Christi Vorbild in dir wach.
Auch selbst die Todes-Feinde lieben,
Und stets gehorsam, demuthsvoll,
Den Gottgeist niemals zu betrüben,
Der uns zum Höchsten führen soll. —
Ist dies der Leitstern deines Lebens,
Du findest hier den Himmel schon,
Du lebst und leidest nicht vergebens,
Erbaust Gott den schönsten Thron. —

Wenn du dies glaubst, dann ist geboren
In deinem Geiste Jesus Christ;
Zur Jüng'rin hat er dich erkoren,
Wenn du zu folgen willig bist.
Doch, wenn dein Glaub' in Liebe thätig,
Dann grüßt er dich als seine Braut,
Und von dem Vater liebegnädig
Wirst du ihm selig angetraut.

Christiane hatte kaum geendet, und schon eilte Gottfried an den Flügel, mit furchtsamem Blicke Beaten, ihn dahin zu begleiten, einladend. Je länger er sich in ihrer Nähe fand, um so gewaltiger zog es sein ganzes Wesen zu ihr hin, um so schmerzlicher wurde ihm der Zwang, den er sich anthun mußte, es ihr zu verbergen, und kühl zu scheinen, wo sein

Herz in lichten Flammen brannte. Der Abend dehnte ſich vor ſeiner Sehnſucht zu einer Ewigkeit aus; er dürſtete nach recht einſamer Einſamkeit. Darum eilte er den Geſang anzuſtimmen, der in das zweite Zimmer einführen ſollte, und ſo wie es ſtill geworden, ſang er mit Beaten:

„Oeffnet das Thor weit dem Herrn, und machet vor ihm die enge Pforte hoch; denn der König der Ehren ziehet ein! — Wer iſt der König der Ehren? — der Herr ſtark und mächtig im Streite, Gott Zebaoth, er iſt der König der Ehren.“*)

Nun öffnete Karl die Flügel, und, während die ſchon Beſchenkten mit den anderen ſogleich ſich eindrängten, ſang Gottfried als Recitativ:

„Zu welchem von den Engeln hat er je geſagt:
„„Du biſt mein Sohn, von Ewigkeit biſt du es?““

Dann wieder, während die neuen Be-

*) Chor Nro. 35. aus Händels Meſſias.

ſcheerungen in Augenſchein genommen wurden, mit Beaten den Jubelchor:

„Lobſingt dem ewigen Sohn,
Engel des Herrn!“ **)

Zwar war dieſer Chor, wie die Vorigen vierſtimmig geſetzt; aber Gottfried hatte Beaten gewöhnt, den Geſang zweier Stimmen durchzuführen, wie er ſelbſt die beiden andern übernahm. Doch — wie ſeltſam, wie wehmüthig wurde jetzt den beiden Sängern zu Muthe, als ſie ſich wieder, wie ſonſt, allein in dieſem Zimmer zuſammen vor dem Flügel fanden, an welchem ſie ſo oft in jener heiligen Muſik die reinſte Seligkeit genoſſen hatten. Das Zimmer, der Flugel, die Harmonien, — ſie waren alle noch dieſelben, und führten mit unwiderſtehlicher Macht die ſchönſten, wonnigſten Tage unbewußten Einverſtändniſſes aus der Zauberferne vergangener Jahre herauf. Ohnehin löſt wahrhafte, tief empfundene Muſik uns die Seele, und — ſehnend regt ſie die

**) Recit. Nro. 31 und Chor Nro. 33. ebend.

verſteckten Schwingen, um in die alte, nie vergeſſene Heimath, um in der Liebe freien Aether ſich zu erheben. Aber — wie ſchwer drückten nun die Ketten der Pflicht und der eiſernen Verhältniſſe die im Grunde ſo eng verſchwiſterten Seelen nieder, und hielten ſie, wie mit kalten Todeshänden, aus einander! Gottfried mußte ſehr an ſeine ſelige, vielgeprufte Mutter denken, und an das heute zu namenloſen Schmerzen geborne Kind, um das ſtürmiſche Herz zu beruhigen; Beate an das den Eltern gegebene Verſprechen, um die tiefe Bewegung ihrer Seele zu verbergen. Doch begegneten und vereinten ſich die ſchweren Seufzer, in welchen beide aufathmeten, als der Geſang beendigt war, und ſie, um ſich ſelbſt, um jeder dem Anderen zu entfliehen, raſch aufſtanden, um zur Geſellſchaft in das anſtoßende Zimmer zu gehen. —

Hier war viele Freude. Die Liebe hatte ſich auch hier in gar mancherlei Weiſen bezeugt, und ſo manchen Wunſch, der nur entfernt ſich errathen laſſen, auf

das Schönste erfüllt. Und ist Geben wohl seliger als Nehmen, so ist doch auch Nehmen gar selig, wenn es Liebe ist, die da giebt; denn es vollendet die Liebe, indem es den Erfreuenden erfreut, und den Empfangenden durch Selbstdemuthigung zu dem Geber erhebt. Die Kinder hatten ihren Eltern zierliche Arbeiten dargebracht, die Gatten, die Freunde, einander beschenkt, — auf daß an einem Tage, an welchem der Himmel die ganze Erde mit allen ihren zukunftigen Geschlechtern gleichsam an's Herz gedruckt, um sie alle zu seiner beseligenden Liebe zu erwärmen, — damit an solchem Tage auch Alle einander durch Geben und Empfangen beseligen möchten.

Christ-Briefe hatte Gottfried fur jene, die durch Alter und Wurde ihn uberragten, nicht zu schreiben gewagt, sondern sich damit begnugt, daß er unter die Namen, die auf farbigen Papierstreifen die Bestimmung der verschiedenen Gaben anzeigten, kurze Spruche *) geschrieben. So — dem alten Berthold:

*) Nro 7. 50. 68. 11 und 79 des Angelus Silesius a. a. O.

„Die Welt iſt deine See, der Schiffmann Gottes Geiſt,
Das Schiff dein Leib, die Seel' iſts, die nach Hauſe reiſt."

und dem Oberförſter:

„Fragſt du, was Gott mehr liebt, ihm wirken, oder ruh'n?
Ich ſage, daß der Menſch, wie Gott, ſoll beides thun."

Dann dem Vater Ehrhard:

„Ein Menſch der ſeine Kraft, und Sinne kann regieren,
Der mag mit gutem Recht den Königstitel führen."

und der Mutter:

„Das Licht der Herrlichkeit ſcheint mitten in der Nacht;
Wer kann es ſehn? Ein Herz das Augen hat und wacht."

aber dem Pfarrer:

„Dein Herz iſt ein Altar, dein Will' iſt Opfergut,
Der Prieſter deine Seel', die Liebe Feu'r und Gluth."

Sie hatten alle zu gleicher Zeit ſchweigend ihre Sprüche geleſen; zugleich winkten ſie dem hereintretenden Gottfried

freundlich dankſagend zu. „Ach wüßtet ihr, dacht er bei ſich ſelbſt, was ich leide ſahet ihr hinein in das verarmte ſchmerzgebrochene Herz, ihr würdet mich mit den Bezeugungen eures Dankes und Wohlwollens verſchonen, die wie einzelne Waſſertropfen ins Feuer — deſſen verzehrende Glut nur vermehren.“ Aber auch Karl ſchien etwas ernſter und ſtiller geworden; Beaten ſah man Zerſtreutheit und faſt gezwungene Fröhlichkeit an; — die gute Eliſabeth war gedrückt, und hielt ſich, als wäre ſie ſelbſt gekränkt, gegen Beate etwas ſpröde und einſylbig. Nur die Kinder waren vollſelig, und die Dienſtboten glänzten in überſchwellendem Vergnügen, weniger wegen der reichlichen Chriſtgeſchenke, als — weil ſie Theil nehmen durften an den Freuden ihrer Herrſchaft und der vornehmen Fremden. Die Eltern und ihre Freunde ſchienen heiter, und ganz durch das ſchöne Familienfeſt befriedigt. Nur die Mutter warf je zuweilen einen forſchenden Blick auf Beaten, den ſie jedoch gleich wieder zu-

rücknahm, oder in ein vertrauliches Zunicken übergehen ließ, wenn dieſe gerade auch zu ihr hinſah. Jetzt trippelte ſie von einem Tiſche zum andern, und als ſie nun ſah, daß Alle ihre Gaben in Beſitz genommen hatten, da rief ſie ihrem Manne zu: „Nicht wahr, Väterchen! jetzt iſt es wohl auch Zeit, daß das Chriſtkind zu unſeren jungen Leutchen komme, die für uns Alle ſo ſchön geſorgt haben?“ Gottfried hörte es, und ein unſäglicher Schmerz durchzuckte ihn; denn es war ihm, als ſollte das ſchon gebrochene Herz noch einmal gebrochen werden, als ſollte er noch einmal ſein Liebſtes auf ewig —, unwiederruflich — verlieren. Auch Beate war ängſtlich geſpannt; ſie wußte nicht, warum. Schon wollte Gottfried, als Vater Ehrhard der Anfrage der Mutter zugeſtimmt hatte, in das andere Zimmer gehn, um auch die dritte Chriſtfeier muſikaliſch einzuleiten. Da hielt der Pfarrer ihn freundlich bei der Hand zurück, und ſagte: „Das überlaſſen ſie mir; ſie wiſſen ja, daß auch ich ein wenig ſingen

kann, und gerne möcht' auch ich mein Scherflein zu dem heutigen Feste beitragen." Gottfried blieb; aber der Pfarrer ſetzte ſich an den Flugel und begann mit tiefer, gehaltvoller Stimme einen, wie aus weiter Trauerferne ſchauerlich heranwogenden Geſang:

„Blick auf! Nacht bedecket das Erdreich, dunkle Nacht die Völker!"

Dann, als wenn erſt ein ſanft goldner Dämmerungsſtrahl aufleuchtete, aber raſch in ein prächtig glühendes Morgenroth überginge, das eben ſo ſchnell ſich in ſtrahlenden Sonnenglanz verwandelte:

„Doch über dir gehet auf der Herr, und ſeine Herrlichkeit erſcheint über dir, und die Heiden wandeln in deinem Licht, und die Könige im Glanze deines Aufgang's."

Und nun öffnete die Mutter das dritte Zimmer, und — Niemand wußte, wie es zuging, aber vom Flugel her erſcholl jetzt in vollem vierſtimmigem Chor:

„Uns iſt zum Heil ein Kind geboren, uns zum Heil ein Sohn gegeben, welcher ewig herrſcht durch ſeine Liebe, und ſein Name wird genennet: Wunderbar, Herrlicher, Emanuel und ewig — ewig Heiland und Friedensfurſt.“ *)

Indeſſen waren Beate, Karl und Gottfried in das Zimmer eingetreten, und entgegen ſtrahlte ihnen der Glanz vieler hundert Lichter, die auf einem hoch aus dem mittleren Tiſche emporwachſenden Chriſtbaume brannten, und ein köſtlicher Duft umſtrömte ſie von zwei reichen Blumenſträußen, die auf den beiden Seitentiſchen in ſchönen Porzellangefäßen ſtanden. Von der Mutter ein jedes an den ihm beſtimmten Tiſch gewieſen, fand Karl auf dem mittleren einige ſehr zierliche Arbeiten von Beatens Hand, manche andere freundliche Geſchenke vom Vater und den Verwandten, und von Gottfried den Spruch:

*) Aria Nro. 11 und Chor Nro. 13 aus Händ. Meſſ.

„Wer ſich an Chriſtus ſtößt. — er iſt ein Felſenſtein, —
Zerſchellt; wer ihn ergreift, kann ewig ſicher ſeyn!“ *)

Beate ſah ihren Tiſch rings mit längſt gewunſchten Gaben bekränzt; aber in der Mitte ein Blättchen, auf welchen zierlich geſchrieben war:

„Die lauter wie das Licht, rein wie der Urſprung iſt,
Die Seele wird von Gott für Jungfrau auserkieſt.“ **)

Darunter lag ein einfacher goldener Ring, hinter welchem, mit großen himmelblauen Fraktur-Buchſtaben von der Hand des Vaters, die Worte hervorſchimmerten:

„Reich ihm den Ring, den ſie, die dich geboren,
Zum Bräutigam dir heute auserkoren!“

Aber Gottfried fand nichts auf ſeinem Tiſche, als eine Lorbeerkrone, in deren Mitte ein kleines Blatt lag, auf welchem, indem er es aufnahm, er die Worte las:

„Die ſchönſte Kron' hat Liebe ſich errungen,
Wenn ſie ſich ſelbſt in Demuth hat bezwungen.“

*) No. 59 d. Spr. v. Ang. Siles. **) No. 23 derſ.

Doch wie erſchrack er, als er unter dem Blatte die goldene Kette ſeiner Mutter mit dem Rubin-Kreuze liegen ſah! Kaum vermochte er noch zu leſen, was auf dem darunterliegenden Papiere ſtand! In Todesangſt las er:

„Die Gabe darfſt du ſelbſt Ihr überreichen
Die du der liebſten Mutter willſt vergleichen.“

Und ehe er noch ſich erholen, und den Sinn, der in dieſen Worten lag, faſſen konnte, hatte Karl von ſeinem Tiſche die weiße Ueberdecke abgenommen, — ein einfach geſchmückter Altar glänzte hervor. — Gottfried ſah mit einem Blicke voll unendlich ſchmerzlicher Sehnſucht nach Beate, Beate in ängſtlich zweifelnder Verwirrung hinüber nach Gottfried; da trat der Pfarrer zwiſchen Beide, und zog ſanft ſie zu einander vor den Altar. Gottfried, aus einſamer Nacht plötzlich hinaufgeriſſen in die ſelige Klarheit des Himmels, ſchlang mit bebender Hand die goldene Kette um den Lilienhals ſeiner Verlobten, — Beate reichte zitternd den Ring ihm entgegen; aber der Pfarrer legte ſegnend

ihre Hände ineinander. Eine tiefe, feierliche Stille herrschte für einige Augenblicke. Die Eltern zerflossen in Thränen, — alle waren auf das Tiefste gerührt. — Elisabeth mußte sich auf einen Sessel niederlassen; die unendlich freudige Ueberraschung hatte sie zu sehr ergriffen. Lange sahen Gottfried und Beate sprachlos einander an; — aber überwältigt von der endlich befreiten Liebe neigte Gottfried sich hin zu seiner Braut, und küßte sie inbrünstig auf die Stirne; dann eilten beide, von gleichen Gefühlen getrieben, zu den Eltern, sie, innigst dankend, zu umarmen. Auch Karl wurde von Beiden geherzt und geküßt; die älteren Freunde brachten ihre herzlichen Glückwünsche, und von den herbeispringenden Kindern wollte jedes zuerst seinen Kußantheil haben, wohl ein wenig, um gleich wieder seinen Spielsachen zueilen zu können. Indessen war Elisabeth wieder zu Kräften gekommen und sie sprang nun ganz jugendlich auf und zu dem Schulzen und seiner Frau, und küßte beiden die Hände, indem sie

mit wonnestrahlenden Augen zu ihnen aufsah, sie versichernd, daß sie im ganzen Lande keinen braveren Sohn hätten finden können, als Herrn Gottfried. „Das haben wir auch gedacht," erwiderte gutmüthig Frau Ehrhard, „sonst hätte Ihr Herr gewiß unser Beatchen nicht gekriegt. Aber Beate hat einen scharfen Blick, und ein immer richtiges Gefühl, weil es immer rein ist; und sie hat ihn erkannt, und wir wußten, was sie einmal liebt, das liebt sie auf immer, und hält es fest mit allen Kräften ihrer Seele." Sie wollte noch Vieles sagen; denn, wenn sie von Beaten zu sprechen kam, dann war es, als wurde sie selbst wieder jung, und sie war stolz auf ihr liebliches Töchterchen. Aber aus dem vorderen Zimmer erscholl jetzt ein Jubelgesang, der sie Alle hinüber zog. Die vier Sänger der Kirche, welche der Pfarrer, als er in die Liebesverschwörung hineingezogen worden, für diesen Abend hatte kommen lassen, und die dann die erste Ueberraschung hatten bereiten helfen, stimmten jetzt den glor-

reichſten, jubelndſten Chor an, der vielleicht noch je aus Menſchen-Herzen ſich zu dem Allſchöpfer und Allbeſeliger aufgeſchwungen hat. Sie ſangen:

„Hallelujah! Hallelujah! Denn Gott, der Herr, regiert allmächtig! der Herr wird König ſeyn! Das Reich der Welt iſt nun des Herrn, — des Herrn, und ſeines Chriſt, und er regiert auf ewig! Hallelujah! Hallelujah! Herr der Herrn! Der Götter-Gott! Hallelujah! Hallelujah! Hallelujah!“ — *)

Gottfried und Beate hatten mit geſungen, und gewiß war dieſer Chor noch nie mit größerer Inbrunſt zum Himmel aufgejubelt worden, denn nie noch hatte ein ſeligeres, in Gott einträchtigeres, Brautpaar ihn geſungen!

*) Chor Nro. 33 a. H. Meſſ.

III. Chriſttag.

Hymne. *)

Vielgeliebter, Hochgeprieſ'ner!
Dich, o ſeel'gen Sohn der Jungfrau
Von Jeruſalem, ich feire,
Der die trügeriſche Schlinge,
Der die Erdenſchlang' vertriebeſt
Aus des Vaters weiten Gärten,
Steigend nieder bis zur Erde
In das fremde Land der Menſchen,
Steigend in den Abgrund nieder,
Dahin, wo der Tod beherrſcht'
Tauſende von Seelen-Völkern;
Wo der Greis vor dir erſchaudert,
Aides, der Altergraue,
Und der Hund, der Volkverſchlinger,
Scheu entwich von ſeiner Schwelle.

*) Worttreue Ueberſetzung der neunten Hymne des Synesius, Biſchof's zu Ptolemais in Aegypten, zu Anfang des fünften Jahrhunderts.

Aber du, der heil'gen Seelen
Schaaren aus dem Unheil lösend
Durch die reinsten Opferungen,
Brachtest Lob und Preis dem Vater.
Als dann, Herr! hinauf du fuhrest,
Rings vor dir der Luftdämonen
Ungeheurer Schwarm erhebte. —
Und der unbefleckten Sterne
Ew'ger Chor vor dir erstaunte.
Doch der Aether, heiter lächelnd,
Er, des Einklangs weiser Vater,
Auf der siebensait'gen Leier
Stimmet an die Harmonien,
Zu des Sieges Jubelfeier!
Auch des Lichtes Herold tönet,
Der den Morgen uns verkündet,
Und des Abends zeitner Bothe,
Hesperus, der Stern Gotherens.
Aber, seiner Arme Schimmer
Aus des Feuer's Strom' erfüllend,
Schreitt der Mond einher als Führer.
Und als Hirt der nächt'gen Welten.
Doch die hehre Sonne breitet
Weithin aus die Strahlenlocken,
Ueber die verborgnen Pfade,

Denn ſie Gottes Sohn erkannte.
Weltvernunft, den beſten Künſtler,
Urgrund ihres eig'nen Feuers.
Aber du, die Flügel ſchwingend,
Auf des hohen, azurblauen
Himmels Wölbung dich erhobeſt,
Und zu jenen ungetrübten
Geiſt'gen Sphären hin du flogeſt,
Wo der Urſprung alles Guten,
Himmel, tiefgehüllt in Schweigen,
Wo die Zeit, die unermüdlich
Endlos fließet, die Geſchlechter
Dieſer Erd' nicht mit ſich reißet,
Noch des tiefbewegten Stoffes
Uebel ſchaamlos ſie ergreifen;
Sondern, wo der Aeon ſelber,
Der Uralte, nimmer alternd,
Einzig alle Ewigkeiten
Waltet über allen Göttern!

Höchster Himmel.

Wenn, dankend Gott, wir heiß nach ihm verlangen,
Dann wird zur Himmelsleiter das Gebet,
Die Seligkeit von dort hernieder weht,
Wenn Herzen sich in reiner Lieb' umfangen.
Doch, wollt' zum höchsten Himmel ihr gelangen,
Wo Zeit und Raum in Wonnerausch vergeht, —
Vereinet, wenn ihr liebt, euch im Gebet,
Und schon ist Ewigkeit euch aufgegangen!
So schön wir in heitern Frühlingstagen
Die Erd' gesegnet durch der Sonne Licht,
In blauem Duft den Dank zurück ihr tragen;
Doch wenn sich treue Hände dann durchschlingen,
Mit Andacht Lieb' im Blicke sich durchflicht,
Wird euer Herz die höchste Seligkeit durchdringen.

Doppelte Liebe-Seligkeit.

Viel ſeliger ſcheint Geben als Empfangen,
Weil unſer beſſres Daſeyn wir erweitern,
Wenn, ſonnengleich, wir Segen rings verbreiten
Zu ſel'ger Ruh im andern Selbſt gelangen.
Doch, wem das volle Licht iſt aufgegangen,
Der ſchöpft in Beidem gleiche Seligkeiten,
Da, wie er ſchwelgt im Geben ſchöner Freuden,
Er ſchwelgt auch, darf erfreu'n er durch Empfangen.
So ſeh'n die Sonne wir ſich ſelbſt genießen,
Wenn ſie die goldnen Strahlen ſendet,
Die ſich im Thau miriadenmale ſpiegeln;
Doch ſelig auch, wenn Blumen ſich erſchließen,
Und, dankbar, ſehnſuchtsvoll zu ihr gewendet
Ihr liebend Herz in Duft und Glanz entſiegeln.

Maria.

Ein Knabe ſaß in ſpäter Nacht
Mit ſeinem Gram alleine,
Und traurig ſah in's Kämmerlein
Der Mond mit trübem Scheine.
Dem Knaben ſank das müde Haupt,
Gebeugt von ſchweren Leiden;
Nicht ſinnen konnt' er, denken nicht,
O könnt' er doch nur weinen!
Doch wo auch hin ſein Auge ſah,
Wollt' ihm kein Troſt erſcheinen.
Und immer ſchwerer wurd' das Herz,
Weil Schmerz nicht wollte ſcheiden.
Da ſprach der Knab' ſo tief betrübt:
„O Mutter, Jungfrau reine!
„Laß brechen mir das arme Herz,
„Laß mich von hinnen ſcheiden!"
So rief er, hob die Händ' empor,
Und fleht mit ſtummen Zeichen,
Und hofft vertrauend auf den Tod,
Auf's End von Qual und Peine. —

Doch wie er harrt, da kommt ein Klang
Gleichwie aus Ewigkeiten,
Und eine Jungfrau hehr und klar
Sich ſeinen Blicken zeiget.
Von mildem Glanz iſt ſie umſtrahlt,
Duft iſt ihr blaues Kleide,
Von Dornen eine Krone ſcharf
Ihr einziges Geſchmeide.
Und ihre Linke faßt ein Kreuz,
Das glänzt in hellem Scheine,
Die Rechte hält den Leidenskelch,
Voll purpurrothem Weine. —
Erſtaunend ſchaut der Knabe hin,
Er muß die Kniee beugen;
Er kreuzt die Arme zum Gebet,
Sucht Worte, findet keine.
Doch plötzlich, wie aus ſchwerem Traum,
Erwacht im Gnadenſcheine,
Spricht er mit Inbrunſt ein Gebet,
Und kann nun wieder weinen. —
Und näher ſchwebt die Jungfrau ihm,
Sich huldvoll zu ihm neiget,
Sie blickt ihn himmliſchtröſtend an,
Will ihm den Becher reichen.
Da fühlt er glühendheißen Durſt

Nach jenem Purpurweine.
Und wie er trinkt, flieht aller Schmerz.
Entfliehen Gram und Leiden. —
Und wieder tönt ein Wunderklang, —
Empor die Jungfrau steiget,
Das Blut im Kelch zur Flamme wird
Das Kreuz zum Palmenzweige;
Statt Dornen krönt ein Lilienkranz
Die Jungfrau hehr und reine,
Und lichte Engel preisend laut,
Zum Himmel sie geleiten.
Da schaut der Knabe selig auf,
Wohl zu des Himmels Scheine,
Verschwunden ist ihm Gram und Noth
Für alle Ewigkeiten.

Auferſtehung der Liebe.

Verlaſſen einſt, in trüber Einſamkeit,
Sah ich des Abendrothes Glanz erbleichen,
Die letzten Blätter fallen von den Zweigen,
Und fühlte ſchmerzlich die Vergänglichkeit.
Da kameſt Du mit Engels Freundlichkeit,
Und auf ſah ich zwei Sterne tröſtend ſteigen,
Und, wie ſie mir des Himmels Frühling zeigen,
Schau' ich entzückt in die Unendlichkeit.
Vergeſſen iſt des Herbſtes ſtürmiſch Toſen,
Vergeſſen, wie des Abends düſtrer Schein
Mich immer ſchwerer machte, immer trüber;
Denn Lilien grüßen mich und Liebesroſen,
Vergißmeinnicht es lispelt: „Ich bin dein!“
Und froh ruf ich: „Je länger, deſto lieber!“

Liebesglück.

Es iſt ſo ſüß, an treuer Bruſt zu liegen,
Und, ruhend in dem innigſten Vertrauen,
Des Herzens Wunſch im Auge klar zu ſchauen,
Daß Beide ſich einander voll genügen.
Wie da die Seelen trunken ſich umſchmiegen,
Und auf des Himmels reichbeblümten Auen
Der Liebe Tempel wonniglich erbauen,
Da will den Traum die Wirklichkeit beſiegen.
Ein ſolch Zauberſpiel hat nun begonnen,
Für jedes Geben tauſendfach Empfangen,
In heißen Thränen nie gefühlte Wonnen;
Und, ſtrahlend über'm Morgenroth der Wangen,
Begrüßen ſich verklärt die Augenſonnen,
Vom ew'gen Friedensbogen ſanft umzogen.

Ein Tag auf dem Stadtthurm zu Andernach.

(Zwölf Blätter aus dem Tagebuch eines Engländers).

1.

Der Menſch möchte Alles, oder doch möglichſt Vieles genießen, und weil die Welt immer größer und reicher wird, ſo fängt er immer früher an, und genießt immer ſchneller; aber darum freilich auch nicht halb ſo tief und innig, und — im Grunde gewiß nur halb ſo viel und halb ſo lange, wie ſonſt. So nippt er jetzt ſchon aus jedem Freudenbecher nur ein Schluckchen, um aus allen Bechern koſten zu können, und begnügt ſich mit flüchtiger Anſicht und Bekanntſchaft, wo er ſonſt nach Einſicht und Vertraulichkeit verlangte. Schon iſt die Reiſe klein, wenn ſie nur durch Frankreich, Italien, die Schweiz und die Rheingegenden geht, und um groß zu heißen, muß ſie faſt ganz Europa verſchlingen. Da muß man froh ſeyn, wenn man

auch nur zehn Minuten vor dem Strasburger Munster und vor Göthe, und funf vor dem Papst und dem Rheinfall zu Schaafhausen gestanden hat. Bald aber wird es nicht mehr genug seyn, den Kölner Dom und den heil. Christoph in München, und das jungste Gericht in Rom gesehen zu haben, vom Pariser Koth, vom Berliner Sand, und vom Wiener Staub sprechen zu können, und Stammbuchblätter von Walter Scott, von Viktor Hugo und Thorwaldsen zu besitzen; — in einen amerikanischen Urwald und bis zu einer Oase im sandigen Arabien muß man durchgedrungen seyn, drei Minuten bleiben für den Fall des Niagara und höchstens drei Wochen für die Ruinen von Meroe, Persepolis und Ellora, und wer nicht Bolivar und Mina und Miaulis, und dazu noch ein halb Dutzend abgedankter Könige und den Pascha von Egypten — im Stammbuch hat, der hat Nichts.

Auch mir fehlte es nicht an Lust und Begierde, Alles auf Erden, was einem anständigen Manne genießbar wäre, zu

genießen; allein ich war etwas zu sanguinisch gewesen, und hatte bei Anlegung meines Vermögens die Geschicklichkeit der englischen Mechaniker zu hoch, und die Macht und Gewalt eines mit dem Meere vermählten Stromes zu gering angeschlagen. Einige Dampfschiffe sprangen in die Luft; die Themse stieg hinab in den halbvollendeten Tunnel, und so zerstob ein Theil meiner Capitalien, und meine weitfahrenden Pläne wurden zu Wasser. Ich mußte mich mit einer Viertelsreise auf das Festland begnügen und wählte die Rheingegenden.

Schon hatte ich alles Merkwürdige in Köln recht sorgfältig betrachtet, und so genau, als möglich, gezählt, gemessen und aufgeschrieben; die vielen alten Kirchen und die wenigen neumodischen Menschen darin, die ehemaligen Klöster, worin jetzt zehnmal mehr Waffenbrüder casernirten, als sonst Mönche, die aber vor diesen das Verdienst hatten, auch ohne Gelübde sich des Gehorsams, der Ehelosigkeit und der Armuth zu befleißigen; dann auch die

ſchwarzbemäntelten Bettelweiber mit ihren abgegriffenen Roſenkränzen an den Eckſteinen der Kirchenthüren, und auf den Spaziergängen ſo manche weſpenartig geſchnürte und überputzte Bürgerstochter mit halbverwelkten Roſen auf den Wangen und trüben Lebens- und Liebeslichtern in den romantiſirten Augen. Nicht minder fleißig war ich zu Bonn geweſen und hatte den dunkeln Münſter und die hellen Univerſitätsgebäude beſucht, und in den Hörſälen viel Gelehrſamkeit und vielerlei Syſteme, auf den Luſtorten viel Wind und wenig Geſelligkeit gefunden. —

2.

So, faſt erdrückt von dem Reichthum der altkölniſchen Kunſt und halb niedergebeugt von der ſchweren Laſt der neubonniſchen Wiſſenſchaft, fuhr ich an einem duftigen Herbſtmorgen dem ſtolzen Siebengebirg entgegen, und ließ Kirchen- und Schulſtaub von der lebendigen Oſtluft aus Augen und Ohren mir wegweben. Die Lerche wirbelte dem Herrn ihr Morgenlied, gewiß eben ſo ſchön, als am erſten bräutlichen Schöpfungsmor-

gen, und auf allen Bäumen prangten goldene Früchte und die ganze Gegend lachte mir freundlich entgegen, vom blauen Duft nur zart verſchleiert, nicht verhüllt. Aber das Siebengebirg in ſeiner Majeſtät ſchien mir freundlich-ernſt ſagen zu wollen: „Fortan verfolge bedächtiger deinen Weg; denn du naheſt der erſten Thronſtufe des königlichen Rheines! Im Niederland — da ließ er dir das ſchönſte Waizenbrod zur Nahrung reichen; an der Pforte des Hochlandes heißt er mich, mit einem Becher Weines dich begrüßen, und dir zur Stärkung ihn darreichen, damit du Kraft gewinneſt, alle Stufen ſeines Thrones leicht hinanzuſteigen!“ — Und ich vernahm das freundliche Wort, und that, wie mir gerathen worden. In den flachen Niederlanden hatte ich das Trinkgeld des Poſtillons verdoppelt, um nur recht bald die ſchon meilenweit entgegenkommende Thurmſpitze des nächſten Ortes nicht mehr zu ſehen; nun verſprach ich es zu verdoppeln, wenn ich Schritt vor Schritt gefahren wurde, nur um die immer wechſelnden

Ausſichten gleichſam tropfenweiſe einzuſchlurfen. — Mein Wille geſchah, — weil ich nicht vorausbezahlte, und es läutete Mittag, als ich nach Remagen kam. Es war tief Abend, faſt Nacht, als ich dem alten Andernach nahte. Und doch wäre ich auch jetzt noch lange nicht bis dahin gekommen, wenn überall auch der Wagen ſtill gehalten hätte, wo mein Auge von neuer überraſchender An- und Ausſicht gefeſſelt wurde. Der kühne Drachenfels, die hochanſtrebende Löwenburg, die waldgekrönten Weinberge, die Burgruinen aus phantaſtiſcher Ritterzeit und die Baſaltfelſen, wie Säulen des erſten Naturtempels, die vielen zierlichen Dorfſchaften, aneinander gekettet durch Reihen von Obſtbäumen, das lockende Rolandswerth, mit ſeinen lieblichſten klöſterlichen Erinnerungen und ſeiner ſtärkenden erfreulichen Gegenwart, die ſtolzen Schiffe ſtromauf- und ſtromabwärts, und die leichten Kähne an ihnen vorüber, und Alles von den ruhig wogenden grünen Fluthen des Rheines, wie durch ein lebendiges Hoffnungsband verknüpft, und über Allem

das Antlitz des Himmels, der mit ſeinen blauen Augen der Erde die Verſicherung ſeiner treuen Liebe und ſeines ewigen Beſtandes gab! — Wie oft hätte ich da ausrufen mögen: O Gott, die Herrlichkeit deiner Werke iſt zu groß für Eines Menſchen Bruſt; gieb mir eine Gefährtin, mit der ich die Fülle der Genuſſes theile! Nein, umgieb mich mit Tauſenden, die fühlen, wie ich, auf daß wir Alle zu dir aufjauchzen, und Jeder von uns den ganzen vollſtimmigen Lobgeſang dir darzubringen meine!

3.

Und je weiter ich kam, um ſo herrlicher wurde die Gegend, und als ich im letzten Abenglanz zu meiner Linken den kühngewölbten Hammerſtein, und rechts den gradabſchüſſigen Krahnenberg, zwiſchen Beiden die prächtigen Thürme von Andernach, und im fernen Hintergrund den blauen Gebirgszug des Weſterwaldes gewahrte, und in jedem Augenblick neue Schönheiten hervortraten, da beſchloß ich, in dieſer Gegend einen Ruhetag zu feiern.

Zunächſt verlor ich nun jene Thürme von Andernach wieder aus dem Geſicht, und eine tiefe Dammerung bedeckte ſchon die Gegend, als bei einer Wendung der Straße, ſie ganz nahe vor meinen Augen ſtanden, — der große — als ein ernſtes Fragezeichen; die beiden anderen als die Antwort darauf, aber mit einem Doppelpuncte, welcher den Schluß zu errathen ließ. Wirklich war der große Thurm, wie ich bald vernahm, zum Schutze der Stadt erbaut worden; die beiden anderen gehörten zur Hauptkirche; dieſer zunächſt lag der alte Kirchhof. So ſorgte ehemals die weltliche Macht fur die geiſtliche, und dieſe fuhrte das Weltliche uber das Grab in den Himmel! Der Staat war das Mittel, die Kirche das Leben, der Himmel das Ziel. — Ich dachte nun hinter dem großen Thurme und in der heitern Gegend eine große und heitere Stadt zu finden; aber ich fand nur ein kleines, dumpfes Neſt. Doch war die enge Straße voller Menſchen; denn am anderen Tage ſollte der weitberuhmte Birnkrautsmarkt gehal-

ten werden. Ein freundlicher Wirth, der ſein franzöſiſches Vaterland aufgegeben, um es mit ſeinem deutſchen Frauenland zu vertauſchen, fand pour Monsieur l'Anglois noch ein Stübchen, und ich ging bald zur Ruhe, um am andern Tage vor Sonnenaufgang den hohen Thurm zu beſteigen. Von hier aus wollte ich der ſchönen Gegend ſo recht in's Angeſicht ſchauen, und Alles rings umher in Ein großes Bild zuſammenfaſſen. Denn wie ich als Kind und Knabe am liebſten in engen Wieſenthälern und in ſchattigen Hausgärten und bei einzelnen Blumen und Bäumen verweilte, ſo dürſtete ich jetzt nur nach Höhen und weiten Ausſichten bis in die unabſehbare Ferne. Und nicht blos eine Viertelſtunde nahm ich mir vor, auf dem Thurme zu bleiben; ſondern unter allen Beleuchtungen, in allen Stimmungen der Tageszeiten wollte ich die Gegend ſehen, wie man auch dann erſt einen Menſchen vollſtändig kennt, wenn man ihn in den verſchiedenſten Lebensverhältniſſen beobachten konnte. Freilich giebt es viele All-

tagsſeelen, die man, wie eine leere Trommel, durch einen Ton ſchon kennen lernt, und ſo auch Gegenden, die mit einem Blicke ſchon erſchöpft werden. Aber dieſe Rheinlandſchaften ſind wie geiſtreiche Menſchen, die man, wenn auch nicht zu jeder Jahres-, doch zum wenigſten zu jeder Tageszeit geſehen haben muß, wenn man ſie ihrem Werthe gemäß erfaſſen will.

4.

Noch war Alles ſtill in der kleinen Stadt, bis auf einige Sperlinge, die auf der Dachrinne des Hinterhauſes ſaßen und dem reichen Hafermahle im Hofe entgegen zwitſcherten, das ihnen von den heutigen Marktgäſten aufgetiſcht werden ſollte. Im Hauſe regte ſich Nichts, als der Perpendikel in der großen Standuhr, die eben funf ſchlug, als ich ſchon den beſtellten Thurmer am Fenſterladen des Zimmers klopfen hörte, worin der Hausknecht ſchlief. Ich ſprang aus dem Bette, kleidete raſch mich an, nahm Fernrohr und Zeichengeräthe zur Hand, ſteckte meine Gregflaſche und ein Milchbrod zu mir,

und ehe noch der müde Hausknecht ſeinen kurzen aber tiefen Schlaf aus den Augen gerieben hatte, war ich ſchon unten, riegelte die Thüre auf und überließ ihm nur die Sorge, ſie wieder vor unerwünſchten Gäſten zu verſchließen. Der Thürmer, der mich für einen Stockengländer hielt, und deshalb glaubte, daß ich kein deutſch und nur etwas franzöſiſch verſtunde, aber dabei reich ſey, zog behende ſeinen ſehr nachgiebigen Hut herunter, buckte ſich ſehr tief und ſagte: „Bonn ſchur, Muſje, foules fous alleh apreſang auf di Thurm?“ Als ich ihm hierauf antwortete: „Ja, mein Freund, recht gerne;“ da blieb er verwundert ſtehen, und ſein ängſtliches Angeſicht entrunzelte ſich, weil er ſich nun keine Mühe mehr zu geben brauchte, ſich verſtändlich zu machen; doch fragte er mich noch in halbgebrochenem Deutſch: „Si ſprech alſo deutſch?“ bis erſt mein: „Ja ja, laſſen Sie uns nur weiter gehen,“ — ihn völlig beruhigte, und wir nun unſern Weg dem Thurme zu nahmen. Alle Thüren, alle Läden waren noch geſchloſſen;

nur ein Bäcker öffnete eben ſein kleines Fenſter und zog ſeine Schlafmütze vor mir ab, als vor einem fremden Herrn, der am heutigen Markttage vielleicht noch Butterbretzeln bei ihm kaufen werde, die bekanntlich zu den weiteſt und breiteſt berühmten Andernacher Fabrikaten gehören. Bald darauf bat der Thürmer mich, ihm zu verzeihen, daß der Weg nun in ein enges Gäßchen einlenke; — dann ging es in ein noch engeres, dann eine ſchmale Treppe von hervorſtehenden Steinen hinauf, längs der Stadtmauer hin — an den Thurm, — und die dunkle Wendeltreppe raſch hinauf! — Da ſtand ich oben auf der Zinne und ſchaute, und Alles war ruhig und prachtvoll ringsumher, und feierlich über den ſtillen Bergen röthete ſich der Morgen. Aber im Thale ſchlief noch Alles, und ſelbſt der gewaltige Rhein ließ ſeine breiten Spiegelfluthen geräuſchlos dahingleiten. Ich empfand die Allgegenwart Gottes, und wie das eingeathmete Licht der Sonne aus der Blume wieder ausſcheint in zarten Farben, wie

es von der ſtillen Pflanzenſeele wieder ausgehaucht wird in ſüßen Düften — ſo ſtieg auch aus meinem Herzen Anbetung empor, und ich war Gemeinde und Prieſter und Altar und Opfer zugleich. Unwillkührlich entblößte ich mein Haupt, und betete im Geiſt aus ganzer Seele:

„O Gott, wir loben Dich! wir erkennen, daß Du der Herr biſt! Dich, den ewigen Vater, betet der ganze Erdkreis an. Zu Dir jauchzen unabläſſig die Cherubim und Seraphim. Heilig, heilig, heilig, Herr Gott Zebaoth! Der Himmel und die Erde ſind deiner Majeſtät und deines Glanzes voll.*)“

Und der Thürmer ſchien mir wohl anzuſehen, daß ich etwas anderes that, als nur ins Weite ſchauen; denn auch er zog ſeinen Hut herunter, und ſprach halb laut ein Ave Maria. Dabei ſah er von der Seite nach mir hin, bedeckte ſich wieder,

---

*) So beten Morgens die anglikaniſchen Chriſten. S. das Common Prayer-book der vereinigten Kirche von England und Irland.

als ich es that, — und gewiß iſt, um ſeiner guten Meinung willen, ſein Stoßgebetlein nicht leichter befunden worden, als das meinige! —

5.

Nun war auch ſeine Zunge gelöſt. Auf dem Wege zum Thurme hatte er nur ſo viel geſprochen, als die Ehrerbietung von ihm forderte; denn, daß ich auch deutſch ſprechen konnte, ſchien ihm wohl nur eine zu oberflächliche Gemeinſchaft. Als er aber aus ſympathetiſchem Gefühl mit mir gebetet hatte, gewiſſermaßen, um es mir bequem zu machen, da fühlte er ſich mir um zehn Stufen näher gerückt, und drei Viertheile ſeines Herzens neigten ſich ſchon vertraulich zu mir hin. Als ich nun vollends, um der kühlen Morgenluft die Stirne bieten zu können, einen Schluck aus meiner Grogflaſche that und ſie ihm darreichte, und mein Brod ihm darhielt, daß er ſich eine Hälfte davon ſelbſt abbrechе, da fiel die letzte Scheidewand zwiſchen uns beiden, und ſein Herz lächelte auf ſeinen Lippen und leuchtete in ſeinen

Augen. — „Ja Herr, ſo fing er, ein Viertel Milchbrod noch im Munde, mit mir zu plaudern an, wäre jetzt nur unſer Herr Schuldirector hier; das iſt ein gar freundlicher und gelehrter Herr. Der würde Ihnen Alles beſchreiben, was ſie hier ſehen. Da war vor acht Tagen einer von den Großen von Coblenz hier. Den hat der Herr Director uberall herumgeführt und ihm Alles explicirt. Er hat ihn auch hier auf den Thurm gefuhrt, und dá hab' ich zugehört was er ihm Alles ſo gelehrt vordemonſtrirt hat." — „So erzählt mir, ſprach ich zu ihm, was ihr davon behalten habt, ſo gut als ihr eben könnt." — „Ja, fuhr er, ohne zu zögern, fort, ich hab' mir Alles wohl gemerkt. Sehen Sie, ſprach er zu dem Großen, die Ausſicht von dieſem Thurme kann man wohl ein Panorama nennen; denn man ſieht und ſchmeckt von Allem und aus allen Zeiten Etwas. Die Mühlenſteine da unten am Krahnen — das ſind unverwerfliche Zeugen aus der Urzeit her, als längs dem Rheine noch ſo viele

Vulkane brannten; auch ſind die Ber
auf dieſer und jener Seite noch mit Bim
ſteinen überſät. Dann kamen die alt
Deutſchen weit aus Perſien her, vielleic
Abkömmlinge ihres Gottes Theut; d
Römer nannten ſie aber Germani, etw
weil ſie ſchon damals ſo brüderlich m
einander zankten. Aus dieſer Zeit iſt ab
Nichts ſtehen geblieben; denn der feue
ſpeiende Berg zu Rom hat bis hierhi
Alles mit ſeinen Legionen überſchütte
Nur von einigen Flüchtlingen iſt ſpäte
aus fernen Gegenden in Liedern und Sa
gen etwas Uraltdeutſches wieder zu un
gekommen. — So ſoll da drüben auf der
Berge, wo Sie ein epheubewachſene
Haus ſtehen ſehen, das man Windhan
ſen nennt, der felſenſtarke Rial mit ſei
ner Frau Bergthora gewohnt haben
Der hatte ſchon viele Frauen zu Wittwen
gemacht und war noch nie verwunde
worden. Seine Feinde hielten ihn fü
eiſenfeſt. Aber als er auf einem Streif
zuge den alten Grimmbart im Kampfe
getödtet, da ſchwuren Flöſe und ſeine eil

Brüder, des alten Grimmharts Söhne, ihm den Untergang. Rials Söhne waren alle im Krieg geblieben, und er allein mit Bergthora und ihrem einzigen kleinen Enkel. Da ſchlichen an einem ſtürmiſchen Herbſttage Floſe und ſeine Bruder früh Morgens herbei, als Bergthora eben in das Holz gegangen war, um Feuerung zu holen, und Rial und ſein Enkel noch auf der Bärenhaut lagen. Jeder trug einen brennenden Fichtenſtamm, und damit zündeten ſie Rials Hütte an, und ſteckten die zwölf brennenden Stämme rings in den Boden. Aber Bergthora wurde es auf dem Wege zum Walde gar unheimlich zu Muth, es überlief ſie immer heißer, der Angſtſchweiß ſtand ihr in dicken Tropfen auf der Stirne. Sie vermochte nicht weiter in den Wald hinein zu gehen. Als ſie ſich aber umwandte, da kehrte die Kraft ihr zurück. Wie mit Adlerflügen eilte ſie zu ihrer Hütte. Die ſtand in Flammen! Floſe ſah ſie kommen, und Mitleiden ergriff ſein Herz; denn ſeine Rachegluth war gleichſam aus ihm hinaus und hinüber

gegangen in die brennende Hütte. Er faßte Bergthora bei dem Arm und wollte sie zurückhalten. Aber mit überwältigenden Blicken, wie eine gereizte Löwin, schaute sie ihn an und sprach: „Ich ward jung Rial gegeben; da habe ich ihm gelobt, daß Eins sollte ergehen über uns beide;“ und sie riß sich los und stürzte unaufhaltsam in die lohende Flamme.“

9.

Und kaum hatte der Thürmer geendigt, da ging über Windhausen die Sonne auf und krönte alle Berghöhen mit Licht und Glanz; am nahen Krahnen lichtete ein großes holländisches Schiff die Anker, die frische Morgenluft schwellte die Segel, und als der Steuermann und die Schiffsleute mit abgezogener Mütze ihr Gebet für eine glückliche Fahrt verrichtet hatten, wurden noch einige große Ruder zur Hülfe genommen. Indessen kam des Thürmers Frau und brachte ihrem Manne den Kaffe. Allein dieser, so heimlich froh er dem warmen Frühstück entgegen sah, rief ihr doch mit einem selbstgefälligen

Lächeln zu: „Du kommſt zu ſpät; ich habe ſchon mit dem Herrn Milord gefrühſtuckt.“ Die Frau ſah mich halb dankend, halb verdrießlich an, weil ich ihr gleichſam in ihr Hausrecht eingegriffen hatte, und um ſie ganz zufrieden zu ſtellen, ſagte ich zu ihr, ſie möge ihr Körbchen nur ausladen; ihr Mann habe mein kaltes Morgenbrod nicht verſchmäht, ſo wolle ich jetzt auch mit ihm ſeinen warmen Morgentrunk theilen. Nun meinte ſie zwar, daß ihr Kaffee für einen vornehmen Herrn viel zu ſchwach ſey; indeſſen freute meine Herablaſſung ſie doch zu ſehr, als daß ſie den Wunſch hätte ablehnen dürfen. Ihr Mann wollte in ſeinem heiligen Dienſteifer noch immer fortfahren, mir zu erzählen, was er alles aus den Reden des Directors behalten habe; ich lud ihn aber ein, ſeinen Kaffee warm zu trinken, und er gehorchte gern. Alsbald nahm ſeine Frau ſich meiner an, führte mich um die Zinnen herum, zeigte mir, wo ihr Häuschen ſtehe; dann, wo ſie vor dem Thore ein Gärtchen habe, dann wo der Birnkrautsmarkt gehalten

wird, wobei sie meinte, ich sey wohl des berühmten Marktes wegen hierher gereist.

Aber in raschen Zügen hatte ihr Mann seinen Kaffee hinunter geschluckt, und eilte nun, in sein Amt wieder einzutreten. „Sehen Sie, mein Herr, fuhr er fort, von Windhausen führte der Herr Director den Großen etwas weiter rechts hinauf, und zeigte ihm, wo am Gebirge her die alten Römer viele Meilen weit einen Graben gegen die alten Deutschen aufgeworfen haben, der nun der Heidengraben heißt. In derselben Gegend hat man bei Biber ein römisch Kastell und Bad aus der Erde aufgewühlt und nicht weit davon hat ein römisch Dorf gestanden, wo jetzt die stolze Abtei Rommersdorf steht.“ — Ich gab dem Thürmer meine Verwunderung zu erkennen, daß er das Alles so gut im Gedächtniß behalten habe und das Behaltene so gut wieder zu erzählen verstehe. Seine Frau, die dabei stand, ließ ihm nicht Zeit mir zu antworten; sondern zog die Augbraunen hoch in die Höhe, und sagte mit gehobener Stimme zu mir:

„Das kömmt daher, daß mein Mann auf Geiſtlich ſtudirt hat, und er wäre jetzt vielleicht ſelbſt Director, oder doch Kaplan wenn ihn ſein Weg nicht alle Tage an dem Haus meiner Eltern vorbeigeführt hätte. Damals ſah ich aber auch anders aus, als jetzt. Und wie er gröſſer wurde und hörte, daß er kein Mädchen mehr anſehen dürfe, und mich auch nicht, wenn er einmal ein geiſtlicher Herr geworden, da wollte er lieber mit mir blos Kirchendiener, als ohne mich ein Kirchenherr werden. Und er hat ja Gott auch als Küſter immer fleißig und redlich gedient;" — „und, fugte der Küſter hinzu, — es hat mich bis auf dieſen Tag noch nicht gereut, daß ich dich genommen habe; und wie ich ſo lange krank war, da haſt du mich ganz anders gepflegt, als wenn ich ein Geiſtlicher und du nur meine Haushälterin geweſen wäreſt." — „Haſt du nicht auch jedesmal, verſetzte ſie raſch, wenn ich im Kindbette lag, dir dein Glas Bier und deine Pfeife Taback abgebrochen, um mir dreimal die Woche Weinſuppe zu

leben? Haſt du" — — „Nun laß das nur gut ſeyn, erwiederte der über ſich ſelbſt halb gerührte Thürmer, und geh' du jetzt nach Haus und räume alles auf, denn wir bekommen gewiß heute Beſuch von der Frau Schulmeiſterin von Leutesdorf." — Die Frau grüßte mich und ging; — ihr Mann aber blieb an der Thure ſtehen, hielt ſie offen, bis ſeine Frau die dunkle Treppe hinunter war, und lehnte dann behutſam die Thure wieder bei. Ich fragte ihn, warum er die Thüre ſo zögernd wieder zugemacht habe? — „Das muß man thun, erwiederte er; weil ſonſt die armen Seelen aus dem Fegfeuer, die ſich zur Strafe zwiſchen Thür und Angeln aufhalten müſſen, zu arg gequetſcht werden."

7.

Indeſſen war die Sonne in voller Kraft emporgeſtiegen, und der zarte Duft, der Alles ſo zauberiſch umwob, ließ allen Wünſchen und Erwartungen freien Spielraum. Man wußte nicht, nahte der Herbſt oder war es noch Frühling. Aber

durch den ruhigen Morgenduft ſtiegen nun überall, wo Menſchen wohnten, leichte Rauchſäulen, wie Morgenopfer, empor, und auf den nahen Dörfern und dann auch zu Andernach ſelbſt wurde geläutet, wie der Thurmer mir ſagte, zu der Frühmeſſe, in welcher auch der Segen ausgetheilt werde. In den Straßen der Stadt, in die man hinab ſah, wurde es lebendig und vor dem Rheinthore wurden Tiſche geſtellt und große und kleine Buden aufgerichtet. — Als der Thürmer ſah, daß ich mit meinen Blicken, die Mauern der kleinen Stadt verfolgte, paßte er den Augenblick ab, in welchem ich das gegenüberſtehende Stadtthor erreicht haben mochte, und hier nahm er den Faden der unterbrochenen Directorialreden wieder auf. „Sehen Sie, mein Herr, ſprach er, das Thor da nach Süden iſt das Römerthor; denn Sie wiſſen wohl, daß die Stadt eine römiſche Feſtung und Poſtſtation war, dazumal ſoll die Stadt mehr als noch einmal ſo groß geweſen ſeyn. Darum ließ auch der hei-

lige Kaiſer Valentinianus die ſchöne große Kirche mit ihren vier Thürmen bauen. Es hat aber den Römern Nichts geholfen, daß ſie noch in ihren alten Tagen fromm geworden ſind; denn bald darnach kamen die Franken und vertrieben ſie von hier und vom ganzen Rhein. Und da haben ſich die Auſtraſiſchen Könige neben dem Römerthor einen Palaſt gebaut, wovon noch jetzt die äußern Mauern zu ſehen ſind. Auch ſoll zu Rolands Zeiten der leichtgläubige Graf Siegfried von Maienfeld hier gewohnt haben, der ſeinem abgefeimten Schloßverwalter Golo mehr geglaubt, als ſeiner edeln Frauen, der ſchönen Genovefa von Brabant. Schade ſey es, ſo meinte der Herr Director, daß dem boshaften Verwalter eines der ſchönſten deutſchen Lieder in den Mund gelegt werden ſey, welches ſo anfange:

Dicht von Felſen eingeſchloſſen,
Wo die ſtillen Bächlein gehn,
Wo die dunkeln Weiden ſproſſen,
Wünſch' ich bald mein Grab zu ſehn.
Dort im kühlen abgelegnen Thal
Such ich Ruh für meines Herzens Qual!

Dort über jenen Hügeln nach Sonnenuntergang hin, drei Stunden von hier ſteht noch die Kapelle, wo die Hindin mit dem Kruzifix auf dem Kopfe den Grafen an die Höhle führte, in der die fromme Genovefa mit ihrem Söhnlein ſeit ſieben ſchmerzenreichen Jahren von Wurzeln und Beeren lebte, und ſich und ihr Kind mit ihrem langen Haupthaar vor der Kälte beſchützte. Da ging dem Grafen gleichſam das Schwerdt durch die Seele, mit dem er ſein vermeintlich untreues Gemahl und ihr Söhnlein in der Wildniß hatte tödten laſſen wollen, und die gewiß auch jämmerlich umgekommen wären, wenn nicht unter dem groben Kittel des Knechtes oft ein menſchlicher Herz ſchlüge, als unter dem Talar und dem Purpur ihrer Herren. Und Siegfried ſank nieder in tiefer Zerknirſchung, und wäre noch lieber in die Tiefen der Erde verſunken. Er umfaßte die Kniee der Verſtoßenen, benetzte ſie mit heißen Thränen und ſtand nicht eher wieder auf, bis ſein edles Gemahl ihm verziehen und

ihm verſprochen hatte, wieder bei ihm zu wohnen. Der untreue Hausmeiſter Gelo aber wurde dort eben vom Krahnenberg herab in den Rhein geſtürzt, und noch thut alle Jahre am Tage des Verrathes das Waſſer an jener Stelle einen ſchweren Wall, als wenn ein breites Thier auf dem Flußboden ſich umwendete. Den Grafen bedauerte man; aber die ſchöne und tugendſame Genovefa wurde noch in ihrem Leben als eine Heilige verehrt; an ihrem Grabe genaſen viele Kranke und ihre Legende gab mancher verkannten Unſchuld Troſt, gab dem Leichtſinne und dem Mißtrauen Warnung, und richtete manches faſt zerdruckte Herz wieder auf.

8.

Aber zu unſern Füßen, längs der Stadtmauer am Rheine hin, ſchwoll der Markt und das Gedränge wurde lärmend. Bedeckte und unbedeckte Nachen kamen von Oben herab, von Unten herauf und von den gegenuberliegenden Ortſchaften. Käufer und Verkäufer, Chriſten und Ju-

den, Stadt und Landjungfern bunt durcheinander; Kinder mit Trommeln und Pfeifen, und Spanferkel, die noch für den Mittag gebraten werden ſollten, und glänzend vor Allen die Stadtpolizei und einige Invaliden in ihrer vollen Uniform. Ich weidete mich an der reichbelebten Gegend; aber der Thürmer entriß mich bald wieder der ſtillen Beſchaulichkeit, um mir noch alles Uebrige mitzutheilen, was ihm faſt ſchwer auf dem Herzen lag; denn noch viele Denkmale und Gedenkzeichen in der Gegend hatte er mir zu zeigen und zu erklären, ehe er von den altfränkiſchen Kaiſern bei dem neufranzöſiſchen angekommen, und ſein Amt erledigt anſehen konnte. Zunächſt erzählte er mir nun, wie ſich der Erzbiſchoff Friedrich von Köln mit Kaiſer Heinrich V. um Andernach gezankt, in einer Schlacht (1114) bei der Stadt ihn geſchlagen und ſie ihm abgenommen habe. Von dieſem ſtreitbaren geiſtlichen Herrn ſey die Stadt mit Mauern und Bollwerken beſeſtigt und wahrſcheinlich auch mit dem ſtattlichen

Thurme geſchmückt worden, auf welchem wir ſtanden. Die Burger, fuhr er fort, hätten zwar gar zu gerne unmittelbar unter dem Kaiſer geſtanden; weil man damals auch ſchon am liebſten recht viel Freiheit und dabei einen recht mächtigen Schutz dafur haben mochte. Sie mußten aber ihr Geluſte theuer bezahlen. Denn als ſie dem Kaiſer Otto IV. gegen den Gegenkaiſer Philipp beiſtanden, ſchickte dieſer ſeine Lothringiſchen Soldaten uber ſie, die wie wilde Tiger wütheten. Sogar das Kloſter St. Thomas, das da rechts nahe bei der Stadt liegt, — da, wo Sie jetzt die neuen Häuſer mit einer Windmühle ſehen — ſelbſt das wurde nicht verſchont. Eine der Nonnen fingen ſie auf, beſtrichen ihren nackten Leib mit Honig, wälzten ſie in einem Haufen Bettfedern herum, ſetzten ſie dann ſo befiedert rückwärts auf ein Pferd, und führten ſie, überall von Hohngelächter begleitet, durch das Lager. Kaiſer Philipp ließ zwar, als er bald hernach hieher kam, die Anſtifter dieſer Unthat in

ſiedendem Waſſer ertränken; er ſelbſt aber, als die Andernacher ſich noch gegen ihn wehrten, hieß die Stadt erſtürmen, plündern und verbrennen. — So habe ich es zum mindeſten den Herrn Director mehr als einmal erzählen hören. Und dabei hat er verſichert, es müſſe wahr ſeyn; denn es ſtehe auch in den trefflichen rheiniſchen Geſchichten, die ein berühmter Frankfurter Senator, Namens Vogt, unlängſt herausgegeben. — Aber noch öfter habe ich von meiner Großmutter ſagen hören, daß bei jener Plünderung von St. Thomas das Kriegsvolk alle unterirdiſchen Gewölbe ſcharf durchſucht habe, um Schätze zu finden. Da hätten ſie im letzten Bogengange eine Stelle an der Wand bemerkt, ſo groß wie eine Thüre, wo die Mauern aus andern Steinen gebaut, als rings umher. Das ſey ihnen verdächtig vorgekommen; ſie hätten mit einem Balken dawidergeſtoßen, und als die Steine zuſammengetrümmert, und ſie mit Fackeln in den eröffneten Raum hineingeleuchtet, ſey eine Nonnengeſtalt vor ihnen in Staub zuſammengeſunken.

Bei näherer Unterſuchung hätten ſie erfahren, daß hier vor mehreren Jahren eine Nonne, die ihr Gelübde gebrochen habe, lebendig eingemauert worden ſey! — Meine Großmutter behauptete dabei, das ſey noch in vielen Klöſtern der Brauch. Mich ſchauerte immer, ſo oft ich es wieder hörte, und ich glaube, es hat dazu beigetragen, mich vom geiſtlichen Stande abzuwenden. Hatte doch der Apoſtel Paulus, ſelbſt nach ſeiner Bekehrung, noch ſo viel mit ſich zu kämpfen, daß er bitter klagte, wie das Geſetz in ſeinen Gliedern ihn in der Sünde Geſetz gefangen nehme; wie kann da ein anderer armer Chriſtenmenſch mit gutem Gewiſſen ein Gelübde darauf ablegen, daß er *immer* ſiegen wolle und *werde*? Der Menſch iſt ja kein Gott, und er ſoll ja überhaupt nicht ſchwören weder bei dem Himmel, denn er iſt Gottes Stuhl; noch bei der Erde, denn ſie iſt ſeiner Füße Schemel, noch bei dem eigenen Haupte; denn das iſt immer in des Schöpfers Hand." —

Ich freute mich über das richtige Ur-

theil meines alten Thürmers, und reichte ihm meine Grogflaſche, damit er ſich ein wenig erfriſche, und da er ſchon einmal mit mir getrunken hatte, ſo machte er jetzt keine Weitläuftigkeiten, ſondern trank. Dann aber erzählte er mir noch Vieles von dem Hammerſteiner Schloß, das vor uns lag und von Reineck, deſſen Spitze aus dem gegenüberſtehenden grünen Berge hervorragte; von der heiligen Kreuzkirche bei Leutesdorf und dem Teufelshaus bei Irrlich; von dem Grabmal des franzöſiſchen General Hoche zu Weißenthurm, das, wie das Reich und die Freiheit, für die der junge Held gefochten, nicht ausgebaut worden, — und von dem fernen Ehrenbreitſtein, der, mit allen andern neugebauten Rheinfeſtungen, doch nur der Deckel auf den Brunnen iſt, nachdem das Kalb hineingefallen. Ich breitete indeſſen mein Zeichengeräthe aus, und als ein Sitz aus einigen Steinen zuſammengetragen, der Sonnenſchirm ausgebreitet und aufgeſtellt, das Bleiſtift geſpitzt und das Skizzenbuch aufgeſchlagen war,

beurlaubte ich den Thürmer, und bat ihn nur noch, gegen Abend mich hier abzuholen, zuvor aber meinen Wirth nochmals daran zu erinnern, daß er mir mein Mittageſſen hierher ſchicken möge. —

9.

Da ſaß ich nun hoch über dem menſchlichen Gewühle, wie ein Gott auf ſeinem Felſenthrone, und die mildeſte Herbſtluft umſpielte mich und weckte ſo manche längſt entſchlummerte Fruhlingshoffnung in meiner Bruſt. Die Sonne ſtrahlte ſo innig und liebreich nieder, — wie eine Mutter, wenn ihr Sohn in die kalte Fremde geht, in den Abſchiedsſtunden ihn mit immer heißeren Küſſen überſchuttet, und in allen Schiebern und Schränkchen noch etwas zu finden weiß, was ſie dem lieben Sohne mit auf die Reiſe geben kann. — Es wurde mir gar leicht in dieſer ſchönen Welt. Das Herz ſchloß ſich auf, wie ein Blumengarten, und die Gedanken bekamen Flugel, und flogen wie Schmetterlinge auf den Blumen umher. — Und wie viele phantaſtiſche Bilder hatte

der Thürmer an meiner Seele vorüber-geführt. Welch reiche Welt lag vor mei-nen Augen ausgebreitet, — wie zaube-riſch war die Zukunft, die aus ſolchem Lebensbaume hervortrieb! — Auch die Hand ſchien beflügelt; denn in wenigen Stunden ſchlängelte ſich der Rhein ſchon auf meiner Tafel hin, die Berge hoben ihr gekröntes Haupt ſtolz zum Himmel und die Rauchſäulen von den Dörfern verloren ſich in die blaue Luft. — Da ſchlug die Glocke Eins, und ſiehe, das Thurmpförtlein öffnete ſich, und ein zar-tes Mägdlein mit einem Korbe am Arme trat hervor und mit ſchüchternem Erröthen fragte ſie mich, ob ich wohl der Herr ſey, der aus der Lilie, — ſo hieß mein Gaſthaus, — das Mittagseſſen be-ſtellt habe. Dabei ſenkten ſich die langen ſchwarzen Augenlieder, und der zartgeſchloſ-ſene Mund ſchien eine Roſenknospe zu ſeyn, die in der ſchirmenden Grunung noch von keinem Sonnenſtrahle war berührt worden. Ein himmelblaues Mieder umfing zuchtig den jungfräulichen Buſen und die reichen

blenden Haarflechten waren am Hinterkopfe durch ein Mützchen von Goldstoff gezogen, in Kränze gewunden, und mit einer silbernen Nadel befestigt, während über den dunkeln Augenbraunen zu beiden Seiten leichte blonde Löckchen herabfielen. Und das liebliche Mädchen errö-thete noch mehr, als ich, von ihrem Anblick überrascht, einige Augenblicke mit der Antwort zögerte. Da faßte ich mich, bat sie, mir auf der nahe liegenden gro-ßen Steinplatte mein Mittagmahl zurecht zu stellen, und, um ihr Zeit zu lassen, sich von ihrer Verlegenheit zu erholen, zeichnete ich noch eine Weile fort. Dann legte ich Alles langsam bei Seite, stand auf und ging hin zu meiner anmuthrei-chen Wirthin. Wohl, damit ich sie nicht für eine Aufwärterin aus dem Wirths-hause halten möge, sagte sie mir nun, ihr Vater (der Thürmer) habe sie zur Lilie geschickt, um das Essen für mich zu bestellen; da die Wirthsleute aber und ihre Kellner alle Hände voll mit den Marktgästen zu thun hatten, sey sie von

ihnen gebeten worden, mir das Eſſen zu überbringen. Ich bezeugte ihr meine Freude über dieſen Zufall und bat ſie das Mahl mit mir zu theilen. Allein ſie dankte mit der Verſicherung, daß ſie ſchon vor einer Stunde ihr Mittagbrod verzehrt habe, und, weil ſie ſelbſt immer meinte, ſie dürfe nicht eſſen, wenn die neben ihr Sitzenden nicht auch etwas mitgenöſſen, ſo ging ſie auf die andere Seite des Thurmes und ſah hinunter auf den Markt.

10.

Ich hatte kaum zu eſſen angefangen, als ganz aus der Nähe des Thurmes Harfenklänge zu mir heraufſtönten. Ich fragte das Mädchen, wer da ſpiele. Es iſt der alte Harfner von Coblenz, antwortete ſie. Er ſcheint erfahren zu haben, daß ein fremder Herr hier oben iſt, denn er ſchaut immer herauf. — Und nicht lange hatte das Vorſpiel gedauert, als er ein wunderſam ergreifendes Lied zu ſingen anfing. Ich konnte nur einzelne Worte davon vernehmen; aber das Mäd-

chen ſagte gleich, das iſt das Lied von den zwei Verlobten; — und als das Lied zu Ende war, wiederholte ſie mir es von Wort zu Wort, und ich ſchrieb mir es in mein Tagebuch auf, und meine gefühlvollen und ſittſamen Landsmänninnen werden mir nicht zurnen, wenn ich ihnen die fremde Blume, ſtatt eines Vergißmeinnichtes, darbiete. Der Harfner hatte ſchön geſungen; aber das Mägdlein hatte noch lieblicher wiederholt.

Liebesprobe. *)

Es fah eine Linde in's tiefe Thal,
War unten breit und oben ſchmal,
Worunter zwei Verliebte ſaßen,
Vor Lieb ihr Leid vergaßen.

---

*) Fliegendes Blatt, aufbewahrt in „des Knaben Wunderhorn I. 61. und in der ſchönen Sammlung: „Deutſche Lieder für Jung und Alt. (Berlin 1818, in der Realſchulbuchh.) S. 7., wo auch die Volksmelodie dazu ſich angegeben findet. —

„Fein's Liebchen wir müſſen von einander;
Ich muß noch ſieben Jahre wandern."
„Mußt du noch ſieben Jahre wandern,"
Heurath ich doch keinen andern."

Und als die ſieben Jahr umme war'n
Sie meint, ihr fein's Liebchen käme bald;
Sie ging wohl in den Garten,
Ihr fein's Liebchen zu erwarten.

Sie ging wohl in das grüne Holz,
Da kam ein Reuter geritten ſtolz;
„Gott grüße dich Mägdlein feine,
Was machſt du ſo alleine?

„Iſt dir dein Vater oder Mutter gram,
Oder haſt du heimlich einen Mann?" —
„Mein Vater oder Mutter ſind mir nicht gram,
Ich hab auch heimlich keinen Mann.

Geſtern war's drei Wochen über ſieben Jahr,
Da mein fein's Liebchen ausgewandert war." —
„Geſtern bin ich geritten durch eine Stadt,
Da dein fein's Liebchen hat Hochzeit gehabt.

Was thuſt du ihm denn wünſchen an,
Daß er ſeine Treu nicht gehalten hat?"
„Ich wünſch' ihm ſo viel gute Zeit,
So viel wie Sand am Meere breit.

Ich wünsch ihm all' das Beste,
So viel der Baum hat Aeste.
Ich wünsch ihm so viel Glücke fein,
So viel wie Stern am Himmel seyn." —

Was zog er von dem Finger fein?
Ein'n Ring von reinem Gold gar fein.
Er warf den Ring in ihren Schooß,
Sie meinte, daß der Ring gar floß.

Was zog er aus seiner Taschen?
Ein Tuch schneeweiß gewaschen.
„Trockne ab, trockne ab dein' Aeugelein,
Du sollst hinfort mein eigen seyn.

Ich wollte dich nur versuchen,
Ob du würd'st schwören oder fluchen;
Hätt'st du einen Schwur oder Fluch gethan,
Von Stund an wär ich geritten davon."

* * *

So hatte das schöne Mägdlein mir das Liedchen vorgesagt, und sie war noch nicht damit zu Ende, als ich schon den Thurm und den Harfner und ganz England vergessen hatte, und selbst der stolze Reuter zu seyn vermeinte, — den Ring, der der Trauring meiner guten Mutter

geweſen, vom Finger zog, und ihn dem Mädchen anſteckte. Kam es vielleicht auch dem ſchönen Kind ſo vor, als habe es ſchon ſieben Jahre auf mich gewartet, oder war es zu ſehr überraſcht, — es zog ſeine Hand nicht zurück. Und als ich ſie gefaßt, ſchlug ſie die großen ſchwarzen Augenlieder auf, und ſchaute mir unausſprechlich in das Auge — und hindurch und hinab bis in den tiefſten Grund meines Herzens. Und das Herz kam dem ihrigen entgegen, und ſie ſchloſſen einen Bund, — rein, wie das Licht der Sonne, in welchem ſie ſich begegneten, und innig, wie das Gold der Erde ſich mit dem Blau des Aethers ſich zu lebendigem Hoffnungsgrün vereinigt. Es war der Himmelfahrtstag, — doch nein, — es war nur ein Silberblick des Lebens. Der Harfner fing wieder an zu ſpielen, — und wir erwachten aus dem Himmel der freien Liebe in die irdiſche, vielfach beſchränkte Gegenwart. Das Mägdlein zog ſeine Hand, die in der meinigen geruht hatte, zurück, und ſah halb ernſt, halb wehmüthig auf

den Ring an ſeiner Hand nieder, und ſprach mit halber Stimme zu mir: „Ach Herr, Sie wußten nicht, was Sie thaten! Ich bin ja nur des armen Thurmers Töchterlein, und Sie ſind ein ſo vornehmer Herr! — Sehen Sie da druben auf jener Anhöhe uber dem Fahr, da ſteht noch jetzt die Linde, von der das Lied geſungen hat, und gar oft ſchon habe ich darunter geſeſſen, wenn ſie blüht und die Bienen darin ſummen. Aber daneben ſteht eine alte Kirche, man nennt ſie die Feldkirche, und ein Gottesacker läuft um die Kirche, und es ſteht manch' Sträuchlein Rosmarin bei den bemoosten Kreuzen. Da habe ich manchmal bei mir ſelbſt gedacht, es werde gewiß einmal ein gar großes Glück, wie die Linde voll Bluthen, uber mir aufgehen; aber der Rosmarin wachſe mir dann gleich in die gefalteten Hände hinein! — Und mit hinreißender Schwermuth ſchaute ſie nach der Kirche hinuber, die aus einem Walde von Fruchtbaumen hervorragte. Ich wollte dem Mägdlein ſagen, der Rosmarin ſey ja

auch ein Schmuck der Bräute, — als das Pförtlein aufging und der Thürmer mir einen Rebenzweig brachte, an welchem die ſchönſten ſchwarzen Trauben hingen. Ich ſtand auf; aber das Mägdlein nahm das Tiſchgeräthe in ihr Körbchen, und kaum vernahm ich das Lebewohl, das ſie mir leiſe im Weggehen ſagte.

11.

Ich dankte dem Thürmer nur kurz für die freundliche Gabe, und, um nicht weiter ſprechen zu müſſen, wozu das Herz mir zu ſchwer war, und in der Hoffnung, daß er etwas erzählen und dadurch mir Zeit geben werde, mich zu ſammeln, fragte ich ihn, was das für ein zierliches Städtchen ſey, zu welchem von Irrlich rheinaufwärts eine ſo ſtattliche Pappelallee hinführe? — Das iſt Neuwied, antwortete er; — der Herr Director aber nennt es immer Klein-Philadelphia; nicht nur weil es eben ſo regelmäßig gebaut iſt, ſondern auch weil ſo vielerlei Chriſten und andere Gottes-Gläubige ſich

dort angeſiedelt haben und auch eine Brüdergemeinde dort wohnt, und ſie alle ſich ganz brüderlich mit einander vertragen. Jeder geht da ruhig ſeinen Weg und verrichtet ſein Geſchäft, und denkt, daß, wenn man nur ſeinem Nebenmenſchen nicht wehe thut, man von allem Uebrigen nur Demjenigen Rechenſchaft ſchuldig ſey, welcher alle Gaben verleiht, und allein beurtheilen kann, wie treu man das Verliehene benutzt habe. Da hat mir auch eben heute Mittag der Küſter der proteſtantiſchen Kirche von Neuwied, der mich alljährlich an dieſem Tage beſucht, eine Geſchichte erzählt, die er aus dem Munde ſeines Pfarrers gehört hat, und die gewiß auch Ihnen recht gefallen wird. Der vorige Pfarrer war ein ſehr menſchenfreundlicher Mann, und hatte nie einen Augenblick ſich bedacht, wenn es galt, einem Nothleidenden Hülfe zu leiſten. Aber es war ihm frühe eingeſchärft worden, und er hatte es aus demuthiger Ehrerbietung für ſeine Lehrer als wahr angenommen, daß die unge-

tauften Kinder nicht ſelig werden könnten, — obgleich jedesmal, wenn ſein Verſtand ihm die aus Ehrfurcht zu glauben gebot, ſein liebreiches Herz im Stillen widerſprach. Als er nun zum Sterben kam, und von Allem, was ihn umgab, Nichts mehr wahrzunehmen ſchien, da hörte der Geiſtliche, der an ſeinem Bette ſaß, daß er öfter nach einander die Worte leiſe vor ſich hin ſprach: „Sie werden, — ſie werden nicht ...“ — Der Geiſtliche hielt es für das Irrreden eines Verſcheidenden, als der Sterbende plötzlich ſich aufrichtete, die Augen weit öffnete, ſeines Freundes Hand ergriff, und, ihm freudig in's Auge ſchauend, mit feſter und heiterer Stimme zu ihm ſagte: Sie werden dennoch ſelig. Und nun ſank er wieder zurück und ſein Geiſt war auf den Flügeln ſeiner nun licht- und leichtgewordenen liebenden Seele entflohen! *) Aber die Zurückge-

*) Der Verfaſſer kann die Wahrheit dieſer Geſchichte verbürgen. Ob ſie übrigens zu Neuwied oder anderswo ſich zugetragen, thut Nichts zur Sache.

bliebenen, die da wußten, was den wackern Mann ſo lange im Stillen beängſtet und beunruhigt hatte, — ſie verſtanden, was jene Worte ſagen ſollten, und dachten, der Himmel ſey nicht ſo weit von der Erde, daß er nicht einem Verſcheidenden bis auf ſein Sterbebett entgegen kommen könne, wie auch die aufgehende Sonne den Morgenſtern und ihren eigenen Lichtglanz voranſende, um der Erde den kommenden Tag zu verkündigen.

12.

Mir aber ſchien es, als ſey meine Sonne ſchon untergegangen, und wirklich nahte der Abend. Nachen, mit Menſchen und Körben überladen, druckten, kaum noch eine Handbreit aus dem Waſſer ragend, vom Ufer, und fuhren luſtig dahin; auf der Landſtraße hoben ſich Staubwolken, und man wußte nicht, galoppirten die Bauernpferde, weil ihre Herren jauchzten, oder jauchzten dieſe, weil die Pferde ſo ausgelaſſen mit ihnen dahin rannten. Indeſſen packten die Männer auf dem Markte zuſammen und die

Mägdlein konnten ſchon zu vier und fünf in einer Reihe Arm in Arm zwiſchen den Buden hindurch luſtwandeln am Rheinufer hinauf und hinab. — Und die Sonne neigte ſich, und dichte Schwärme von kleinen Fliegen ſchwirrten und ſummten in den warmen Abſchiedsſtrahlen. Aber von den ſchmalen Thurmfenſtern des Feldkirchleins blitzte die ſcheidende Sonne mir in's Auge, und mit tiefer Wehmuth gedachte ich der Linde, unter der das Mägdlein geſeſſen, und des Liedes, und derjenigen, von der ich es zuerſt gehört hatte. Da hörte ich jemand die Treppe herauf kommen; ich zitterte und hoffte und fürchtete, es ſey des Thürmers Töchterlein. — Es war ihre Mutter. — Ich aber ſah nur den Blumenſtrauß, den ſie in der Hand trug; denn mein Herz flüſterte mir zu, wer ihn gepflückt habe und wer ihn ſende. Die gute Frau trat mir näher und ſprach freundlich zu mir: „mein Gretchen wünſcht, daß Sie die Blumen zum Andenken an uns mitnehmen möchten; — Sie hätten, ſagte ſie, eine ſo

große Freude an der Gegend gezeigt, daß Sie vielleicht auch gerne einige Blumen, die hier wild wachsen, mitnehmen wurden. Die Marienröschen mit dem wohlriechenden Laub und den wenigen Dörnern, die vielleicht nicht in England wachsen, habe sie bei der Linde zu Feldkirchen gerflückt; die Vergißmeinnicht aber und die weißen Violen sind aus unserem Garten am Mühlbache. Sie müssen aber ja nicht übel nehmen, daß ich Ihnen so gemeine Blumen bringe; wir geben's, so gut wir's haben." Kaum konnte ich einige Worte des Dankes sagen, so eng wurde es mir um's Herz. Ich nahm den Straus, und that, als ob ich an den Blumen riechen wollte; — in der That aber kußte ich sie mit Inbrunst. — Schon war die Sonne gesunken, und eine laue Abendluft kam von Osten, — wie mir schien, — von der Feldkircher Linde — herüber. Ich sehnte mich nach Einsamkeit. Mit herzlichem Dank für alles Freundliche, was mir von den guten Leuten zu Theil geworden, nahm ich Abschied, und erst, als

wir auf die dunkle Treppe gekommen waren, drückte ich dem Thürmer eine Erkenntlichkeit für ſeine Bemühung in die Hand; oben am Tage hätte ich mich geſchämt, dem Vater des lieben Gretchens gemeines Geld zu reichen. Ich bat noch die Mutter, ihrer holdſeligen Tochter zu ſagen: die Blumen, mit denen ſie mich beſchenkt, habe ich tief in mein Herz gepflanzt, und ſie würden mich bis in das Engelland hin begleiten! — Wir ſchieden, und ich eilte hinaus vor's Thor, am Rheine hinauf; bis gegen das Feldkirchlein über. Ich war ganz allein, und der Rhein war ſpiegelglatt, und ein hellroſenrother Glanz umleuchtete die Gegend, wo die Sonne untergegangen war. Wunderſam bewegt drückte ich den Blumenſtrauß an meine Lippen, und immer noch leuchteten die tiefdunkeln Augen in mein Herz herein. Da brach das Schilfband, womit der Strauß umwunden war, die Blumen fielen auseinander, und ſiehe! um das mittelſte Marienröschen war ein kleiner Papierſtreifen gewunden, durch

meinen Ring zuſammengehalten. Es ging mir wie ein Schnitt durch's Herz. Zitternd zog ich den Ring ab, entrollte das Papier und las:

Ein ſchöner Augenblick gab mir das Zeichen ew'ger Treue;
Der Augenblick nehm' hin, was er zu ſchnell vielleicht verliehn!
Was ewig iſt, es bleibt auch ohne ſolche Zeichen;
Und ob auch nie der ſtolze Ritter wiederkehrt,
Ich wünſch ihm dennoch all' das Beſte.
So viel der größte Baum hat Aeſte;
Ich wünſch' ihm ſo viel gute Zeit,
So viel wie Sand am Meere breit;
Ich wünſch' ihm ſo viel Glücke fein,
So viel wie Stern' am Himmel ſeyn! —

So las ich, und ſchloß die Augen. — Aber alle Sterne brannten, und auf den Dörfern und in der Stadt lag Alles ſchon in tiefem Schlummer, als ich in meine Wohnung zurückkehrte. —

Vergebliches Wunſchen.

O könnt' ich Sie als Mondesglanz umweben,
Zu Ihr als Morgenroth lieblächelnd eilen,
Als Tageslicht auf ihrem Antlitz weilen,
Dann lebt ich ein unſäglich ſüßes Leben!
Doch, ach! ich fühl', es iſt ein fruchtlos Streben,
Das mich durchdringt mit ſcharfen Schmerzens-
pfeilen;
Ich werde nie der Wünſche Ziel ereilen,
So lang' noch ird'ſche Feſſeln mich umgeben.
Wohl kann ſchon hier ſich Glut an Glut entzünden,
Das Aug' im Auge zarte Neigung leſen,
Und der Begeiſt'rung Wort den Geiſt verkünden;
Doch für das wunderbar geheime Weſen,
Das wir als Lieb' im tiefſten Herz empfinden,
— Kann nur der Tod uns einſt die Zunge löſen.

Herzensopfer.

Verlaſſen ſoll ich dich! Ich ſoll dich meiden,
Den Wanderſtab ſoll wieder ich ergreifen,
Und fremd und einſam in der Fremde ſchweifen,
Begleitet nur von altvertrauten Leiden?
Es ſey, — wie ſchwer es mir auch wird zu ſcheiden!
Mag immerhin dann Qual auf Qual ſich häufen,—
Das Herz kann nur im Schmerzensfeuer reifen,
Es ſelbſt muß frei zum Opfer ſich bereiten.
Doch — wenn das Opferfeuer ſich entzündet,
Und zu dir auf die Schmerzensflammen ſteigen,
O, daß dich meine Trauer nicht betrübe!
Nicht du verſchuldeſt, was mein Herz empfindet,
Wem es entſaget, war doch nie ſein eigen,
Und was ihm ewig bleibt, — iſt ja die Liebe!

Liebesfahrt.

Frisch hinaus lockt uns das Sehnen
Aus des Herzens Einsamkeit,
Und wir hoffen und wir wähnen
Ungetrübte Seligkeit.
Also, — wenn die Segel schwellen,
Wenn die Morgenlüfte wehn,
Schmeichelt uns das Spiel der Wellen,
Daß wir froh zu Schiffe gehn.

Und wir gehen und wir schauen,
Wo sich gleiche Sehnsucht regt,
Und wir nahen mit Vertrauen,
Wo das Herz sich hinbewegt.
Sorglos läßt das Schifflein wogen,
Wer nicht mit dem Meer bekannt,
Glaubt, weil blau des Himmels Bogen,
Bald erreicht das ferne Land.

Ganz in's erste Glück versunken,
Schwelgt das Herz im Vollerguß,

Und das Aug', in Liebe trunken,
Schaut unendlichen Genuß. —
Schiffer, Schiffer, laß die Freude
Nicht bewältigen dein Herz;
Sieh', das Wölkchen in der Weite
Drohet steigend herben Schmerz!

Denn kein Himmel wird geduldet
Hier in dieser Endlichkeit;
Hoffend ihn, hast du verschuldet
Schon das tiefste Herzenleid.
Wer sich ungetreuen Wogen
Unvorsichtig anvertraut,
Der hat nur sich selbst betrogen,
Hat auf schwanken Grund gebaut!

Denn kaum ruht das Herz im Herzen,
Nahet schon der Trennung Schwert,
Und von fressend gift'gen Schmerzen
Wird's zernaget, wird's verzehrt.
Armes Schifflein, ach! den Stürmen
Kannst du nimmer widerstehn,
Wenn sich Fluth auf Fluthen thürmen,
Wenn kein Stern will niedersehn!

Aber wenn das Herz gebrochen,
Wenn's bis in den Tod betrübt,
Dann iſt ſeine Schuld gerochen,
Friede wird ihm dann beliebt.
Alſo, wenn das Schiff zertrümmert
Sank hinab in Sturmeswuth,
Dann noch ſpät die Sonne ſchimmert,
Und befriedet glänzt die Fluth!

Das Dombild zu Kölln am Rhein.

I. Dem unbekannten Maler.

Man sieht ein wunderſüßes Altarbild
In Köllens hocherhabnem Dome hängen,
Das uns begrüßt mit lieblichen Geſängen,
Wenn ſich ſein gold'nes Heiligthum enthüllt.
Des Herzens tiefſte Sehnſucht wird geſtillt,
Lauſcht man des Bildes ſanften Zauberklängen,
Und Glaube, Hoffnung, fromme Liebe drängen
Zu ihm, das unſer ganz Gemüth erfüllt.
Man darf es wohl ein göttlich Bildniß nennen:
Man ſieht's, man ſtaunt, es rühret und entzückt;
Doch ſeinen Bildner kann man nicht erkennen.
Er ſchuf's; ihm g'nügt', ſo Hohes zu vollbringen.
Die Zeit hat ſeinen Namen uns entrückt;
Doch ewig dauert ſeiner Kunſt Gelingen.

II. Die Verkündigung

(auf den beiden äußeren Flügelſeiten).

Die Jungfrau knie't, von Himmelsglanz umfangen,
Fromm betend da, im zücht'gen Lilienkleide;
Nur unſchuldsvolle Schaam iſt ihr Geſchmeide,
Nur Gottes Huld und Gnade ihr Verlangen.
Da höret ſie in ſüßem, heil'gem Bangen,
Wie leis ein Engel ſchwebt zu ihrer Seite;
Sie wagt es nicht, daß vom Gebet ſie ſcheide,
Doch röthet Ueberraſchung zart die Wangen.
Und Gabriel läßt ſanft das Wort ertönen:
„Maria, ſey gegrüßt, Gott iſt mit dir!
Du wirſt die Welt durch deine Frucht verſöhnen!"
Und freudig ahnend, was in Zukunft werde:
„Was Gottes Gnade will, geſchehe mir,"
Spricht ſie, und neigt ſich demuthsvoll zur Erde.

Selig ſind die Barmherzigen; denn ſie werden Barmherzigkeit erlangen.

(Zum Chriſtabend 1828.)

I.

Auf einem einſamen Dorfe lebte ſeit vielen Jahren ein Pfarrer in ſtiller, aber ſchöner Wirkſamkeit. Kein Nothleidender blieb ohne Hülfe oder Rath, kein Kranker ohne Troſt, kein Irrender ohne freundlich ernſte Ermahnung, und wenn dennoch ein Schäflein ſich in der Wüſte verlor, ging der treue Seelenhirt ihm nach, und ſuchte, und ließ nicht ab, bis er es zu ſeiner Heerde zurückgebracht hatte. Und wie er der Vater, ſo war ſeine liebreiche Gattin die Mutter der Gemeinde, und von ihr wurden Waiſen und Kranke verpflegt, wurden Mädchen in nützlichen Arbeiten unterrichtet und Jungfrauen über Haushaltung, Kinderzucht und die ſittlichen Bedingungen des Eheglücks belehrt. Beide

aber waren lebendige Vorbilder ihrer Lehren, und wenn ſie Hand in Hand im zierlich geordneten Garten ſaßen, von ihren blühenden, kräftigen Kindern umſpielt, dann mochte man ſie wohl mit zwei grünenden Buchen vergleichen, die von der Wurzel an ſich im Aufſtreben umſchlingen, und, ineinander verwachſend, eine einzige Laubkrone bilden, in deren Schatten die duftige Maiblume und das würzige Waldmeiſterlein und Anemonen und Himmelsſchlüſſel fröhlich gedeihen, und Finken und Nachtigallen lieblustig ſchlagen. Sie hatten zwar nur ein geringes Einkommen; aber immer wußten ſie noch Etwas für die Bedürftigen zu erübrigen, und auch für den letzten Jahrmonat war etwas zurückgelegt worden, um das Chriſtfeſt ihren Kindern durch einige Ueberraſchungen zu verherrlichen. Weil aber die Mutter für das Hausweſen zu ſorgen hatte, ſo übernahm es ihr Gatte, zur Stadt zu gehen, um die kleinen Geſchenke einzukaufen.

Schon waren Feld und Wald feierlich in weißen Todtenſchleier gehüllt, und noch

immer ſanken zarte Schneeflocken, wie Liebesthränen des Himmels uber die verarmte Erde nieder. Aber bald ſollte die Natur wieder auferſtehen, und die Menſchheit ſollte wiedergeboren werden. Mitfeiernd und mittrauernd, aber auch mithoffend und mitverlangend, ging der Pfarrer der fernen Stadt zu, und er freute ſich ſchon zum Voraus auf das Auswählen und Einkaufen der Geſchenke fur ſeine lieben Kinder. Da ſah er vor ſich her eine Bauersfrau gehen, die einige Strohmatten auf dem Kopfe trug. Sie war aufgeſchurzt, das Unterkleid aus mehreren Stücken grobwollenen Zeuges zuſammengeſetzt. Er beſchleunigte ſeinen Schritt. Als er ſie erreicht, ſah er, wie ihre Wangen blaß und eingefallen und ihre Augen trube waren. Auf ſeine Frage erfuhr er, daß ſie ſchon vor Tag aufgeſtanden, und, noch nuchtern, den Weg zur Stadt angetreten, um die Strohmatten dort zu verkaufen, und daß ſie furchte, nicht ſoviel daraus zu löſen, um für die Feiertage Brod für ihre Kinder zu haben.

Ohne ihr etwas zu erwiedern, griff er in ſeine Weſtentaſche, zählte heimlich im Geben die Hälfte des Weihnachtsgeldes ab, und gab es mit einem herzlichen Segenswunſche der armen Frau.

Gott dankend, daß er ihm ein traurig Herz zu tröſten verliehen hatte, ging er hoch erfreudigt raſchen Schrittes weiter. Der Weg führte ihn jetzt durch einen dichten Wald. Er war noch nicht weit gekommen, als er einen alten Mann mit greiſem Haare langſam aus dem Gebüſche hervorwanken ſah. Er ging gebeugt unter einem Bündel dürren Reiſigs, und der hartherzige Winter erſchwerte noch die Laß durch den Schnee, den er auf die Reiſer niederfallen ließ. Der Pfarrer kannte ihn; es war der Vater ſeines Holzhauers. „Warum läßt denn euer Sohn euch ſo harte Arbeit thun?“ — „Schon ſeit acht Tagen, erwiederte der Alte, liegt er darnieder; er hat ſich beim Holzhacken den linken Fuß ſehr ſchwer verwundet.“ — Und abermals theilte der wackere Pfarrer ſeine Baarſchaft, und es jubelte in

ſeinem Innern, als er die Wangen des Greiſes ſich freudig röthen und ſein mattes Auge von Dank ſich beleben ſah.

Er dachte nun im Weitergehen darauf, wie er das übrig gebliebene Geld anzuwenden habe, um doch jedem ſeiner Kinder etwas kaufen zu können. Schon nahte er der Stadt. Da hörte er, wie jemand ſchnell hinter ihm drein kam. Er wandte ſich um, und ſah eine blühende junge Bauersfrau auf ſich zukommen. Sie trug ein offenes Körbchen am Arm, in welchem nichts als ein buntes ſauberes Halstuch lag. Als ſie ihn erreicht hatte, ſah ſie einige Augenblicke wie forſchend ihn an und bot ihm dann jenes Halstuch zum Verkaufe dar. „Sollte es wohl entwendet ſeyn?“ dachte er im erſten Augenblicke bei ſich ſelbſt. „Aber — ihr Auge ſo klar, ihre Züge ſo friedlich, — nein, — da wohnt nichts Arges.“ Er fragte ſie nun mit ernſtem, aber Vertrauen erweckendem, Blicke, weßhalb ſie das ſchöne Tuch verkaufen wolle? Verſchämt ſchlug ſie die Augen nieder und erwiederte ihm mit halber Stimme: „Ach,

lieber Herr! Ich habe zwei kleine Kinder, und mein Mann muß um den Taglohn arbeiten und kann mit allem Fleiß doch nicht mehr verdienen, als wir gerade für das Unentbehrlichſte bedürfen. Nun haben mich aber geſtern Abend meine Kinder ſo freundlich angelacht, daß ich gar zu traurig wurde, weil ich nicht wußte, wie ich ihnen etwas vom lieben Chriſtkindchen beſcheeren laſſen könnte. Da durchſuchte ich meine Kiſte, ob ſich nicht noch einige Sparpfennige darin verloren haben möchten, — und als ich nichts fand, da kam mir der Gedanke, mein Braut-Halstuch zu verkaufen, weil es jetzt doch ohnehin zu ſchön iſt, als daß ich es noch tragen dürfte.“ Sie ſchwieg und ſah mit wehmüthigen Blicken auf das Halstuch nieder, indem ſie es dem Pfarrer darbot. Tief gerührt von der innigen Mutterliebe der jungen Frau — drückte er das letzte Geld, das er hatte, ihr in die Hand, — wandte ſich um, — und trat den Heimweg an. —

Und er fragte ſich nicht: „was wird wohl meine Frau dazu ſagen, wenn ich

mit leerem Beutel und leeren Händen zurückkommen?“ Sie waren ja Ein Herz und Eine Seele, und ineinander ſchlugen immer die Flammen der Liebe und loderten vereint zum Himmel auf. Aber auch Beide liebten ihre Kinder nicht weniger zärtlich, als jene junge Frau die ihrigen, und ſo ſann er nur noch eifriger darüber nach, welche Freude er den Kleinen an dieſem Abend bereiten könne. Da wurde es ihm, als höre er das Chriſtkind zu ihm ſprechen: „gieb den Kindern mich ſelbſt, wie auch unſer Vater im Himmel mich den Menſchenkindern am letzten Winterabend des alten Weltjahres gegeben hat.“ Und er verſtand die heimliche Rede, und ein ganzer Blumenflor erhebender, beglückender Gedanken ſtieg auf in ſeiner Seele. Er war jetzt arm, und doch wie reich, wie ſelig in ſeiner Armuth. In drei Herzen hatte er lebendige Liebesfunken eingeſenkt; drei Herzen brachte er ſeiner lieben Frau mit dem ſeinigen zurück; der Gedanke an ihre Freude darüber beflügelte ſeine Schritte, und die ſtille, arme über-

ſchneite Gegend ließ ihn noch inniger das Glück empfinden, ein frohlockendes, liebewarmes Herz in ſich zu tragen, und zu wiſſen, daß dort in jenem eingeſchneiten Dörfchen ſo innigliebe Weſen mit offenen Armen und offenen Herzen ſeiner harrten. Bald war er bei ſeiner Lieben angelangt, die glückliche Verwendung des Weihnachtsgeldes bald mitgetheilt, und durch Seelenblick, durch Händedruck und Herzenskuß gebilligt und belohnt. Bald auch waren ſie darüber einverſtanden, wie nun der heilige Abend gefeiert werden ſollte, — und man merkte, daß auch die Sonne ein Mutterherz habe; denn ehe man ſich's verſah, und früher als ſonſt im ganzen Jahre, hatte ſie den Abend heraufgeſchickt, damit ihre lieben Urenkel, die kleinen Kindeskinder ihre Tochter Erde, nur recht bald ihre Weihnachtsfreuden einernten möchten! —

2.

Und als nun die Kinder klingeln hörten, und in das Beſuchzimmer eingelaſſen wurden, und es geſchmückt fanden mit gru-

nen Gewinden von Tannenzweigen und Epheu, und auf dem runden Tiſch in der Mitte des Zimmers nichts ſahen als eben ſo viele Leuchter mit brennenden Wachskerzen, als Kinder waren, da gingen ſie zögernd, und wie fragend um die Löſung des Räthſels zu den Eltern, die in ihren Feierkleidern Hand in Hand auf dem Ruhbette ſaßen. Und die Eltern zogen ſie an ſich heran, küßten ſie herzlich und der Vater ſprach alſo zu ſeinen Kindern:

„Die kleinen Gaben, die wir Beide euch zugedacht, hat die gutige Verſehung einigen armen Leuten zugewendet, und wie ich weiß, daß ihr euch darüber herzlich freuet, ſo ſey der Dank der Beſchenkten auf euch zu eurer erſten Weihnachtsgabe übertragen. Zu einer zweiten will ich, — ſo gut es geht, — zu beſchreiben ſuchen, welches Heil uns der Himmel in dieſer Nacht verliehen hat. Dazu mußt ihr euch aber zuerſt vorſtellen, wie traurig es vor achtzehnhundert und acht und zwanzig Jahren auf Erden ausgeſehen hat.

„Denket euch nun, daß die Menſchen

damals faſt alle nicht mehr wußten, wer Himmel und Erde erſchaffen habe, wer ſie erhalte, und an wen ſie glauben, und zu wem ſie beten ſollten. Auch hatten nur wenige noch eine dunkle Ahnung von einem künftigen beſſeren Leben. Darum dachten ſie zum größten Theile blos darauf, wie ſie hier in Luſt und Sinnenrauſch ihre Tage verbringen könnten. Ueberall war Krieg und Raub und Mord, und ſo tief war die Nacht, daß Mehrere meinten, es gebe keinen Gott, ſo vergeſſen der Uebermuth, daß ſogar Einige, und namentlich römiſche Kaiſer und Oberprieſter, ſich ſelbſt zu Göttern aufwarfen und ihre Unterthanen ſie anzubeten zwangen. Die aber noch an Götter glaubten, dieſe meinten, weil ſie ſelbſt ſo habgierig und zornig und rachſüchtig waren, daß auch die Götter nur durch Blut verſöhnt, und ihre Gunſt und Gnade nur durch koſtbare Ceremonien und Opfer und durch knechtiſche Anflehungen gewonnen werden könnten. Die wenigen endlich, die noch an einen weiſen und gerechten Gott glaubten, und Tugend

über Sinnenluſt erhoben, — ſie ſonderten ſich meiſtens ab von der Welt und überließen ſelbſtgenüglich ihre Mitmenſchen dem Verderben. So herrſchten Aber- und Unglaube, Genuß- und Eigenſucht, und Menſchen- und Todesfurcht auf der Erde, und unglückſelig waren die Guten ſowohl als die Böſen, und Alle bedurften der Hülfe, und die Beſſeren ſchmachteten nach ihr.

„Da wurde in der längſten Winternacht jenes längſt verheißene Segenskind geboren, des Name ſeyn ſollte: Jeſus oder Heiland, und den man heißen werde: einen Sohn des Höchſten und Emanuel, oder „Gott mit uns!“ Seine Eltern waren arm, aber reines Herzens und gottergebenen Sinnes, und ſein erſtes Lager war hartes Stroh, ſeine Wiege eine Krippe und neben ihm ſtanden Ochs und Eſel, zum Zeichen, daß auch wir demuthig und genugſam ſeyn muſſen, ſoll in uns das Göttliche durch Gehorſam und Arbeit geboren werden.

„Und Kunde von des Heilandes Ge-

burt empfingen fromme Hirten auf dem Felde und königliche Weiſe auf dem Throne, und Hirten und Könige kamen und huldigten frohlockend dem, der nur ein Hirt und ein Bruder der Aller-Geringſten und Aermſten ſeyn wollte, aber beſtimmt war, ein König über alle Könige zu werden.

„Denn, wie er zunahm an Jahren, wurde er „ſtark im Geiſt“ und „nahm zu an Weisheit und Gnade bei Gott und den Menſchen,“ und als er ſich taufen ließ in ſeinem dreißigſten Jahre, da kam „der Geiſt Gottes über ihn,“ und eine Stimme aus dem Himmel wurde gehört, die da ſprach: „dies iſt mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe.“ Und gewiß würden die Juden ihn zu ihrem Könige gemacht haben, hätte er auf ihre Wünſche gehört. Aber er widerſtand dieſer und jeder Verſuchung, weil er immer nicht ſeine, ſondern Gottes Ehre, nicht ſein eigenes, ſondern nur das Wohl aller ſeiner Mitmenſchen im Auge und Herzen hatte.

„Darum blieb auch „der Geiſt des

Herrn auf ihm", und er wurde „gesandt zu verkündigen die frohe Botschaft den Armen, zu heilen die zerstoßenen Herzen und zu predigen den Gefangenen die Erlösung, und den Blinden das Gesicht."

So ging er denn hinaus unter das Volk und lehrte und ermahnte ohne Unterlaß. Und er lehrte die Menschen an Gott, als ihren gütigen Schöpfer, glauben, — als gerechten Richter ihn ehrfurchten, — als barmherzigen und versorgenden Vater ihm vertrauen, auf ihn hoffen und ihm danken. Und er erinnerte sie, daß sie erschaffen seyen zu Gottes Ebenbild, daß sie heilig und vollkommen werden sollten, wie ihr Vater im Himmel es ist, und daß alle irdische Leiden nur vorübergehende Prüfungen seyen, und jeder Schmerz, wie jede Wohlthat einst ihren Lohn und ihre Vergeltung finden würden. Für alle Gaben aber verlange Gott nur, daß die Menschen sich einander wie Brüder lieben sollten, und nur daran erkenne er, daß sie auch ihn in Wahrheit liebten und verehrten; denn an

Opfern und Faſten, an Ceremoniendienſt und Gebetplappern habe der Herr kein Gefallen; ſondern allein an einem reinen und verſöhnlichen und wohlwollenden Herzen. Auf daß aber die Menſchen ſich überzeugten, daß ihnen Jeſus die reine Wahrheit ſage, wurde er ſelbſt ihnen zum lebendigen, lauteren Vorbilde. Er entbehrte, er erduldete Alles um ihrentwillen und übernahm freiwillig den ſchmerzlichſten und ſchmählichſten Tod — „zur Bezeugung der Wahrheit ſeiner Verkündigung.“ Und weil er ſich frei erhielt von aller Sünde, und immer nur betete, daß nicht ſein, ſondern daß Gottes Wille geſchehe, darum wurde er auch ein wirkliches Ebenbild Gottes, und wie Gott von ihm, ſo wurde auch er von Gott verherrlicht. Denn durch ihn heilte Gottes Kraft unzählige Kranke; durch ihn beherrſchte ſie den Sturm und die Elemente, und wie er in die Herzen und Gewiſſen der Menſchen, ſo ſchaute er auch hell in die Zukunft, und ſah — ſeine Auferſtehung, aber auch ſeine Kreuzigung

voraus. Darum nun, weil „Gott der allmächtige Geiſt, und Jeſus ihn frei walten ließ, — und weil er die Liebe iſt, und Jeſus für ſeine Feinde das Leben gab, und weil Gott die Wahrheit iſt und Jeſus die Wahrheit offenbarte und für ſie ſtarb, — darum wird er mit Recht ein Sohn Gottes und Gottmenſch genannt; denn Gott war mit ihm, und er war in Gott. Darum aber iſt auch das erhabenſte und tröſtlichſte Wort in der ganzen Menſchengeſchichte wahr: daß Gott ſelbſt in Chriſto — aus Liebe zu den Menſchen gelitten, — wie auch noch jeden Augenblick an jeden Menſchen die Warnung ergeht: „den heiligen Geiſt in ihm nicht zu betrüben,“ und wie Alle von Chriſto berufen ſind, ſeine Nachfolger, ſeine Mitarbeiter am Reiche Gottes, ſeine Brüder und Miterben zu werden, und wie er Allen verheißen hat, daß, wer liebthätig an ihn glaube, auch die Werke thun wird, die er gethan, und ſelbſt noch größere, als dieſe! —

„So lebte und lehrte und wirkte der Heiland, der uns heute geboren wurde, und wenn ihr ihn liebet, wie er euch geliebt hat, und ihm nachfolgt in Demuth und Ergebung, in Andacht und Selbstverläugnung, in unerſchöpflicher Liebe und Milde gegen andere und in Wachſamkeit und in Strenge gegen euch ſelbſt, — dann werdet ihr ſelig ſeyn in der That, und ſelig im Glauben, in Liebe und Hoffnung! Darum konnte ich auch nichts Herrlicheres euch geben, als das Bild ſeines Lebens und Wirkens, und damit ihr an jedem Morgen und jedem Abend euch dieſes Bildes erinnern möget, iſt einem Jeden von euch einer jener brennenden Leuchter zugedacht, der euch geleite, wenn ihr zur Ruhe gehet, und der vor euch ſtehe, wenn ihr zu eurem Tagewerk erwachet! —

3.

Noch horchten die Kinder, und ſahen eben ſich um nach den glänzend geputzten Leuchtern, die nun ihnen eigen gehören ſollten, — das erſte Eigenthum, dem

eine ſo ernſte Bedeutung gegeben, und welches ihnen darum auch ſo wichtig und werthvoll erſchien, — als ein liebliches Geklingel auf der Straße vernehmbar wurde, immer näher kam, dann auf einmal vor dem Hauſe verſtummte. Aber ehe noch die Kinder ſich über das Unerwartete befragen und beſprechen konnten, wurde die Stubenthüre geöffnet, und hereintraten drei weißgekleidete, freundlich lächelnde Engel. Der mittelſte trug einen reich mit Lichtern beſteckten und mit Früchten und Süßigkeiten behängten Baum, und um ſein goldlockiges Köpfchen wand ſich ein Kranz von Immergrün. Der Engel zu ſeiner Rechten hielt einen Credenzteller, auf welchem einige ſehr ſchön gebundene heilige Schriften und Geſangbücher lagen, und ein Lilienkranz ſchmückte die klare Stirne, von welcher das dunkelbraune Haar einfach geſcheitelt herabwallte. Der dritte, mit Roſen bekränzte, Engel faßte mit beiden Händen ein flaches Körbchen, in welchem der Gaben mancherlei waren, — bunte Spiel-

ſachen, einige zierliche Kleidungsſtücke und oben auf ein großer herzförmiger Kuchen.

Und der lilienbekränzte Engel trat zuerſt hervor und ſprach zum Pfarrer hingewendet:

Frommer Hirt! o deine Worte
Sind zu Herzen uns gegangen,
Schloſſen auf des Glaubens Pforte;
Mögſt du gern nun auch empfangen,
Was du ſchätzen uns gelehrt,
Was uns jetzt ſo lieb und werth.

Dann überreichte er ſeine Bücher, und ſchon eilte der Roſenengel herbei, verneigte ſich vor der Pfarrerin und dem Pfarrer, und ſprach:

Gute Mutter, guter Vater,
Allen Helfer und Berather,
Eure Lieb' iſt nicht verloren,
Denn ich bring' Euch Aller Herz,
Die jetzt Eins, und, neu geboren,
Liebend ſtreben himmelwärts.

Damit übergab es ſein Körblein der tiefgerührten Pfarrerin, und an ſeine Stelle trat der dritte Engel und ſprach mit kräftiger Stimme:

Und ſie hoffen und ſie beten,
Daß der Herr Euch alle ſegne,
Daß auch Euch in allen Nöthen
Stets ein guter Hirt begegne.
Und wir wünſchen und wir hoffen,
Daß die kleinen Gaben ſagen,
Wie euch Aller Herzen offen,
Stets euch treu entgegen ſchlagen!

Und nun ſtellte er ſeinen lichtgrünen Baum auf den Tiſch, und noch einmal neigten alle drei zugleich grüßend das Köpflein und waren verſchwunden, ehe noch die Familie ſich von ihrem Erſtaunen erholt hatte.

Zwar hatte der Pfarrer gar bald die drei Engel als drei ſeiner liebſten Schulkinder erkannt, und ſich über die gar freundlichen Liebeszeichen erfreut, welche die Gemeinde ihm darbringen ließ; aber er wußte noch nicht, daß ſein Schullehrer auch in Reimen zu ſchreiben, und daß er ſo ſinnreiche Anordnungen zu treffen verſtehe. Indeſſen vertheilte die Mutter die nun wahrhaft vom Chriſtkind beſcheerten Geſchenke, und die Kinder jubelten laut über den goldfunkelnden Baum

und ſeine anlachenden Früchte. Und als alles gehörig ausgetheilt war, — da reichten Vater und Mutter ſich die Hand, und ſahen wonnetrunken dem ſeligen Kindertreiben zu. Dann gingen ſie zuſammen ans Fenſter, durch welches die ewig jugendlichen Sterne herein blitzten. Der Himmel war hehr und heiter, und die Sterne ſtrahlten ſo feierlich, als begingen ſie in ſtiller Eintracht ein hochheiliges Feſt. Und die würdigen Ehegatten ſtanden ſchweigend und Hand in Hand, und ganz in Schauen verloren und in Ahndung künftiger Seligkeiten! — Da hörten ſie die Kinder aufjauchzen, und ſie glaubten ein fremdes klares Kinderſtimmchen zu hören. Sie wandten ſich um, und gewahrten ein wunderſchönes Knäblein, das mit ihren Kindern ſpielte und die kleinen Arme um ſie ſchlang und ſie ſanft auf die Stirne küßte. Vater und Mutter ſchauten ſich an, ein heiliger Schauer durchrieſelte ſie, und als ſie ſich nochmals zu den Kindern hinwandten, war das Knäblein verſchwunden;

aber ihnen war es, als hörten sie die Worte;

„Lasset die Kindlein zu mir kommen: denn ihrer ist das Himmelreich!“

Das Herz der Eltern war zu voll; sie gingen in ihr Schlafgemach, um sich zu sammeln. Und sie knieten selig nebeneinander hin, und sprachen ein inbrunstiges Dankgebet. So glaubten sie noch nie gebetet zu haben; denn sie fühlten, Er war mit ihnen. Sie wandten sich zueinander — und, siehe! ein schöner Jüngling mit leuchtendem Antlitze stand nahe hinter ihnen, betete und breitete seine Hände über ihre Häupter. Da schlossen vor Wonne und Entzücken sie die Augen, und als sie wieder aufsahen, war der Jüngling verschwunden; aber in ihrem Innern hallten die Worte wieder:

„Wo zwei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich unter ihnen!“ —

Das Dombild zu Kölln.

III. Die Anbetung der drei Könige, die h. Urſula mit den eilftauſend Jungfrauen und der h. Kunibert mit ſeinen Rittern.

(Das innere Bild.)

Wenn nun des Bildes Pforten ſich erſchließen,
Strahlt uns Maria göttlichmild entgegen!
Aus ihrem Antlitz ſtrömet Himmels-Segen,
Sich in das Herz beſel'gend zu ergießen.
Die Blicke ſanft das Kind mit Lieb umſchließen,
Das ihre Hände mütterlich umhegen;
Und Wonn' und Schmerz ſie ahndungsvoll bewegen, —
Soll doch das Heil — des Sohnes Tod entſprießen!
Und lieblich-ernſt hebt ſeine zarte Hand
Das Himmelskind, die Könige zu ſegnen,
Die knieend ehrfurchtsvoll zu ihm gewandt.
Und Ritter ſtehen links, und rechts die Frauen;
Sie fühlen ſich von ſüßer Huld begegnen,
Und ſind verſunken ganz in ſeel'ges Schauen!

IV. Der Dichter.

Wer bin ich, daß ich wollt' vermeſſen wagen,
Das Heiligſte der Kunſt und Frömmigkeit
Zu faſſen in der Rede Aermlichkeit,
Der Farben höchſten Zauber dir zu ſagen?
Ich möchte wohl in bittern Thränen klagen,
Daß ich der Seele tiefſte Heimlichkeit,
Des Bildes überird'ſche Lieblichkeit
Nicht konnt' in Töne würdig übertragen.
Was endlich iſt, kann man in Worten zeigen;
Doch jenes hohe Werk der alten Kunſt
Kann kein Geſang der Dichter je erreichen.
Nur tief begeiſtert von der Jungfrau Gunſt
Schuf Meiſterhand dies Bildniß ſonder Gleichen,
Zugleich die Blüth und Frucht der deutſchen Kunſt.

Des Sängers Scheiden.

In jener erſten goldnen Zeit,
Da ſchuldlos noch und ſchön das Leben,
Der Tod uns noch mit Freundlichkeit
Von Himmel wollt' zu Himmel heben,
Sah einſt ein alter Sänger ſich
An ſeines Erdenlebens Ziele,
Des Lebens, das ſo wonniglich
Entfloſſen ihm in ſüßem Spiele.

Auf hohem Berge ſtand ſein Schloß,
Von dem ſich des Geſanges Quelle
Hinab in's weite Thal ergoß,
Wie Thau erquickend, mild und helle.
Von dort war oft in dunkler Nacht
Sein wunderbarer Sang erklungen,
Daß bald der Sterne lichte Pracht,
Den Wolken funkelnd ſich entſchwungen.

Nun, da der Trennung Tag erſchien,
Hüllt ahnend ſich in grauen Schleier

Der Himmel, und der Matten Grün
Erblaßt zur stillen Todtenfeier.
Kein Lüftchen spielt auf weiter Flur,
Es ließ kein Vöglein mehr sich hören;
Und ringsum trauert die Natur,
Daß sie den Liebling soll verlieren! —

Der Sänger seine Harfe nahm
Wohl in des Morgens erster Stunde;
Ihm naht kein Schmerz, ihn drückt kein Gram,
Sanft lächelnd blickt er in die Runde,
Läßt nieder vor dem Schlosse sich,
Und spricht in Sang und Klang zum Thale,
Wie nie, so hehr und inniglich,
Dem Schwane gleich — zum letztenmale!

Wie zaub'risch aber auch der Klang,
Den er entlockt den gold'nen Saiten,
Wie überschwenglich sein Gesang
Von Gottes ew'gen Herrlichkeiten, —
So blieb verschleiert doch und trüb
Allum des Himmels weiter Bogen,
Von grauem Dufte trauernd blieb
Des Lenzes frisches Grün umzogen! —

Doch als die letzte Stunde nahl,
Der Sänger, ſcheidend, mit Vertrauen
In tiefgewalt'gen Tönen bat,
Die Sonne einmal noch zu ſchauen; —
Und ſieh! es glänzt ein Purpurſtrahl
Herab von dunkler Wolken Zinnen, —
Und Flügel wurden Klang und Strahl,
Und trugen ihn verklärt von hinnen.

Wachsthum der Liebe.

Des Lebens tiefste Wurzel ist die Liebe,
Sie ist sein Stamm, sein Laub und seine Blüthe,
Und reifet Frucht ihm durch des Himmels Güte,
Ist auch für dort das Saamenkorn — die Liebe.
Wie erst der Mensch, nach eingebor'nem Triebe,
Sich selber liebt, so neigt sich sein Gemüthe
Doch bald zu Allem, was die Welt ihm biete,
Bis in ihm reift die wahre Gottesliebe!
Liebt nur sich selbst das Kind im Mutter Scheeße,
Bald küßt der Knab' der Eltern liebe Wangen,
Bis Jüngling er — glüht für der Schönheit Rose.
Wie Vaterfreuden dann sein Herz erweiten,
Wird auch sein Volk bald liebend er umfangen,
Zuletzt bereit, für Menschheit Tod zu leiden.

Befreiung.

Ja, ſprengt, o Menſchen! nur der Selbſtſucht Banden,
Die ſchmeichelnd euch verlocket und umſtrickt,
Und alle, ringelnd ſchlangengleich, erſtickt,
Die nicht mit Kraft ſich früh genug entwanden.
O ſeht, wie jene, die für ſich nur brannten,
Und ſo der Liebe Weltenband zerſtückt,
Zuletzt, auch nur auf ſich zurückgeſchickt,
Im öden Selbſt der Hölle Qualen fanden!
Doch ſehet auch, — wer ſich der Lieb' erſchloſſen,
Wie, allen gebend, er in allen lebt,
In allen froh erkennet Liebgenoſſen;
Und, wie der Blinde, dem es Tag geworden,
Den ſel'gen Blick mit Dank zu Gott erhebt,
Und offen ſieht des Himmels goldne Pforten

Zum Jahreswechsel.

Unaufhaltsam rollt der Wagen,
Den die alte Zeit regiert,
Und kein Bitten und kein Klagen
Hat noch jemals sie gerührt.
Frühling, Schönheit, Liebeswonnen
Reißt sie schonungslos in's Grab,
Stürzet selbst die hehren Sonnen
Wieder in die Nacht hinab!

Sieh' das Morgenroth erglänzen,
Sieh' des Lichtes heit'res Spiel;
Bräutlich will die Erd' sich kränzen
In des Tages Vorgefühl; —
Doch der Zeitenwagen steiget
Aus dem Feuermeer empor,
Und der Liebesglanz erbleichet
Und es schweigt der Lerchen Chor!

Aber dort in ſüßer Roſe —
Sieh' Aureren auferſtehn,
Blickt ſo lieblich, lacht ſo loſe, —
Nein, ſie darf nicht untergehn!
Hoffe, glaube nicht vergebens,
Sie auch iſt ein Kind der Zeit!
Sehnſucht kürzt die Bahn des Lebens,
Und den Tod zieht Liebesleid!

Regte doch in höher'm Sehnen
Sich der Roſe glühend Herz;
Nachtigall mit linden Tönen
Weckt' in ihr der Liebe Schmerz!
Und als kaum der Tag vergangen,
Und der Abendſtern erſchien,
Brach das Herz ihr vor Verlangen,
Und entblättert ſank ſie hin.

Aber in des Frühling Fülle,
Schlägt entzückt die Nachtigall!
— O gewiß die Zeit ſteht ſtille,
Hört ſie ſolchen Liedes Schall!
Denn es iſt das Lied der Liebe,
Der ſich jedes Herz erſchließt,
Weil aus urgewalt'gem Triebe
Sie beſeel'gend überfließt!

Und mein innres Aug' erblickte,
Was ich Wahres je gedacht,
Was mich Schönes je beglückte,
Was ich Gutes je vollbracht.
Morgenroth und Rosen blühten,
Nachtigall noch immer schlug,
Mädchen lebte, Sterne glühten;
Alles ich im Innern trug! —

Denn der Geist, was er empfangen,
Was ihm Gott je offenbart,
Was mit Lieb' er je umfangen,
Er auf ewig treu bewahrt.
Nur in ihm ist sel'ger Frieden,
Hier der ew'ge Himmel schön;
Hier sind Herzen nicht geschieden, —
Hier erbaut ist Gottes Thron!

Das Ewige und Unendliche.

Wer ewig iſt, der kann den Tod bezwingen,
Kann heiter ſeine Schrecken überwinden;
Und, ſich in jeder Schranke frei zu finden,
Kann dem nur, der unendlich iſt, gelingen.
Doch muß das Ew'ge mit dem Tode ringen,
Um ſich als unvergänglich zu empfinden; —
Und, um die eig'ne Tiefe zu ergründen,
Muß Jegliches ſein Gegentheil durchdringen.
So können wir mit Ruh' und Gleichmuth ſehen,
Wie in dem Herbſt die letzten Blätter fallen,
Weil hoch wir über allen Zeiten ſtehen;
So muß uns ſelbſt ein jeder Schmerz gefallen,
Weil er uns lehrt, den Gott in uns verſtehen,
Mit ſicher'm Schritt zum Himmel aufzuwallen.

Abſchiedswort.

Es trennet weder Raum noch Zeit,
Die nach der Liebe Urquell ſtreben;
Sie ruhn erhaben über Luſt und Leid,
Weil ſie im ew'gen Willen leben.
Und ſcheinen auf der ird'ſchen Bahn
Sie auch getrennt durch weite Fernen,
Sie ſchauen freudig himmelan,
Und ſeh'n vereint ſich in den Sternen.

Die

beiden Freunde.

Zwei Erzählungen,

aus dem

Französischen und Altdeutschen,

mitgetheilt und eingeleitet

durch

F. W. Carové.

Die

beiden Freunde.

Zwei Erzählungen,

aus dem Franzöſiſchen und Altdeutſchen,

mitgetheilt und eingeleitet

durch

F. W. Carové.

„Der nur liebt, dem ſich nicht Du und Ich noch trennt,
„Dem die Liebe Anfang iſt und Mitt' und End'."

Dſchelaleddin Rumi.

Leipzig, 1831.
G. Wolbrecht'ſche Buchhandlung.

Et qu'est-ce que l'amour? — Inextinguible flamme
Qui fond deux cœurs mortels et n'en fait plus qu'une
âme!

Alp. De Lamartine.

Seinem

Bruder Simon

in

unverbrüchlicher Liebe

gewidmet

vom Herausgeber.

Zürchte dich nicht, wenn gleich die Liebe dich hinabstürzt in den Tod, —
In des Todes Nacht, die anbricht deines Lebens Morgenroth.

Muslihheddin Saadi.

Vorwort.

Blätternd in der kürzlich erschienenen schönen Brüsseler Ausgabe von Diderot's philosophischen Werken, traf ich auf eine Erzählung, die überschrieben ist: **Les deux amis de Bourbonne** *). Diese Ueberschrift zog mich an. Wahre Freundschaft ist ein so köstlich, aber selten Ding, daß man eifrig jede Spur verfolgt, auf welcher man ihr nahe kommen, oder doch ihrer ansichtig werden kann, und führte der Weg auch durch eine französische Erzählung aus der als frostig berüchtigten Aufklärungszeit, und wüßte man gleich, was jedoch bei den zwei Freunden von Bourbonne der Fall nicht ist, daß das Ganze nur die Geburt einer müßigen Stunde wäre. Wer wahrhafte Freundschaft lebendig darzustellen weiß, in solchem lebt ja doch irgendwie ihr unsterbliches Wesen, denn Lebendiges geht nur aus Lebendigem hervor, und nur Liebe kann wahrhaft Liebwürdiges erzeugen. Darum, wäre der dichtende Maler eines getroffenen Freundschaftsbildes auch ohne Freund dahin gegangen, — wir reichen ihm noch über das Grab unsere Hand, und eine heiße

*) Oeuvres philosophiques de Denis Diderot. T. IV. p. 251. Bruxelles. Librairie philos. 1829.

Thräne fällt auf das Unkraut, das ſeine einſame Grabſtätte überwuchert. Das höchſte Schöne, — die wahre Liebe, — die allein Anbetungswürdige, weil ſie allein alle Weſen beſeligen möchte, — ſie hat in ihm gelebt und gewirkt, und konnte ihr Himmelsfeuer auch nicht alle ſeine ſelbſtigen Natürlichkeiten überwinden und durchläutern, er hat doch den Sieg der Liebe als ein Muſterbild erkannt und hingeſtellt, an dem ſich dann viel tauſend Herzen entzünden, erkräftigen und erheben können, und der Saame des Göttlichen, den er in fremde Seelen ausgeſtreut, — gewiß hat der Dichter ſelbſt ihn, ſchon keimend, mit hinüber genommen, wo der Seegen des Allmächtigen ihn zum tauſendblumigen Lebensbaume wird aufgehen laſſen! —

Daß auch Diderot manchen, aber nicht alle der ihm gemachten Vorwürfe verdiene, die freilich oft leichter auszuſprechen, als zu begründen, zu begründen, als zu vermeiden ſind, — kann jetzt nicht mehr in Abrede geſtellt werden, wo man ſich nicht mehr ſo leicht hinreißen läßt, die literariſchen Helden aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts entweder zu vertenfeln, oder zu vergöttern. Doch ſelbſt jetzt noch geſteht eine unpartheiſche Kritik *), daß Diderot „einer der „liebenswürdigſten Menſchen war, auch in Hinſicht „der moraliſchen Güte," und berichtet, daß „bei „Keinem die Phyſiognomie ſo ſehr das Wohlwollen

*) S. Ubert's Anmerk. zu ſeiner Ueberſetzung v. P. de Barante's und M. Jay's Abhandl. üb. d. franz. Liter. im 18ten Jahrh. S. 310.

„und die Biederkeit ſeines Herzens zeigte," als bei ihm *). — Aber er lebte in einer innerlichſt zerriſſenen, herben Zeit, in welcher ſelbſt die Poeſie, beſonders in Frankreich, oft nur harte Magddienſte verrichten mußte. Ein ſchlecht und ſchwach gewordener Adel, ein ſittenlos und heuchleriſch gewordener Klerus beherrſchten und bedrückten willkührlich den immer mehr erſtarkenden Bürger- oder ſogenannten dritten Stand. Die Staatsverwaltung war eine Ausſaugungsmaſchine, die Kirche für Heuchler eine leere Ceremonie, für Dumme ein Surrogat des eigenen Beſſerwerdens, für edlere Gemüther eine widerſinnige Zwangsanſtalt geworden. Gegen ſchrankenloſe Willkühr und Herrſchſucht empörte ſich das Rechtsgefühl und ein eben ſo ſchrankenlos werdendes Freiheitsſtreben. Der entarteten Cultur wurde ein vermeintlicher Naturzuſtand, dem gemein gewordenen Adel wurden die edleren Regungen der niedrigſten Stände, einer ſittenloſen Religion — ein religionloſer Edelmuth, der Caſuiſtik und herzloſen myſteriöſen Dogmatik eines phariſäiſchen Klerus end-

*) Nachdem das Obige ſchon niedergeſchrieben, laſen wir im Globe (vom 21ſten Sept. 1830): „Qui lit Diderot comme il convient, avec sympathie, amour et admiration, recompose aisément ce qui est jeté dans un désordre apparent — et finit par embrasser d'un coup d'oeil l'oeuvre du grand homme, par saisir tous les traits de cette figure forte, bienveillante et hardie, colorée par le sourire, abstraite par le front, aux vastes tempes, au coeur chaud, la plus allemande de toutes nos têtes, et dans laquelle il entre du Goethe, du Kant et du Schiller tout ensemble. —

lich — wurde der gemeine Menſchenverſtand und das unverſtellte Naturgefühl des genannten gemeinen Mannes entgegengeſetzt. Eine tiefe Entrüſtung gegen Anmaßung, Unrecht und Willkühr, wie gegen Glaubenszwang und Religionsheuchelei durchzitterte alle beſſeren Gemüther, alle wahrhaft begeiſterten Dichterherzen, und Molière's Tartuffe, Voltaire's Erzählungen und Mahomet und Athalie, und Boileau's Lutrin, wie Montesquieu's perſiſche Briefe, und J. J. Rouſſeau's faſt ſämmtliche Werke bezeugen der Nachwelt das tiefe innere Elend ihrer Zeit und den ſchmerzlichen geiſtigen Kampf, welcher durch die Verſtocktheit der Gegner zuletzt zu der gräulich erhabenen Kriſe hingetrieben wurde, die, wie ein ſchweres Gewitter, zuerſt nur furchtbar und zerſtörend, dann aber reinigend, befruchtend, und Alles neu belebend über Europa hingezogen iſt. Auch Diderot gehörte zu den eben ſo geiſtreichen als leidenſchaftlichen Vorkämpfern dieſer Weltſchlacht, in welcher Freiheit, Vernunft und Recht einen, übrigens noch lange nicht ausgekämpften, Kampf mit Despotismus, Autorität und Willkühr begonnen, und ſelbſt die vorliegende Erzählung trägt in ihrer urſprünglichen Abfaſſung die Signatur jener Zeit. Der Sohn einer adeligen Dame erzählt Olivier's, des einen Freundes, Schickſal, ſeinem jüngeren Bruder. Um das Weitere über Felix, dem Freunde Olivier's zu erfahren, wollen ſie ſich zunächſt an Herrn Papin, Doctor der Theologie und Paſtor von Sanct Marien zu Bour-

bonne wenden; ſchreiben aber, bei näherer Ueberlegung, lieber an den Unterbevollmächtigten Aubert, „der ein guter ganz aufrichtiger Mann ſei, auf deſſen Wahrheitsliebe man rechnen könne.“ — Der Bericht deſſelben bildet den zweiten Abſchnitt der Erzählung, und am Schluſſe derſelben warnt der Berichterſtatter vor dem Herrn Papin, von welchem er einen Brief an die Mutter der beiden jungen Leute beiſchließt, indem er befürchte, daß der „arme Pfaff, deſſen Kopf etwas „beſchränkt und deſſen Herz ziemlich verdreht ſei, von „Olivier und Felix nach ſeinen Vorurtheilen geſprochen „habe.“ Er beſchwört ſie, ſich an die Thatſachen, und „an die Güte ihres Herzens zu halten, welches „ihnen beſſer rathen werde, als der erſte Caſuiſt der „Sorbonne.“ — Dieſe ganze Einkleidung, glaubte ich hierhin, in das Vorwort, verſetzen zu dürfen, um hierdurch den Leſern der, übrigens unveränderten und möglichſt treu überſetzten Erzählung *), einen ungetrübten Genuß zu bereiten. Hierhin verſetze ich aus demſelben Grunde den Brief jenes Geiſtlichen und die Antwort der Dame, da beide die Einſeitigkeit und theilweiſe Verkehrtheit der Partheien zur Anſchauung bringen, welche ſich damals (wie ſelbſt zum Theil noch jetzt), in Frankreich einander feindlich gegenüber ſtanden; — zweier Partheien, deren die eine alles Natürliche, An- und Eingeborene, jede Selbſtſtändigkeit, Freiheit und Selbſtthat, als heidniſch oder gar als dämoniſch verwirft und ver-

*) Ob ſie bereits früher ins Deutſche überſetzt worden, iſt mir nicht bekannt.

achtet; während die andere alles Uebernatürliche und Ueberlieferte, alle Demuth und Selbſtverleugnung, wie alles Autoritätiſche gering achtet, oder doch ignoriren möchte.

Hr. Papin ſchreibt: „Ich weiß nicht, meine gnä„dige Frau! was der Hr. Unterbevollmächtigte Ihnen „von Olivier und Felix berichtet haben mag, noch, „welches Intereſſe Sie an zwei Spitzbuben nehmen „können, die keinen Fußtritt auf dieſer Welt gethan „haben, der nicht mit Blut benetzt wurde. — Die „Vorſehung, welche den Einen gezüchtiget, hat dem „Anderen einige Augenblicke Aufſtand gelaſſen, die er, „wie zu befürchten iſt, wohl ſchwerlich benutzen wird; „— doch, des Herren Wille geſchehe! Ich weiß, daß „es Leute hier giebt (und es ſollte mich nicht wun„dern, wenn der Hr. Unterbevollmächtigte dazu ge„hörte) welche von jenen beiden Menſchen wie von „Vorbildern ſeltener Freundſchaft ſprechen. „Was iſt aber in den Augen Gottes die erhabenſte „Tugend ohne die Gefühle der Frömmigkeit, „der der Kirche und ihren Vorſtehern ſchuldigen Ehr„furcht und der Unterwürfigkeit unter das Ge„ſetz des Landesherrn? Olivier iſt an der Thüre „ſeines Hauſes ohne Sacramente geſtorben; als „ich zu Felix bei den zwei Wittwen gerufen wurde, „konnte ich durchaus nichts Anderes aus ihm her„ausbringen, als den Namen Olivier; kein Zeichen „von Religion, kein Merkmal von Reue! Ich kann „mich nicht erinnern, daß er ſich jemals im Beicht-

„ſtuhle eingeſtellt habe. Die Olivier iſt ein anmaßen-
„des Weib, die bei mehr als einer Gelegenheit mir
„den ſchuldigen Reſpect verſagt hat. Unter dem Vor-
„wande, daß ſie leſen und ſchreiben könne, meint ſie
„im Stande zu ſein, ihre Kinder zu erziehen, und
„man ſieht dieſe weder in der Pfarr-Schule, noch
„bei meinem Unterrichte. Mögen Sie, Hochverehrte!
„hiernach ſelbſt ermeſſen, ob Leute ſolches Gelich-
„ters Ihrer Wohlthaten würdig ſeien! Das Evan-
„gelium läßt nicht ab, uns Erbarmung gegen die Ar-
„men anzuempfehlen; aber man verdoppelt das Ver-
„dienſt ſeiner Ausſpendungen durch eine gute Auswahl
„unter den Unglücklichen, und Niemand kennt die wahr-
„haft Bedürftigen beſſer, als der gemeinſchaftliche
„Hirte der Armen und Reichen. Wollten die gnädige
„Frau mich mit Ihrem Zutrauen beehren, ſo würde
„ich die Spenden Ihrer Wohlthätigkeit vielleicht auf
„eine für die Unglücklichen nützlichere, und für Sie
„ſelbſt verdienſtlichere Weiſe anbringen.“ Der ich
mit Hochachtung u. ſ. w. — — Frau von ... dankte
dem Herrn Unterbevollmächtigten Aubert für ſeine
Aufmerkſamkeit, und überſandte ihre Almoſen dem
Herrn Papin mit folgendem Handſchreiben: „Ich
„bin Ihnen recht ſehr verpflichtet, mein Herr! für
„Ihre weiſen Rathſchläge. Ich geſtehe Ihnen, daß
„die Geſchichte jener beiden Männer mich gerührt
„hatte, und Sie werden zugeben, daß das Beiſpiel
„einer ſo ſeltenen Freundſchaft wohl geeignet
„war, ein redliches und gefühlvolles Herz zu verfüh-

„ren. Sie haben mich aber aufgeklärt, und ich habe „eingesehen, daß es besser sei, christlichen und „unglücklichen, als natürlichen und heidni„schen Tugenden seine Hülfsgaben zuzuwenden. „Ich ersuche Sie, den kleinen Betrag, den ich Ihnen „beifüge, anzunehmen, und ihn, nach einer besser ver„standenen Wohlmeinung, als die meinige ist, aus„zutheilen.“ Ich habe die Ehre u. s. w.

Daß beide Briefe bittern Spott enthalten, und kaum geschrieben sein können, um die eigentliche Meinung des Verfassers zu verhüllen, bedarf wohl keiner nähern Auseinandersetzung. Jeder solch' höhnende Spott aber stößt ab, weil er nicht bessern und heilen will, sondern lieblos und eitel, wie eine Schlange unter Rosen, unter dem gleißenden Mantel des Witzes den vergifteten Pfeil der Vernichtung schleudert. Tritt nun vollends bei Werken der schönen Künste eine solche Absichtlichkeit unverkennbar hervor, so fühlen wir uns unwillkührlich verstimmt; weil wir das selbstzweckliche Schöne, in welchem wir selig ruhen möchten, zum bloßen Mittel herabgesetzt finden, was, wie jede Entweihung, unser bestes Innere verletzt. Wir sehnen uns dann in andere friedliche Gefilde hinüber, oder in goldene Zeiten zurück, in welchen die Menschen noch in sich selbst und unter einander einig, sich mit ganzem Herzen in das Schöne versenkten und aus dem ungetrübten Quell der Poesie Begeisterung zu edlen Thaten, wie zu reinen, freien Kunst- und Liebeswerken schöpften. So zog es auch uns, als wir Dide-

rots Erzählung geleſen, in die Vergangenheit zurück, und wir erinnerten uns freudig jener uralten Mähre von den zwei Geſellen, Amicus und Amelius, welche, im Mittelalter weit verbreitet *), — einer Zeit ihre Entſtehung verdankt, die wir nicht beſtimmen, und darum leicht als eine goldene träumen können. Wir hoffen auch unſeren verehrten Leſern und Leſerinnen eine gleich freudige Erholung zu bereiten, wenn wir ihnen dieſe Erzählung, die wir zur Zeit aus einer Handſchrift, die der erſten Hälfte des 15ten Jahrhunderts angehört, haben abdrucken laſſen **), in allgemein verſtändlicher Sprache mittheilen. Die kindlich-unbefangene ruhige Darſtellungsweiſe derſelben, ihre Unſchuld und tief rührende Innigkeit, ihre urſprüngliche unabſichtliche Einfalt, bilden, unſeres Erachtens, einen anziehenden Gegenſatz zu der abſichtlich einfachen, dennoch aber ſehr lebhaften Darſtellungsweiſe, zu der ſchmuckloſen, dennoch aber leidenſchaftlichen Natürlichkeit der franzöſiſchen Erzählung, wenn auch beide übrigens das gleiche Verdienſt haben, ohne kühlende Reflexionen,

*) Es giebt poetiſche Bearbeitungen derſelben in lateiniſcher, altfranzöſiſcher, altengliſcher, britanniſcher und isländiſcher Sprache. Außer den, von den trefflichen Brüdern Grimm in den Anmerkungen zum armen Heinrich (S. 88 ff.) gegebenen Nachweiſungen, fanden wir noch in Percy's relig. of anc. engl. Poetry, Vol. III. pref. p. XXVIII eine Hinweiſung auf The two Knigthly brothers Amys and Amelion.

**) Im Taſchenbuch für Freunde altdeutſcher Zeiten und Kunſt auf das Jahr 1816, S. 843: aus einer Handſchrift, welche überſchrieben: „Der Seele Troſt.“

bloß Thatſachen darzuſtellen, und durch ſolch' ſchlichte Darſtellung rückhaltloſer Liebe das Gemüth im Tiefinnerſten zu bewegen, es, wie mit Lebensluft von kräuterreichen Bergeshöhen, zu ſtärken und uns zum bewußten Gefühle zu bringen, was ein ſehr liebreicher frommer Mann ſchon vor einigen Jahrhunderten in Folgendem ausgeſprochen: „unſere Liebe nimmt ihrer „Güte Maaß von des Geliebten Güte; iſt gut, „wann ſie etwas Gutes liebet, — iſt böſe, wann ſie „liebet, das nicht gut iſt. Sie falle aber dennoch auf's Gute oder auf's Böſe, nichts „deſto weniger bleibt Lieben lieblich und „ſüß in ihm ſelbſt; machet darüber alles „träglich und leicht, das ohne ſie zu tragen ſchwer wäre, wo nicht ganz unträglich!" *)

In Beziehung auf den weſentlichen Inhalt der beiden Erzählungen ſeien uns aber noch einige einleitende Bemerkungen erlaubt. Beide ſtellen eine unbeſchränkte, überwältigende, wahrhaft heroiſche, aber keine von beiden eine chriſtliche Freundſchaft dar; denn in beiden waltet zwar ein höchſt edelmüthiger, aber dennoch bloß natürlicher Trieb, welcher, als Leidenſchaft, in der franzöſiſchen Erzählung zum Widerrechtlichen, in der anderen ſogar zum Widernatürlichen hinreißt. So möchten wir die Freundſchaft in jener als eine franzöſiſch-, die in der andern als eine ger-

*) S. „Zwei alte geiſtreiche Büchlein D. Johannis von Staupitz, weiland Abts zu Salzburg. Cap. I."

maniſch-heidniſche oder natürliche bezeichnen, da wir nur diejenige als eine chriſtliche anſehen können, deren unendlich in ſich kreiſendes Liebeleben keinen der größeren Liebeskreiſe der Familie, des Staates, der Menſchheit, durchbricht, von welchen der kleinere Freundſchaftskreis ſelbſt erſt ſein Daſein, ſeinen Schutz und ſeine Berechtigung empfängt. Der Heide, oder bloße Naturmenſch nimmt ſeinen Freund, wie er von Natur iſt, und giebt ſich ihm auf dieſelbe Weiſe; dagegen der wahrhaft gebildete, oder was daſſelbe iſt, der durch das ächte Chriſtenthum wiedergeborene Menſch ihn nimmt, wie er ſein und werden ſoll, und auch ſich ihm als ein ſolcher überläßt, der des gleichſtrebenden Freundes würdig werden möchte. — Wohl iſt die unendliche Liebe und Treue, wie ſie uns in den vorliegenden Erzählungen dargeſtellt iſt, ſo ergreifend, daß ſie ſelbſt in ihren Verirrungen noch lieb- und bewunderungswürdig erſcheint; aber eben, weil ihr Zauber uns faſt unwiderſtehlich mit ſich fortzieht, und, uns berauſchend, uns leichtlich uns ſelbſt entführt, darum mag immer von Neuem daran erinnert werden, daß derjenige edler und preiswürdiger iſt, welcher ſich es verſagt, Almoſen zu geben, um ſeine Gläubiger zu befriedigen, als wer ſeine Pflichten verletzt, um Anderen zu helfen. Wer freilich mehr in dem alten Teſtamente, als in dem neuen, oder mehr in jüdiſch-chriſtlichen Religionsbüchern als in der reinen Lehre

Christi die Bestimmungsgründe seines Handelns sucht, der wird in Abrahams Opferungsentschluß, in der vorgeblichen Hingabe des unschuldigen Gottessohnes zur stellvertretenden Gerechtmachung der Ungerechten, und in der Reinigung der aussätzigen Gewissen durch Abwaschung mit dem reinen Blute des Gekreuzigten, — eine Rechtfertigung des Amelius finden können, der auch auf eine, für göttlich von ihm gehaltene Weisung, der eigenen Kinder nicht verschont, um den, sonst unheilbar kranken, Freund zu retten. Auch muß diese Sage, als eine historische, allerdings von diesem letzteren Gesichtspunkte aus beurtheilt werden, und es darf hiernach ganz gerecht erscheinen, daß die beiden Freunde, wie Grimm berichtet (a. a. O. S. 187), „von der Kirche heilig gesprochen wurden;" denn die Kirche des Mittelalters war zum Theil wieder in das alte Testament und in das Heidenthum zurückgesunken. Aber die Reformation, und mehr noch die neueste Zeit, haben das reine Christenthum wieder an den Tag gebracht, und es eben so wohl von den alttestamentarischen und heidnischen Schlaken des Mittelalters, als von den naturalistischen Entstellungen der französischen Aufklärungszeit befreit, und hiermit uns einen höheren Maaßstab zur Würdigung der Liebe und Freundschaft verliehen. Jedenfalls würden Amicus und Amelius jetzt nicht mehr eine Stimme als vom Himmel kommend ansehen, welche Gesetzen und Pflichten widerspräche, die das Band der Familie, des Staatsvereines und der Menschheit knüpfen, denn diese

ſind das Unverbrüchlichſte, das Gewiſſeſte, weil ſie das Unentbehrlichſte zum Beſtande der Welt, und alles Andere nur gewiß wird durch Verknüpfung mit ihnen. Diderot aber, hätte er die Revolution durchlebt, und geſehen, wie die baare, durch Religion nicht gehaltene, nicht geläuterte Natur zu noch verwüſtenderem, abſcheulicherem Fanatismus ſich fortreißen läßt, als eine, alles Natürliche verachtende Religion, er würde Felix und Olivier's Freundſchaft nicht über Alles erhoben, und die Bedenklichkeiten des Geiſtlichen nicht alle verſpottet haben. Er würde vielleicht inne geworden ſein, daß nur die Liebe ſchon hier in den wahrhaften, ſturm- und wolkenloſen Himmel einführen kann, welche immer und in Allem an die allgemeine Liebe und Ordnung ſich anknüpft. Denn gedeihend und bleibend iſt nur, was in dem Ewigen ſich einwurzelt, ewig — nur die alles umfaſſende und ordnende und bewahrende Liebe, und ſo geleitet in den wahren, unſichtbar allgegenwärtigen Himmel nur die Eintracht mit dem gleich aufſtrebenden Freunde, und ihr durchgreifender Einklang mit Gott und ſeiner Welt.

Die zwei Freunde von Bourbonne.

Es lebten hier zwei Menſchen, die man die Oreſtes und Pylades von Bourbonne nennen könnte. Der eine hieß Olivier, der andere Felix. Geboren waren ſie an demſelben Tage, in demſelben Hauſe, und von zwei leiblichen Schweſtern. Auch von derſelben Milch waren ſie genährt worden; denn, da eine der beiden Mütter im Kindbette geſtorben, übernahm die Andere die beiden Kinder. Sie wurden zuſammen auferzogen, und waren immer von den Anderen abgeſondert. Sie liebten ſich, wie man athmet, wie man lebt, ohne daran zu denken; ſie fühlten es in jedem Augenblicke und vielleicht noch nie hatten ſie es ſich einander geſagt. Olivier hatte einmal Felix das Leben gerettet, der ſich für einen großen Schwimmer hielt, aber beinahe ertrunken wäre. Weder der eine, noch der andere erinnerte ſich deſſen weiter. Hundertmal hatte Felix ſeinen Freund aus verdrießlichen Händeln herausgezogen, in welche ſein ſtürmiſcher Charakter ihn verwickelte, und niemals hatte dieſer daran gedacht, ihm dafür zu danken; ſie kehrten zuſammen nach Hauſe zurück, ohne mit einander zu reden, oder indem ſie von anderen Dingen ſprachen. Als man für die Landwehr ziehen mußte, und das erſte ſchwarze Loos auf

Felix gefallen war, rief Olivier gleich, „das zweite iſt für mich.“ Sie hielten ihre Dienſtzeit aus, und kehrten dann in die Heimath zurück; ob noch lieber einer dem anderen geworden, als vorher, könnte ich nicht gerade ſagen; denn, wenn wechſelſeitige Wohlthaten überlegte Freundſchaften befeſtigen, ſo thun ſie vielleicht nichts zu jenen, die ich gern Seelen- und Haus-Freundſchaften *) nennen möchte. Während des Krieges hatte Olivier bei einem Handgemenge in Gefahr geſchwebt, daß durch einen Säbelhieb ihm der Kopf geſpaltet werde; unwillkührlich ſchob Felix ſich dazwiſchen und trug eine Schramme im Geſicht davon. Man behauptet, er ſei ſtolz auf dieſe Wunde geweſen; ich aber glaube es nicht. Zu Haſtembeck **) hatte Olivier ſeinen Freund aus dem Haufen von Todten herausgezogen, in welchem er zurückgelaſſen worden war. Wenn man ſie befragte, ſprachen ſie zuweilen von der Hülfe, die ſie, einer vom anderen, erhalten, allein niemals von derjenigen, welche einer dem anderen geleiſtet hatte. Olivier ſprach von Felix, Felix von Olivier; aber ſie lobten einander nicht. Einige Zeit nach ihrer Rückkehr in die Heimath — verliebten ſie ſich, und, wie der Zufall wollte, in ein und daſſelbe Mädchen. Keiner wurde Nebenbuhler des

*) Amitiés animales et domestiques im Gegenſatze von amit. réfléchies.

**) Dieſe Schlacht, welche am 28ſten Juli 1757 geliefert, war vom Marechal d'Eſtrées gegen den Herzog von Cumberland gewonnen worden.

anderen; derjenige, welcher zuerſt die Leidenſchaft ſeines Freundes bemerkte, zog ſich zurück: — es war Felix. Olivier heirathete, und Felix, des Lebens überdrüſſig, ohne zu wiſſen, warum, warf ſich auf allerlei gefährliche Gewerbe; das letzte war, daß er Schleichhändler wurde. Bourbonne, damals Hauptort der Subdélégation, gränzte an die Champagne, an Lothringen und an Franche-Comté, und es wurde dort viel Schleichhandel getrieben. Es gab damals vier Städte in Frankreich, in welchen über die Schleichhändler gerichtet wurde: Caen, Rheims, Valence und Toulouſe, und das ſtrengſte Gericht von dieſen Vieren war Rheims, wo ein gewiſſer Coleau den Vorſitz führte — ein ingrimmigſte Seele, die die Natur noch erzeugt hatte. Felix wurde mit den Waffen in der Hand ergriffen, vor den fürchterlichen Coleau hingeführt und zum Tode verurtheilt, wie fünfhundert andere, die ihm vorangegangen waren. —

Olivier erfuhr das Schickſal ſeines Freundes. — In der Nacht ſteht er auf von der Seite ſeiner Frau, und, ohne ihr etwas zu ſagen, eilt er nach Rheims, wendet ſich an den Oberrichter Coleau, wirft ſich ihm zu Füßen, und fleht um die Gnade, Felix ſehen und umarmen zu dürfen. Coleau ſieht ihn an, ſchweigt einen Augenblick, und giebt ihm ein Zeichen ſich zu ſetzen. Olivier ſetzt ſich. Nach einer halben Stunde zieht Coleau ſeine Uhr heraus und ſagt zu Olivier: „willſt du deinen Freund noch lebend ſehen und umarmen, ſo eile dich, er iſt auf dem Wege; und wenn

meine Uhr richtig geht, ſo wird er, noch ehe zehn Minuten vorüber ſind, gehangen ſein.“ Olivier, außer ſich vor Wuth, ſpringt auf, verſetzt dem Richter Coleau einen furchtbaren Stockſchlag auf den Nacken, der ihn faſt todt darnieder ſtreckt, läuft dem Richtplatze zu, kömmt an, ſchreit, ſchlägt den Scharfrichter, ſchlägt die Gerichtsleute, und ſetzt den Pöbel, den ſolche Hinrichtungen entrüſteten, in Aufruhr. Steine fliegen, der befreite Felix entflieht; Olivier denkt nun auch auf ſeine Rettung; aber ein Polizeiſoldat hatte ihm, ohne daß er es wahrgenommen, mit einem Bajonetſtoß die Hüfte durchſtochen. Er erreichte noch das Stadtthor, aber konnte nicht mehr weiter. Mitleidige Fuhrleute warfen ihn auf ihren Karren, und ſetzten ihn an der Schwelle ſeines Hauſes, nur wenige Augenblicke vor ſeinem Dahinſcheiden, ab; er hatte nur noch Zeit, ſeiner Frau zu ſagen: „Liebes Weib, komm herbei, daß ich dich umarme; ich ſterbe, — aber der Verſchrammte iſt gerettet.“ —

*

Felix, den Händen der Gerechtigkeit entkommen, warf ſich in den Wald, in welchem er zur Zeit, als er Schleichhandel getrieben, alle Wege und Stege hatte kennen lernen, und ſuchte allmählig der Wohnung Oliviers ſich zu nähern, deſſen Schickſal ihm noch unbekannt war. Im Grunde des Waldes wohnte ein Köhler, deſſen Hütte ſolcherlei Leuten zum Zufluchtsorte und zur Hinterlage für ihre Waaren und Waffen diente. Hierhin begab ſich Felix, nicht ohne

öftere Gefahr, in die Fallen der Polizeimiliz zu gerathen, die ihm auf der Spur nachſetzte. Einige ſeiner Gefährten hatten die Nachricht von ſeiner Gefangennehmung dort hinterbracht, und der Köhler und die Köhlerin hielten ihn ſchon für gerichtet, als er ihnen erſchien. Ihre Kinder, die ſich bei der Hütte herum trieben, waren die erſten, die ihn ſahen. Während er das jüngſte liebkoſ'te, deſſen Pathe er war, liefen die anderen in die Hütte und riefen: „Felix! Felix!“ Vater und Mutter kamen heraus, denſelben Freudenruf wiederholend; aber der Unglückliche war ſo erſchöpft von Ermüdung und Hunger, daß ihm die Kraft fehlte, zu antworten, und er beinahe ohnmächtig in ihre Arme ſank. Dieſe guten Leute halfen ihm, womit ſie konnten, gaben ihm Brod, Wein und einiges Gemüſe; er aß und ſchlief ein. Bei ſeinem Erwachen war ſein erſtes Wort: „Olivier! — Kinder, wißt ihr nichts von Olivier?“ — „Nein,“ antworteten ihm dieſe. Er erzählte ihnen das Abentheuer von Rheims und brachte die Nacht und den folgenden Tag bei ihnen zu. Er ſeufzte, ſprach den Namen Olivier aus, glaubte, ſein Freund ſei in den Gefängniſſen von Rheims, und wollte dahin, wollte mit ihm ſterben. Nicht ohne Mühe brachten der Köhler und die Köhlerin ihn von dieſem Vorſatze ab. Gegen Mitte der zweiten Nacht nahm er ſeine Flinte, ſteckte einen Säbel unter den Arm, und, an den Köhler ſich wendend, ſagte er mit gedämpfter Stimme zu ihm: „Köhler!“ — „Felix!“ — „Nimm deine Axt und laß uns gehen.“ —

„Wohin?“ — „Schöne Frage! zu Olivier.“ — Sie gehen; aber eben, als ſie aus dem Walde treten, werden ſie von einer Abtheilung der Polizeimiliz umringt. — Es iſt wohl unerhört, daß zwei Männer zu Fuß ſich gegen einige zwanzig Reiter halten konnten; wahrſcheinlich waren dieſe zerſtreut und wollten ihre Beute lebend einfangen. Wie dem auch ſei, das Gefecht war ſehr heiß; fünf Pferde wurden verſtümmelt und ſieben Reiter niedergehauen mit Axt oder Säbel. Der arme Köhler blieb todt auf dem Platze, von einem Flintenſchuſſe in die Schläfe getroffen; Felix entrann in den Wald, und da er eine unglaubliche Gewandtheit hatte, lief er von einem Orte zum andern, lud im Laufen ſeine Flinte, ſchoß, und gab Signale auf ſeiner Waldpfeife. Dieſes Pfeifen, dieſe Flintenſchüſſe, in kurzen Zwiſchenräumen und von verſchiedenen Seiten her, ließen die Reiter der Polizeimiliz befürchten, daß eine ganze Bande von Schleichhändlern dort verſammelt ſei, und ſo zogen ſie ſich eiligſt zurück. Als Felix ſie entfernt ſah, kam er auf das Schlachtfeld zurück, nahm den Leichnam des Köhlers auf ſeine Schultern und ging den Weg zu deſſen Hütte zurück, wo die Köhlerin und ihre Kinder noch ſchliefen. An der Thüre hält er ein, legt die Leiche zu ſeinen Füßen nieder, und ſetzt ſich auf die Erde, den Rücken an einen Baum anlehnend, das Geſicht zum Eingang der Hütte hingewandt. Dies der Anblick, der die Köhlerin bei ihrem Austritte aus der Hütte erwartete. Sie erwacht, findet ihren Mann nicht an

ihrer Seite, ſucht mit ihren Blicken Felix; — kein Felix! — Sie ſteht auf, geht hinaus, ſieht, thut einen Schrei, — und ſinkt zu Boden. Ihre Kinder laufen herbei, ſehen, ſchreien, werfen ſich hin auf ihren Vater, auf ihre Mutter. Die Köhlerin, durch den Lärm und das Jammern ihrer Kinder wieder zu ſich ſelbſt gebracht, reißt ſich die Haare aus, zerfleiſcht ſich die Wangen. Felix, unbeweglich am Fuße ſeines Baumes, verſchloſſen die Augen, das Haupt zurückgeſenkt, ſtöhnt mit verlöſchender Stimme ihnen zu: — „tödtet mich!“ — Eine augenblickliche Stile trat ein; dann wieder begannen der Jammer und das Schreien, und Felix rief wieder: „Tödtet mich, Kinder, aus Mitleiden, tödtet mich!“ So gingen drei Tage und drei Nächte in Troſtloſigkeit hin. Am vierten Tage ſagte Felix zur Köhlerin: „Weib, nimm deinen Querſack, thue Brod hinein und folge mir.“ Nach einem weiten Umwege durch Wald und Gebirge langten ſie endlich am Hauſe Oliviers an, welches am Ende des Fleckens liegt, da wo die Landſtraße ſich in zwei Wege theilt, deren einer nach Franche-Comté, der andere nach Lothringen führt. Hier iſt's, wo Felix den Tod Oliviers erfahren, und ſich zwiſchen zwei Wittwen finden ſoll, deren Männer um ſeinetwillen erſchlagen worden. Er tritt ein, und fragt mit Ungeſtüm (brusquement) Oliviers Frau: „wo iſt Olivier!“ Ihr Schweigen, ihre Kleidung, ihre Thränen verriethen ihm, daß Olivier nicht mehr ſei. Er wurde ohnmächtig, ſank zuſammen und ſchlug wider

die Ecke des Backtrogs fallend, ſich eine tiefe Wunde in den Kopf. Die zwei Wittwen hoben ihn auf; ſein Blut floß über ſie hin, und während ſie mit ihren Schürzen es zu hemmen ſuchten, ſagte er zu ihnen: „Und Ihr ſeid ihre Weiber, und Ihr ſucht mir zu helfen!“ Und wieder wurde er ohnmächtig, kam wieder zu ſich — und ſprach mit Seufzen: „Warum ließ er mich nicht? Warum nach Rheims kommen? Warum ihn dahin gehen laſſen?“ Und nun — kam er von ſich, wüthete, wälzte ſich auf der Erde, und zerriß ſeine Kleider. In einem dieſer Anfälle zog er ſeinen Säbel und wandte ihn gegen ſich ſelbſt; aber die beiden Frauen warfen ſich auf ihn und ſchrien um Hülfe. Die Nachbarn liefen herbei, man band ihn mit Stricken und es wurde ihm ſieben bis achtmal zur Ader gelaſſen. Die Wuth ließ nach mit der Abnahme ſeiner Kräfte, und er lag wie todt während drei oder vier Tagen, worauf er dann wieder zur Beſinnung kam. Im erſten Augenblicke ſchaute er rings um ſich her, wie ein Menſch, der aus einem tiefen Schlafe kommt, und ſagte: „wo bin ich? Weiber, wer ſeid Ihr?“ — Die Köhlerin antwortete: „Ich bin die Köhlerin.“ „Ach ja!“ verſetzte er, — „die Köhlerin! ... Und Ihr?“ — Das Weib Oliviers ſchwieg. — Da fing er an zu weinen, drehte ſich um nach der Wand und ſagte ſchluchzend: „Ich bin bei Olivier, ... dies iſt Oliviers Bett, ... und die Frau dort, — ſie war die ſeinige! Ach!“ — Die beiden Frauen verpflegten ihn ſo liebreich, ſie flößten ihm ſo

viel Mitleiden ein, ſie baten ihn ſo inſtändig, zu leben, ſie erinnerten ihn auf ſo rührende Weiſe daran, wie er ihre einzige Hülfe ſei, daß er ſich von ihnen überreden ließ. Während der ganzen Zeit, die er in dieſem Hauſe blieb, legte er ſich nicht mehr zu Bette. In der Nacht ging er hinaus, irrte auf den Feldern umher, wälzte ſich auf der Erde, und rief Olivier mit Namen. Eine der beiden Frauen folgte ihm und brachte ihn bei Anbruch des Tages zurück. — Mehrere Leute im Hauſe Oliviers wußten dieß, und unter dieſen waren einige Uebelgeſinnte. Die zwei Wittwen warnten ihn vor der Gefahr, in welcher er ſich befand; — es war an einem Nachmittag; — er ſaß auf einer Bank, den Säbel auf den Knien, die Ellbogen auf einen Tiſch geſtützt, die beiden Fäuſte auf ſeine beiden Augen gedrückt. Zunächſt antwortete er nichts. Oliviers Frau hatte einen Sohn von ſiebzehn bis achtzehn, die Köhlerin eine Tochter von funfzehn Jahren. Plötzlich ſagte er zur Köhlerin: „Köhlerin, geh, hole deine Tochter und bringe ſie hieher.“ Er hatte einige Morgen Wieſen; er verkaufte ſie. Die Köhlerin kam mit ihrer Tochter zurück; der Sohn Oliviers heirathete ſie; Felix gab ihnen das Geld von ſeinen Wieſen; umarmte ſie und bat ſie weinend, ihm zu verzeihen. Sie gingen, in der Hütte ſich niederzulaſſen, wo ſie noch ſind, und wo ſie bei den andern Kindern Vater- und Mutterſtelle vertreten. Die beiden Wittwen blieben bei einander wohnen, und Oliviers Kinder hatten einen Vater und zwei Mütter. —

Es iſt nun ungefähr anderthalb Jahr, daß die Köhlerin geſtorben iſt; Oliviers Frau beweinet ſie noch täglich. —

Eines Abends, als ſie auf Felix Acht gaben, denn immer war es eine von beiden, die ihn nicht aus den Augen ließ, — ſahen ſie, daß er in Thränen zerfloß. Schweigend breitete er ſeine Arme nach der Thüre, die ſeine Kammer von der der beiden Frauen abſonderte; dann machte er noch vollends ſein Reiſebündel zurecht. Sie ſagten ihm nichts; denn nur zu gut ſahen ſie ein, wie nothwendig ſeine Abreiſe ſei. Sie aßen alle drei zuſammen zu Nacht — ohne ein Wort zu ſprechen. In der Nacht ſtand er auf; die Frauen ſchliefen nicht, auf den Fußſpitzen nahte er ſich der Thüre. Hier blieb er ſtehen, ſah zurück nach dem Bette der beiden Frauen, wiſchte ſich die Augen mit ſeinen Händen und ging hinaus. Die beiden Frauen umklammerten ſich einander mit den Armen und brachten die übrige Nacht mit Weinen zu. Man wußte nicht, wohin er ſich geflüchtet; aber es verging ſelten eine Woche, in welcher er ihnen nicht einige Unterſtützung zugeſendet hätte. Der Wald, worin die Tochter der Köhlerin mit dem Sohne Oliviers lebt, gehört einem Herrn Leclerc von Rançonnières, der ein ſehr reicher Mann und Herr eines andern Dorfes dieſer Bezirke iſt, welches Courcelles heißt. Eines Tages, als Herr von Rançonnières oder von Courcelles, wie es auch beliebt, in ſeinem Walde jagte, kam er an die Hütte von Oliviers Sohne. Er ging hinein, und fing mit

den Kindern, die sehr schön sind, zu spielen an. Er befragte sie; das Gesicht der Frau, die nicht übel aussieht, kam ihm wieder in Erinnerung; die feste Stimme des Mannes, der viel von seinem Vater hatte, flößte ihm Interesse ein; er vernahm das Schicksal ihrer Aeltern, versprach, um Gnade für Felix einzukommen, — bat darum, und erhielt sie.

Felix trat in Dienste des Herrn von Rançonnières, der ihn als Wildmeister (garde-chasse) anstellte. Zwei Jahre lebte er auf dem Schlosse von Rançonnières, während welcher er den Wittwen einen guten Theil seiner Besoldung zusandte, — als die Anhänglichkeit an seinen Herrn und der Stolz seines Charakters ihn in einen Handel verwickelten, welcher in seinem Ursprunge unbedeutend war, der aber die ärgerlichsten Folgen hatte. Herr von Rançonnières hatte zu Courceiles zum Nachbar einen Herrn Fourmont, Präsidialrath von Chaumont. Die beiden Wohnungen waren nur durch einen Gränzstein von einander abgesondert. Dieser Gränzstein hinderte das Thor des Herrn von Rançonnières und machte die Einfahrt von Wägen schwierig. Herr von Rançonnières ließ ihn einige Fuß weit nach der Seite des Herrn Fourmont hinausrücken; dieser schickte ihn eben so weit nach Herrn von Rançonnières Seite zurück und damit gab es nun Haß, Beleidigungen, — endlich einen Prozeß zwischen den beiden Nachbarn. Der Gränzsteinprozeß veranlaßte noch zwei, drei andere, weit beträchtlichere. So standen die Sachen, als eines Abends Herr von

Rançonnières, von ſeinem Wildmeiſter Felix begleitet, bei der Rückkunft von der Jagd, auf offener Landſtraße dem Herrn Fourmont, und deſſen Bruder, der Offizier war, begegnete. Dieſer ſagte zu ſeinem Bruder: „Bruder, was meinſt du dazu, wenn man dem alten Schufte da eins in's Geſicht verſetzte!“ Dieſe Frage wurde nicht vom Herrn von Rançonnières, aber unglücklicherweiſe von Felix gehört, der, ſtolz zu jenem jungen Manne ſich hinwendend, ihm zurief: „Mein Herr Offizier, wären Sie wohl tapfer genug, um ſich auch nur dazu anzuſchicken, dasjenige zu thun, was Sie eben geſagt haben!“ In demſelben Augenblicke ſtellt er ſein Jagdgewehr zur Erde, und legt die Hand auf den Griff ſeines Säbels; denn ohne dieſen ging er niemals aus. Der junge Mann zieht ſeinen Degen, geht auf Felix los; Herr von Rançonnières eilt herbei, ſchlägt ſich in's Mittel und faßt ſeinen Wildmeiſter. Indeſſen bemächtigt der Offizier ſich des Gewehrs, welches auf der Erde lag, ſchießt nach Felix, aber verfehlt ihn; — dieſer erwiedert es mit einem Säbelhiebe, der dem jungen Manne den Degen aus der Hand ſchleudert, und mit dem Degen die Hälfte des Armes; und ſo gab es denn noch einen Criminalprozeß zu den drei oder vier Civilprozeſſen; Felix in's Gefängniß geſperrt, eine furchtbare Unterſuchung, und in Folge davon ein Gerichtsherr ſeiner Stelle entſetzt und beinahe entehrt, ein Offizier von ſeinem Corps ausgeſchloſſen, Herr von Rançonnières durch Verdruß dahingerafft, und Felix, deſſen Gefangenſchaft noch

fortdauerte, aller Rache der Fourmonts ausgesetzt! Er würde ein trauriges Ende genommen haben, wenn Liebe ihm nicht zu Hülfe gekommen wäre. Die Tochter des Kerkermeisters verliebte sich in ihn und erleichterte seine Flucht; und sollte dem nicht so sein, so wurde es doch allgemein behauptet. Er entfloh nach Preußen, wo er jetzt im Regiment der königlichen Garde dient. — Man sagt, er sei bei seinen Kameraden beliebt und selbst vom Könige gekannt. Sein Kriegsname ist — der Traurige. Oliviers Wittwe wird fortwährend von ihm unterstützt.

*

Felix starb, und die arme Frau würde mit ihren Kindern aus Mangel umgekommen sein, wenn sie sich nicht in den Wald zu ihrem ältesten Sohne geflüchtet hätte, wo sie ihres hohen Alters ungeachtet arbeitet, und, so gut es geht, an der Seite ihrer Kinder und Enkel, ihr Dasein fristet.

* * *

Und nun ein wenig Moral zum Schlusse; das steht so schön. Felix war ein Lump (gueux), der Nichts hatte; Olivier war ein anderer Lump, der Nichts hatte; saget eben so viel von dem Köhler und der Köhlerin, und den übrigen Personen dieser Erzählung, und schließet daraus, daß im Allgemeinen es nicht leicht ganze und dauerhafte Freundschaften geben kann, als zwischen Menschen, die Nichts haben. Ein Mensch ist dann der ganze Schatz (fortune) seines Freundes, und sein Freund ist ganz der seinige. Daher die Wahrheit

des Erfahrungsſatzes, daß das Unglück die Liebesbande feſter ſchlingt, und der Stoff zu einem kleinen Paragraphen mehr für die erſte Ausgabe des Buches vom Geiſte *).

Von zwei Geſellen.

Liebes Kind, du ſollſt nicht ungetreu ſein, noch falſch. Wenn du Treue gelobeſt, ſollſt du Treue halten und leiſten. Nimm ein Beiſpiel an zwei Geſellen, von denen ich dir erzählen will.

Zwei Kinder wurden in einem Lande geboren, die hatte Gott einander ſo gleich gemacht, daß Niemand eines vom andern unterſcheiden konnte. Das eine war eines Grafen Sohn, und das andere war eines Ritters Sohn. Dieſe Kinder taufte der Papſt zu Rom, und nannte des Grafen Sohn Amelius und des Ritters Sohn Amicus, und gab ihnen zwei Näpfe von edlem Holze, die einander völlig gleich waren, und dieſe zwei Kinder gelobten einander getreue Geſellenſchaft; — ſo lange ſie lebten, wollten ſie ſich nicht ſcheiden **). Des Amicus Vater ſtarb und die

---

*) Das Buch vom Geiſte (de l'Esprit), von Helvetius, war im Jahre 1758 erſchienen.

**) Vgl. was ſchon Julius Cäſar (de bello gall. l. III. c. 22.) von den galliſchen Geſellenſchaften berichtet, die man Solburier nannte.

ungetreuen Herren entfremdeten ihm all' seines Vaters Erbe und Gut. Da wußte er keinen andern Ausweg, und wanderte zu seinem Gesellen Amelius. Den fand er nicht daheim, denn Amelius war zu Amicus Hause gewandert und wollte ihn trösten. Dies wußte Amicus nicht, und so suchten sie sich, einer den andern, von Stadt zu Stadt, wohl ein ganzes Jahr. Unterdessen kam Amicus in eines Ritters Haus, der ihm seine Tochter gab. Darnach, als die Hochzeit vorüber war, da ließ Amicus nicht ab; er suchte seinen Gesellen Amelius. Da begegnete ihm ein Pilgrim; dem gab Amicus seinen Rock, damit er Gott bitte, daß er ihn seinen Gesellen finden lasse, und ersuchte ihn, wenn er Amelius irgendwo sähe, ihm zu sagen, daß er ihm nach Paris hin nachfolgen möge. An demselben Tage begegnete der Pilgrim dem Amelius, der schlechte, schnöde Kleider anhatte, und im Antlitze wie Amicus gestaltet war. Da wähnte der Pilgrim, es sei Amicus, und verwunderte sich sehr, wo sein Pferd und seine Kleider hingekommen wären? Da sprach Amelius zu dem Pilgrim: „Du umwanderst des Landes viel; hast du meinen Gesellen Amicus irgendwo gesehen?“ — Da antwortete der Pilgrim: „warum fragest du mich um Amicus; du bist doch Amicus, und gabst mir heute diesen Rock und fragtest mich um deinen Gesellen Amelius; da hattest du Pferd und Knecht; wo sind die nun hingekommen?“ — Da sprach Amelius: „Ich bin nicht Amicus; ich bin ihm von Angesicht gleich, und heiße

Amelius.“ — Da ſprach der Pilgrim: „Du ſin deſt Amicus zu Paris.“ — Und da fand er ihn und ihnen ward beiden wohl zu Muthe. Sie umhalſ'ten und küßten ſich einander, und gingen beide an König Karolus Hof. Der König nahm ſie auf unter ſein Hofgeſinde, und ſie dienten ihm ſo wacker daß Jedermann ſie lieb hatte.

Darnach zu einer Zeit zog Amicus heim zu ſeiner Hausfrau, und ließ Amelius an des Königs Hof. Da hatte der König eine Tochter; die hatte Amelius lieb. Einſtmals betrog ihn die Verſuchung, als er die Jungfrau allein hatte, und that ihr Gewalt an; darüber war ſie ſehr betrübt. Da war an dem Hofe ein Graf, dem Amelius beſonders freundlich geſinnet war. Dieſem ſagte er ſein Geheimniß und fragte ihn um Rath. Der Graf bewies ihm Untreue und verrieth ihn bei dem Könige. Der König wurde zornig und fragte die Tochter um die Sache. Sie ſprach, der Graf möge das bezeugen, aber er werde es nicht thun können. Da ſprach der König: „Euer einer ſoll den andern beſtehen im Kampfe.“ — Dieſe Mähre vernahm Amicus, und zog hin an des Königs Hof und fragte Amelius um die Sache, und Amelius bekannte es vor ihm, daß er der Jungfrau Gewalt gethan hatte. Da ſprach Amicus: „So haſt du bös fechten, indem du ſchuldig biſt. Auch will ich dir eine Treue beweiſen. Nimm mein Pferd, meine Kleider und meinen Knecht, und fahre hin zu meiner Hausfrau. Sie erkennet dich nicht. Ich will hier

für dich kämpfen. Iſt es, daß ich ſterbe, ſo behalte du mein Weib; iſt es, daß mir Gott hilft, ſo komme wieder zu mir.“ — Und es geſchah, daß Amelius hinritt zu Amicus Haus und zu ſeiner Hausfrau, und ſie empfing ihn, als ſei er ihr Mann; denn er war gerade ſo geſtaltet, wie Amicus. — Indeſſen gewann Amicus den Kampf. — Des Abends, als ſie ſchlafen gingen, nahm Amelius ſein Schwert und legte es zwiſchen ſie beide und ſprach zu ihr: „Berührest du mich, ehe ich weiß, wie es meinem Geſellen geht, ſo koſtet es dich dein Leben.“ — Darnach kam ihm ein Bote, daß er zu ſeinem Geſellen kommen möge. — Und er that ſeine Kleider wieder an und der König gab ihm ſeine Tochter. — Dieſe Dinge hielten Amicus und Amelius unter ſich geheim, daß es Niemand wußte.

Darnach über eine lange Zeit, da plagte Gott Amicus, daß er ausſätzig wurde. Da ging ſeine Hausfrau mit allen ihren Freunden hin und trieben ihn aus all' ſeinen Gütern *), und er war krank und übel geſtaltet, und kein Menſch wollte mit ihm zu thun haben. Da mußte er ein Bettler werden und er ging von Haus zu Haus um ſein Brod, und — hatte von all' ſeinem Gut nichts mehr als den Napf, den ihm der Papſt gegeben hatte. Daraus trank und

*) Daß dies häufig den vom Ausſatz oder der ſogenannten Miſelſucht Befallenen geſchah, beweiſen die Grimm a. a. O. S. 165.

aß er. Da wanderte er zu ſeines Geſellen Haus und wollte ſehen, ob Amelius ihn nicht kennen wollte. Und er kam vor ſein Thor und rief: „Gebet dem armen Ausſätzigen etwas, um Gottes Willen!“ Da hatte Amelius den Napf, den ihm der Papſt gegeben hatte, vor ſich auf dem Tiſche ſtehen. Und er ſprach zu ſeinem Knechte: „Nimm den Napf und gieb dem armen Menſchen, was darin iſt, in ſeinen Napf, daß er trinke, und gieb ihm auch dazu, daß er eſſe. Der Knecht that, wie ihm geboten war, und als er zurück kam, da ſprach er alſo zu ſeinem Herrn: „Herr, der Mann hat einen Napf, der iſt geſtaltet wie Euer Napf.“ Als der Herr das hörte, da ſtand er vom Tiſche auf und trat vor das Thor zu dem Manne, und nahm ihn in ſeine Arme und küßte ihn auf ſeinen Mund und ſprach: „Amicus, mein lieber Freund, ſei Gott und mir willkommen. Alles, was ich habe, das iſt dein*).“ Dann fragte er, wie er ſo arm geworden wäre? Da antwortete ihm Amicus: „Nun mich Gott geplagt hat mit dieſer Sucht, verſchmäht mich meine Hausfrau und alle meine Freunde, und haben mich vertrieben!“ Da ſprach Amelius: „Du ſollſt bei mir bleiben, ſo lange du lebeſt.“ So that Amicus und diente Gott mit großer Innigkeit.

---

*) Sehr ſchön ſpricht in einer ähnlichen Erzählung in den ſieben weiſen Meiſtern der eine Freund zum andern „halber Theil meiner Seele.“

Da wollte unſer Herr vollkommene Treue an ihm beweiſen und er ſandte ſeinen heiligen Engel und der ſprach zu ihm: „Willſt du geſund werden, ſo gehe zu deinem Geſellen Amelius und ſage ihm, daß er ſeine zwei Kinder tödte und beſprenge dich mit dem Blute; ſo wirſt du geſund werden *).“ — Als Amicus Amelius das ſagte, da wurde er beides, betrübt und erfreut: er wurde betrübt, weil es ihm ſchwer war, ſeine eigenen Kinder zu tödten, und er war erfreut, daß ſein Geſelle geſund werden möchte. — Eines Tages, da ſeine Hausfrau in der Kirche war, da ging er in ſeine Kammer, wo ſeine Kinder auf dem Bette lagen. Da lachten ſie ihn an; er aber ſprach zu ihnen betrüblich: „Ach, liebe Kinder, ihr lachet mich an; ihr wiſſet nicht, daß ich euch tödten ſoll!“ Und er zog ſein Schwert und

*) Wie uralt und allverbreitet der Glaube war, daß Krankheiten, welche den ganzen Organismus inſizirt hatten, nur durch reines Blut und namentlich aus Liebe ſich hingebender Menſchen geheilt werden konnten, haben die Brüder Grimm a. a. O. S. 177 durch zahlreiche Zeugniſſe dargethan, ſo daß ſelbſt noch im Pentamerone (III. 9.) der große Türk, der den Ausſatz hat, nur geheilt werden kann, wenn er ſich im Blute eines großen Fürſten badet. — Wir fügen jenen Zeugniſſen noch folgendes bei: In einem Gedicht von Saadi (geb. 1171) welches wir in Meißners Quartalſchrift für ältere Liter. 8. III. S. 84 überſetzt fanden, wird einem kranken Könige gerathen, um zu geneſen, die Leber eines vierzehnjährigen Knaben zu verzehren. Den König rührt aber des Knaben Ergebenheit im entſcheidenden Augenblicke; er verzichtet auf ſeine Heilung und wird nun durch Gottes Gnade geſund.

tödtete ſeine Kinder und ſprach: „O Herr Jeſu Chriſt! ſieh dieſe Marter an, und verweis es mir nicht; denn ich thue es aus rechter Treue!“ — Und er nahm das Blut und beſprengte Amicus damit, und Amicus wurde geſund und die Frau wußte es nicht, daß ihre Kinder todt waren. Da war Amelius froh, daß ſein Geſelle geſund worden war, und doch ging er betrüblich auf die Kammer, worin die Kinder lagen. Als er ſie anſah, — da lachten die Kinder beide, und ſpielten, und jedes betete ſeinen Vater an, und jedes hatte einen rothen Striemen um den Hals, gleich einem ſeidenen Faden; den behielten ſie, ſo lange ſie lebten. Da dankte Amelius unſerem lieben Herren, und ſagte dieſe Dinge ſeiner Hausfrau. Da gelobte ſie Keuſchheit unſerem lieben Herren, die wollte ſie halten bis in ihren Tod.

Als die zwei Freunde todt waren, da grub man jeglichem ein Grab. Da fiel das eine Grab ein. Da wollten die Leute wiſſen, was das bedeute, und gruben das Grab auf, und fanden Nichts darin. Da grub man das andere Grab auf, da waren ſie beide darin zuſammen gekommen *).

*) Mit Recht erwähnen die Grimm (a. a. O. S. 194) der herrlichen Mythe, daß, als der ſterbliche Caſtor geſtorben, der „unſterbliche Pollux mit ihm theilt, und beide zuſammen einen Tag im Grabe liegen, daß ſie den andern beide im Himmel ſein können.“

Und Amicus Weib, die ihn vertrieben hatte, der brach der Teufel den Hals entzwei.

Liebes Kind, dies soll dir eine Lehre sein, und sei getreu! —

Leipzig, 1831.
G. Weltrecht'sche Buchhandlung.